

Wissen. Erzählen.: Narrative der Humanwissenschaften

Höcker, Arne (Ed.); Moser, Jeannie (Ed.); Weber, Philippe (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Höcker, A., Moser, J., & Weber, P. (Hrsg.). (2006). *Wissen. Erzählen.: Narrative der Humanwissenschaften* (Kultur- und Medientheorie). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839404461>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Arne Höcker,
Jeannie Moser,
Philippe Weber (Hg.)

WISSEN. ERZÄHLEN.

Narrative der Humanwissenschaften

*walker poetologie horizont tier kolonialismus
schwelle figur erbe fall experiment marx gutachten
tier geschlecht selbst sachbuch mündigkeit proba
bilität friktionalität mischbildung prinzessin
leitung ursprung verhalten eunuchi polemik
einstein psychochirurgie rhetorik dritte bio
graphie photo kant phrenologie wissen
schaftsobjekt heirat skizze narrativ
ordnung recht erbe gemeinschaft
psychoanalyse kontingen*

Wissen. Erzählen.
Narrative der Humanwissenschaften

Arne Höcker | Jeannie Moser | Philippe Weber (Hg.)

Wissen. Erzählen.

Narrative der Humanwissenschaften

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2006 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Satz: Jeannie Moser, Arne Höcker
Korrektur: Eddy Decembrino, Sara Seppelfeld, Simone Warta
Layout: Jeannie Moser, Konstanz; Torsten Meyer, Hamburg
Umschlaggestaltung: Michael Hicks, Arne Höcker, Baltimore
Druck: Majuskel Medienproduktion, Wetzlar
ISBN 3-89942-446-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Poetologien | Rhetoriken des Wissens

Jeannie Moser 11

Poetologien | Rhetoriken des Wissens. Einleitung

Oliver Simons 17

Nach Euklid. Geometrie als Narrativ bei Husserl und Foucault

Jörn Etzold 29

Am Ende des Kommunismus.

Zur Erzählbarkeit des Proletariats bei Marx

Benjamin Bühler 41

Das Tier und die Experimentalisierung des Verhaltens.

Zur Rhetorik der Umwelt-Lehre Jakob von Uexkülls

Caroline Welsh 53

Die Stimmung in den Wissenschaften vom Menschen.

Vom Sympathie-Modell zur Gemüts- und Lebensstimmung

Rüdiger Campe 65

Die Sorge der Prinzessin und die Zukunft des Ereignisses

Schwellen der Wissenschaftlichkeit

Philippe Weber 85

Schwellen der Wissenschaftlichkeit. Einleitung

Sebastian Susteck 91

Ordnung der Liebe, Liebe zur Ordnung.

Die Liebe und ihre Klassifikationen im 19. Jahrhundert

Marietta Meier 103

Die Konstruktion von Wissen durch Fallgeschichten.

Psychochirurgische Studien in den 1940er und 1950er Jahren

| | |
|---|------------|
| Michaela Ralser | 115 |
| Der Fall und seine Geschichte. Die klinisch-psychiatrische Fallgeschichte als Narration an der Schwelle | |
| Michael C. Frank | 127 |
| Andere Völker, andere Zeiten. Das evolutionistische Narrativ der Humanwissenschaften, 1750-1930 | |
| Andy Hahnemann | 139 |
| »... aus der <i>Ordnung</i> der Fakten«. Zur historischen Gattungspoetik des Sachbuchs | |
| Die Figur des Dritten | |
| Arne Höcker | 153 |
| Die Figur des Dritten. Einleitung | |
| Silke Herrmann | 159 |
| <i>Eunuchi Conjugium: Die Capaunen-Heyrath.</i> Ein Narrativ über das rechte (Heirats-)Geschlecht, oder wessen Geschlecht rechtens ist | |
| Brigitta Bernet | 171 |
| Ordnung des Selbst. Vorraussetzungen von Mündigkeit um 1900 | |
| Ulrich Meurer | 185 |
| Die ausgezeichnete Stirne zeigt den tiefen Denker. Von der biografischen zur fotografischen Konstruktion der Identität Immanuel Kants | |
| Arndt Niebisch | 197 |
| Polemik des Wissens. Raoul Hausmann liest Albert Einstein | |
| Marianne Schuller | 207 |
| Erzählen Machen. Narrative Wendungen in der Psychoanalyse nach Freud | |
| Autorinnen und Autoren | 221 |

Dank

Der vorliegende Band ist das Resultat einer Konferenz des Graduiertenkollegs *Die Figur des Dritten*, die im Juni 2005 an der Universität Konstanz stattgefunden hat. Wir möchten hier die Gelegenheit nutzen, uns bei allen, die am Gelingen der Konferenz und am Erscheinen des Buches beteiligt waren, herzlich zu bedanken. Allen voran gilt unser Dank all jenen, deren Engagement und Verdienste zumeist im Verborgenen bleiben, die jedoch mit ihrer Arbeit und ihrem Interesse einen unschätzbaren Beitrag zum Erscheinen dieses Buches geleistet haben: Sara Seppelfeld, Simone Warta, Eddy Decembrino und Torben Nuding. Der Universitätsgesellschaft Konstanz e.V. und dem DFG-geförderten Graduiertenkolleg *Die Figur des Dritten* danken wir für großzügige finanzielle Unterstützung. Nicht zuletzt möchten wir Ulrich Bröckling und Albrecht Koschorke für ihren Beistand danken sowie für ihre wichtigen thematischen Anregungen.

Arne Höcker, Jeannie Moser und Philippe Weber

**Poetologien | Rhetoriken
des Wissens**

Poetologien | Rhetoriken des Wissens

Einleitung

Das Wissen und seine Artikulation sind auf eine überaus signifikante, wengleich prekäre Art miteinander verbunden. In einem für die Kulturwissenschaft nahezu kanonischen Aufsatz hat Joseph Vogl das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche sogar als von der Form ihrer Inszenierung abhängig beschrieben. So folgt eine Poetologie des Wissens der These,

daß jede Wissensordnung bestimmte Repräsentationsweisen ausbildet und privilegiert, und sie interessiert sich demnach für die Regeln und Verfahren, nach denen sich ein Äußerungszusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellung diktiert, in denen er sich seine performative Kraft sichert.¹

Die unter diesem Schwerpunkt versammelten Beiträge denken in diesem Zuge das Wissen und seine rhetorischen Bedingungen zusammen. Sie geben jene Formen sprachlich-symbolischer Repräsentation und jene Verfahren narrativer Gestaltung zu erkennen, die natürlichen, künstlichen, sozialen wie politischen Phänomenen Stabilität verleihen. Nicht unbeachtet bleibt dabei, dass im Produktionsprozess von Wissen selbst eine Logik am Werk ist, die mit ihren Ersetzungs- und Verschiebungsbewegungen als eine der Rhetorik beschrieben werden kann.

Die Frage nach den Entstehungskonditionen von Wissen knüpft an eine Debatte an, die die Wissenschaftsforschung im Zuge ihrer Historisierungsversuche, Eigendefinitionen und Fremdbeschreibungen dominiert. Zunehmend wird davon ausgegangen, dass Objekte des Wissens – also

materielle und nicht-materielle Gegenstände, auf die sich wissenschaftliches Erkenntnisinteresse richtet – zum Zeitpunkt ihres Auftauchens gestalt- und damit gleichsam bedeutungslos sind. Hans-Jörg Rheinberger, Michael Hagner und Bettina Wähgig haben einschlägig darauf hingewiesen, dass solche Gegenstände erst mit der Beschreibung ihrer Eigenschaften Form und Bedeutung annehmen.² Damit ist die Repräsentation von wissenschaftlichen Objekten nicht als Vorgang der Stellvertretung zu charakterisieren, wie auch in dem von Michel Serres mit herausgegebenen *Thesaurus der exakten Wissenschaften* nachzulesen ist.³ Vielmehr ist Repräsentation als ein Prozess der Sichtbarmachung und *Poiesis* zu verstehen, von dem die Existenz eines Objektes in essentieller Weise abhängt. Die Entstehung von Wissen ist damit mit einer geradezu »künstlerischen Kreation« von Zeichen, Symbolen und Erzählungen verbunden. Und »Forschen« bedeutet das originelle Hervorbringen und Konfigurieren von Modellen, Beschreibungsmethoden, kategorialen Bestimmungen, Anordnungsweisen und Begrifflichkeiten. Als unverzichtbare Strategien kommen in diesem Prozess *poetische* Verfahren wie Narrativierung und Figurierung zum Einsatz. Dabei entfalten Narrative und Figuren ihre epistemologische Kraft oftmals gerade in jenen Zonen, in denen ein Diskurs auseinander zu brechen droht oder gar aussetzt; an den Stellen, an denen bewährte und disziplinar etablierte Darstellungssysteme verlassen werden müssen oder aber dort, wo eine epistemische Ordnung in eine andere übergeht bzw. bar einer *konvenablen* etabliert werden muss.

Ein weiterer Aspekt, der an der wissenschaftstheoretischen Debatte Interesse weckt, ist die Diagnose, dass der beschriebene formgebende Prozess nicht zu lösen ist von seinen historischen, sozialen, diskursiven, technologischen, experimentellen, instrumentellen und medialen Bedingungen. Diese selbst schon lange Reihung könnte noch ins Endlose fortgesetzt werden, deshalb fasse ich sie zusammen: Nicht zu trennen sind die epistemische Produktion und ihr äußerst heterogener kultureller Kontext. Das bedeutet, dass Wissenschaft vermehrt als kulturelle Praxis verstanden wird – oder anders gesagt: dass der szientifische Komplex als ein symbolproduzierendes System zu begreifen ist, das kulturelle Bedeutung gleichsam absorbiert wie ausstößt, und wissenschaftliche Aktivität in seinen kulturellen Verflechtungen zu analysieren ist.⁴

Was sich die Debatte mit den skizzierten Befunden eingehandelt hat, ist die Frage danach, ob die Objekte, mit denen die Wissenschaft umgeht, nun real oder fiktional sind, natürlich oder artifiziell, gegeben oder ge-

macht. Der Ausweg aus diesem Dilemma wäre ein dritter, ein transdualer Weg, der zwischen Naturalismus und Konstruktivismus verläuft, beide Seiten jedoch in sich aufnimmt. Ein Objekt, das gleichzeitig naturgegeben *und* kulturell verfertigt, eigendynamisch *und* extern determiniert ist, wäre von diesem Weg aus betrachtet nicht kontradiktisch, sondern komplementär. Es wäre etwas, wofür Bruno Latour die Begriffe »Hybrid« oder »Faitiche« vorgeschlagen hat; etwas, das symbolische Zuschreibungen in sich aufnimmt, dessen Faktizität damit jedoch nicht ausgelöscht oder ignoriert werden kann.⁵

Ein solches Wissensobjekt verläuft über »Äußerungsweisen verschiedener Ordnung und Art und erscheint etwa in einem literarischen Text, in einem wissenschaftlichen Experiment, in einer Verordnung oder in einem alltäglichen Satz gleichermaßen.«⁶ Derart verflochten und transitorisch eröffnet es einen wiederum selbst hybriden Wissensraum. Es fällt in einen analytischen, methodischen und theoretischen Zuständigkeitsbereich, der die wissenschaftlichen Disziplinengrenzen überschreitet. Poetologie und Rhetorik des Wissens operieren somit am »Grenzbereich und an den Schnittstellen zwischen Literatur und Wissenschaft(en)« und gehen von einer »nicht-mimetischen Konzeption des Verhältnisses von Literatur und Wissenschaft« aus.⁷ Sie verfahren anhand der Prämisse, dass literarische Strategien und Praktiken der Darstellung bei der Generierung jeglichen Wissens zur Anwendung kommen. Nicht also die Auffassung der Philologie als einer Metadisziplin, auch nicht die Annahme eines höheren Wahrheitsgehaltes von Literatur, sondern die skizzierten Vorüberlegungen bilden den Horizont, vor dem davon auszugehen ist, dass Wissen durch einen fortgesetzten Austausch von kulturellen Zeichen, rhetorischen Figuren und narrativen Strukturen entsteht. Die versammelten Aufsätze untersuchen vor diesem Horizont – unter anderem mittels literaturwissenschaftlicher Methoden – auch nicht-literarische Diskurse im Hinblick auf ihre formalen und strukturellen Bedingungen und legen sie in ihren Wirkungsweisen und Zusammenhängen frei.

Das epistemologische Potential von Figuration und Narration exponiert beispielsweise Oliver Simons, wenn er die Diskursanalyse selbst nach ihren Bedingungen befragt und sich mit Raumgeschichten von Edmund Husserl und Michel Foucault beschäftigt – wobei »Geschichte« in zweierlei Hinsicht lesbar wird. Aus einer diskursanalytischen Perspektive zeigt Simons, wie die Zunahme von räumlichen Dimensionen für epistemische Weiterentwicklung oder epochale Zäsuren einsteht. Aus einer epistemologischen Perspektive hingegen wird deutlich, wie geo-

metrische Raumfiguren ein »neues« Wissen überhaupt erst ermöglichen, da es sich ansonsten weder zeigen, organisieren, formulieren noch vorstellen lässt. So treten die Bilder der euklidischen Geometrie bei Husserl für das Modell eines idealen Zeichensystems ein, das Exaktheit und Gewissheit garantiert und dabei so anschaulich ist, dass es keiner weiteren Geschichte mehr bedarf. Foucault wiederum fasst bei dem Versuch, die Fortschrittserzählungen und den Erkenntnisraum der Humanwissenschaften zu überwinden, Wissensformen und Denkfiguren selbst topographisch und bedient sich ebenfalls einer geometrischen Figur – als epistemologisch fruchtbar erweist sich der *Triëder*.

Wenn es also gilt, das Aporetische zu denken, wenn die Artikulation und damit auch die Wissensproduktion stocken würden, schieben sich als Instrumente Figuren und Erzählungen mit katalysatorischem Effekt ein. Manches Mal bergen solche auch Widersprüche, wie Jörn Etzold mit dem das Geschichtsverständnis prägsamen Marx'schen Narrativ des Proletariats – dem Hauptagenten des Kommunismus – zeigt. Wenn es Marx darum geht, einen Durchgang durch den Kapitalismus und seine Überwindung zu denken, spielt das Proletariat eine prominente Rolle. Seine Geschichte zu erzählen ist notwendig, gestaltet sich jedoch schwierig. Denn einerseits erscheint das Proletariat in Marx' Schriften formlos, defiguriert und nicht zuletzt geschichtslos. Andererseits solle es sich eine Geschichte in einer »neuen Sprache« als Praxis *machen* – auch dies kein leichtes Unterfangen. Zumal das produktive Narrativ ein anderes, einen »ungebetenen Gast«, mit sich bringt, wie Etzold mit dem Narrativ von Ursprung, Ausfahrt und Heimkehr herausarbeitet, das Marx zu kritisieren und anzugreifen versucht, das jedoch eine Logik der Geschichte aufzwingt, die jeder Erzählung eigen und nicht zu umgehen ist. Solche ungebetenen, gleichzeitig aber *wissenspoëtischen* und einer rhetorischen Logik folgenden Effekte verweisen auf die konjunkturelle Eigendynamik, die epistemische Objekte zeitigen. Wie Hans-Jörg Rheinberger ausgeführt hat, tun sie das, indem sie eine Biegung oder »metonymische Verschiebung« innerhalb des Forschungsverlaufs bewirken können. Sie schalten sich in den Prozess der Wissensproduktion ein und sorgen für gehörige Irritation – denn sie drängen Fragen auf, zu deren Klärung eine Forschungsanordnung zunächst gar nicht eingerichtet worden war.⁸ Um eine solche »unvorhergesehene« Frage, die Frage nämlich nach der Grenzziehung zwischen Tier und Mensch, die in der Beschäftigung mit dem Verhalten auftaucht, geht es bei Benjamin Bühler. Er verfolgt, wie im Experiment – der wissenschaftlichen Wahr-

heitstechnologie *par excellence* – das Tier die Grenze zum Mensch stabilisieren soll, gleichzeitig jedoch die biologische Ordnung des Wissens irritiert, da es als Substitut für den Menschen einspringt. Bühlers rhetorische Analyse von Uexkülls Umwelt-Lehre zeigt vor allem aber, wie in einer Theorie zwei Wissensbereiche, nämlich Politik und Biologie, verknüpft werden und von da an semantische Austauschbeziehungen unterhalten. Denn Uexküll dient zunächst ein politischer Terminus – die »Republik der Reflexe« – zur Beschreibung der Bewegungsorganisation des Seeigels. Mittels dieses Begriffs erzeugt er die Evidenz einer Autonomie des Lebens. Sodann wird das Konzept der organischen Ganzheit wiederum in die Wissensordnung der Politik verlagert. Dort fungiert es als Erklärungsmodell für Staat und Gesellschaft und legitimiert eine – angesichts der Erscheinungsjahre 1920/1933 – prekäre, nicht unschuldige »Staatsbiologie«, die für den Staatsorganismus eine straffe Zentralisierung vorsieht, um ihn vor Degeneration und Krankheit zu bewahren.

Caroline Welsh verfolgt ebenfalls den Transit eines Wissensobjektes durch verschieden disziplinär markierte, epistemische Bereiche. Sie tut dies anhand der Figur der »Stimmung«, die sich um 1800 durch Anthropologie, Sinnes- und Hirnphysiologie, Psychologie, Ästhetik, Literatur und Musik bewegt. Je nach kontextueller Wissensordnung übernimmt die Stimmung dabei unterschiedliche Funktionen: Mal ist sie ästhetische Kategorie, mal Erklärungsparadigma, mal Argumentations- oder Denkfigur. Welsh zeigt mit ihrer Studie, wie in den Wissenschaften vom Menschen das Sympathie-Modell der Empfindsamkeit von dem der Gemüts- und Lebensstimmung überlagert wird. Im Abschreiten des semantischen Feldes des Stimmungsbegriffs präpariert sie einen Äußerungszusammenhang heraus, in dem sowohl Körperfunktionen als auch Affekte und Emotionen gleichermaßen artikulierbar, erklärbar und in einem Modell arrangiert werden können. Einen Äußerungszusammenhang also, der es gestattet, den cartesianischen Dualismus von Leib und Seele, Körper und Geist, zu überwinden.

Rüdiger Campos Beitrag schließlich grundiert den Gedanken eines prekären Verhältnisses von Wissenschaft und Erzählung und datiert die systematische Schwelle, an der es sich in seiner modernen Weise konstellierte, auf 1700. Er legt dar, wie zu Beginn der Wahrscheinlichkeitstheorie der Begriff des Ereignisses wesentlich in dieses Verhältnis einschreitet. Das Ereignis nämlich, das zugleich singulär *und* kontingent ist, durchkreuzt die Grundunterscheidung der aristotelischen Metaphysik, die das Singularienwissen der Narration und das Kontingenzwissen

der Berechnung zuordnet. Es wird zum Scharnier, das die disjunktiven Bereiche von literarischer Erzählung und szientifischer Präposition in einer paradoxalen Einheit verbindet. Campe zeigt nun, wie die Berücksichtigung der *Umstände* des Ereignisses sowie das Beobachten der Erfassung dieser Umstände von Außen – im Sinne einer »Beobachtung zweiter Ordnung« – aus diesem Zwiespalt führen. Die Inklusion erzählerisch aufbereiteter Umstände in der Probabilistik hat dabei den Effekt einer eklatanten epistemologischen Umstellung: Ob sich ein Wissen als szientifisch oder narrativ apostrophiert, ist von nun an keine Frage der Ontologie mehr, sondern eine des *Darstellungsmodus*.

Die Humanwissenschaften wären ohne die Berechnungs- und Datenerhebungsmethoden, wie sie die Wahrscheinlichkeitstheorie entwickelt hat, sehr wahrscheinlich nicht denkbar. Wenn sie darin begründet liegen, dass wissenschaftliches Strukturwissen und narrativer Sinn in einem Knoten zusammenlaufen, und die Artikulationsweise modernen Wissens an Relevanz gewonnen hat, gilt es – um mit Jacques Rancière zu schließen –, die poetischen und rhetorischen »Verfahren, durch die eine Rede sich der Literatur entzieht, sich den Status einer Wissenschaft gibt und ihn bezeichnet«,⁹ weiterhin aufzusuchen und zu beschreiben.

Anmerkungen

- 1 Joseph Vogl: »Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München: Wilhelm Fink 1999, S. 7-16, S. 13.
- 2 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger/Michael Hagner/Bettina Wahrig-Schmidt (Hg.): *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin: Akademie 1997. Dies. (Hg.): *Objekte – Differenzen – Konjunkturen. Experimentalsysteme im historischen Kontext*, Berlin: Akademie 1994. Michael Hagner (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt/Main: Fischer 2001.
- 3 Michel Serres/Nayla Farouki (Hg.): *Thesaurus der exakten Wissenschaften*, Frankfurt/Main: Zweitausendeins 2004, S. 148.
- 4 Siehe Anmerkung 2.
- 5 Vgl. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt/Main: Fischer 2002. Ders.: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000.
- 6 Joseph Vogl: »Einleitung«, a.a.O., S. 11.
- 7 Karlheinz Barck: »Literatur/Denken: Über einige Relationen zwischen Literatur und Wissenschaft«, in: *Perspektiven geisteswissenschaftlicher Forschung*, hg. vom Vorstand des Vereins »Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin«, Berlin: o.V. 2002, S. 52-59, S. 53f.
- 8 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Maburg: Basilisken-Press 1992.
- 9 Jacques Rancière: *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*, Frankfurt/Main: Fischer 1994, S. 17.

Nach Euklid

Geometrie als Narrativ bei Husserl und Foucault

Von der Linie zur Fläche in die dritte Dimension: Derart vereinfachte Raumgeschichten sind um 1900 ein oft zitiertes Narrativ. Der Kunsthistoriker Alois Riegl beispielsweise mutmaßt, dass der Raumsinn bei den alten Ägyptern noch ganz in die Fläche gebannt war; erst die Modernen haben ein Weltbild mit Tiefe.¹ Wilhelm Worringer sah in der Flächenkunst von Frühkulturen einen symptomatischen Ausdruck tief sitzender Raumängste.² Und auch Carl Einstein erzählt seine Kunstgeschichte als allmähliche Entfaltung von drei Dimensionen.³ Kritisch fügt er noch hinzu, dass uns die dritte Dimension inzwischen so vertraut ist, dass wir den Raum gar nicht mehr anders denken können. Uns ist die »plastische Kraft« abhanden gekommen, weil uns seit der Renaissance ein dreidimensionales Gehäuse gefangen hält.⁴

Diesen Raumgeschichten ließen sich weitere hinzufügen. Ihnen gemeinsam ist, dass sie epochale Zäsuren mit Hilfe räumlicher Entwicklungsstufen beschreiben, als allmähliche Zunahme von Dimensionen. Auch deshalb ist die Aktualität des Raumes um 1900 bemerkenswert: Die erwähnten Erzählungen basieren zwar auf einem Wahrnehmungsmodell des 19. Jahrhunderts, demzufolge der Tiefensinn nicht angeboren ist, sondern erst über Erfahrungen allmählich erschlossen wird. Das Wachstum der Dimensionen scheint sich aber auch vor dem Hintergrund der nicht-euklidischen Geometrien betrachten zu lassen, die spätestens mit der Relativitätstheorie jenseits der Fachgrenzen populär geworden waren. Vor allem darum entstehen nach 1900 zahlreiche Raumge-

schichten. Euklids Geometrie hatte seine Verbindlichkeit verloren. Und das berührte auch all jene nicht-mathematischen Disziplinen, die sich vordem an der Geometrie Euklids orientiert hatten, seine Axiome als Modell einer exakten und zugleich anschaulichen Sprache zitierten, die mathematisch gewiss war und sich selbst Laien vermitteln ließ. Immanuel Kant skizzierte das Vorhaben seiner kritischen Philosophie mit Vorliebe in Bildern der Geometrie, auch weil Euklids Axiome historischen Verwerfungen enthoben zu sein schienen – in Bildern also, die so anschaulich waren, dass sie keiner Geschichte bedurften.

Umso dringlicher ist die Frage zu stellen, wie sich Raumgeschichten verändern, wenn ihre Leitdisziplin selber einer neuen Historizität unterworfen ist. Nicht-euklidische Geometrien gibt es seit der Antike, nach 1900 aber werden sie zum unverzichtbaren Instrumentarium der Naturwissenschaften und damit auch Gegenstand zahlreicher populärwissenschaftlicher Erzählungen. Ich möchte also erstens die Geometrie als Beschreibungsmodell thematisieren und beziehe mich dabei auf epistemologische Texte, die mit Hilfe von Raummodellen Wissensformen und Wissensgeschichten erzählen. Zweitens möchte ich die Frage aufwerfen, welche Denkfiguren sich mit den jeweiligen Raummodellen verbinden. Was heißt es, sich in einem euklidischen Raum zu orientieren? Edmund Husserls *Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie* und Michel Foucaults *Ordnung der Dinge*, so grundverschieden sie auch sein mögen, lassen beide Fragen zu: Sie beziehen sich auf die Geometrie als Beschreibungsmodell, und sie thematisieren Wissensgeschichten und Denkfiguren als Formen der Verräumlichung.

I.

Bereits in den 1890er Jahren erwähnt Husserl in seinen Vorlesungen über Geometrie die nicht-euklidischen Raummodelle mit einiger Skepsis.⁵ In seinen letzten Aufzeichnungen der 1930er Jahre schließlich formuliert er seine Kritik an der Moderne programmatisch als Kritik an der nicht-euklidischen Geometrie. Europas geistiges Vermögen, so Husserl, zeigt sich beispielhaft in den Errungenschaften Euklids;⁶ die Krise der Moderne hingegen sei dem Verlust dieser Tradition geschuldet. Folglich versucht Husserl, gegenüber den abstrakten Zeichensystemen der modernen Mathematik die euklidische Geometrie zu rehabilitieren. Euklid habe eine anschauliche Sprache entworfen, die sich noch auf die kon-

krete Erfahrungswelt bezieht. Zwar sind seine Axiome schon Idealisierungen, aber sie lassen sich noch rückübersetzen in die Lebenswelt und vor allem: veranschaulichen. Diese Verankerung, so Husserl, hat die Mathematik indes verloren; sie ist keine sinnerfüllte und »erlebbare«⁷ Wissenschaft mehr.

Um die Sprache Euklids wieder zu vergegenwärtigen und die verlorene Lebenswelt erneut urbar zu machen, stellt Husserl eine hermeneutische Frage: Er will sich besinnen auf das, was ursprünglich in der Philosophie gewollt, »und durch alle Philosophien hindurch fortgewollt war«.⁸ Denn der ursprüngliche Sinn der Geometrie ist seit Galileo Galilei verdeckt worden, so Husserl. Während Euklids Axiome noch an konkreten Körpern ausgerichtet waren, projiziert die geometrisierte Naturwissenschaft Galileis einen abstrakten mathematischen Raum in die Natur – mit der Folge, dass die neuen geometrischen Beschreibungstechniken ihren ursprünglichen Gegenstand immer mehr verfehlen. Nie entsprechen die Naturerscheinungen den idealen Vorgaben, vor allem, seitdem die konkrete Anschauung selber gar nicht mehr eingerechnet ist. Dieser Mangel hat den Effekt, dass die Wissenschaften stets nach einer Verfeinerung ihrer Methoden streben, um sich ihren rechnerischen Idealen anzunähern. Mit Galilei beginnt eine endlose Tätigkeit von Geometern, weil sich das Messideal wie ein Horizont mit jedem Näherungsversuch entzieht.⁹ Husserl assoziiert die modernen Naturwissenschaften mit einem spezifischen Raumdenken: Sie erzeugen einen Horizont, den sie nie zu erreichen vermögen. Vor allem aber ist ihr Horizont eine abstrakte Erkenntnisgrenze und nicht mehr Ausdruck eines Sinnentwurfs des Subjekts. Diesen Horizont, der sich als Messgrenze verselbständigt hat, gilt es zu überwinden, um zu einem hermeneutischen Horizont zurück zu finden, der Ausdruck eines intentionalen Subjekts ist.

Husserl beschreibt die Geschichte der Naturwissenschaften am Modell der Geometrie und rekonstruiert ihre Denkweise anhand des Raumes, den sie entwerfen. Aber auch seiner eigenen hermeneutischen Rückfrage legt er ein topographisches Modell zugrunde. Wie nähert sich der hermeneutische Interpret einem Horizont? Die Annäherung an den Ursprung der Geometrie illustriert Husserl mit bekannten Motiven der Hermeneutik: »Wir stehen also in einer Art Zirkel«, so Husserl.

Das Verständnis der Anfänge ist [...] nur zu gewinnen von der gegebenen Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt aus, in der Rückschau auf ihre Entwicklung. Aber ohne ein Verständnis der Anfänge ist diese Entwicklung als Sinnesentwicklung stumm. Es

bleibt uns nichts anderes übrig: wir müssen im ›Zickzack‹ vor- und zurückgehen; im Wechselspiel muss eins dem andern helfen.¹⁰

Signifikant an Husserls Zickzack ist, dass die Schritte nach vorne von solchen nach hinten zurückgenommen werden. Husserl, so scheint es, kommt nicht voran, er tritt auf der Stelle. Er versucht nicht, auf den Horizont zuzulaufen, wie dies Hans-Georg Gadamer beispielsweise in seinen Verschmelzungsphantasien suggeriert. Auch gibt es keine historischen Dokumente, mit deren Lektüre er den Abstand überbrücken will. Die Tradition will Husserl gerade nicht durchmessen, denn die allmähliche Annäherung an den Ursprung würde eben jenen Horizont wiederholen und reproduzieren, der das moderne Denken von der Lebenswelt fernhält. Husserl beschreitet keine Auslegungsgeschichte mathematischer Lösungswege. Um an den Ursprung der Geometrie zu gelangen, vollführt er vielmehr einen Kategoriensprung; aus dem anfänglichen Zickzack wird ein Hüpfen über die Geschichte hinweg. Husserl will sich nicht im Innern eines historischen Zeitraumes bewegen, sondern an den Endpunkt der Geschichte gelangen und den Akt einer ursprünglichen Sinnstiftung vergegenwärtigen. Anders gewendet: Indem er den ursprünglichen Sinn des Horizonts vergegenwärtigt, versucht Husserl den historischen Raum sprunghaft zu überwinden. Er versetzt seine Ursprungssuche in einen anderen Modus: Aus dem Ursprung wird Ursprünglichkeit.

Ein solcher Sprung über die Geschichte hinweg ist auch möglich, weil die Axiome Euklids nicht den »Verführungen der Sprache« erlegen sind. Die Geometriegeschichte ist nicht nur ein Modell für die Entwicklung der Naturwissenschaften, sie ist auch das Modell eines idealen Zeichensystems. Der Satz des Pythagoras etwa ermöglicht originalgetreue »Wiederholungen«. Die Geometrie ist folglich »identisch dieselbe in der ›originalen Sprache‹ Euklids und in allen ›Übersetzungen‹ [...], wie oft sie sinnlich geäußert worden ist«.¹¹

Husserls Beschreibung der Geometrie ist nichts anderes als eine radikale Sprachkritik. Das Regelwerk der Geometrie steht für die reine Intentionalität des Subjekts und das Ideal einer Sprache, die nicht verstellt ist in vielfältigen Bedeutungen. In der Geometrie wird Intentionalität anschaulich: Ihre Bilder sind keine mimetischen Nachgestaltungen, sondern Gleichnisse, vom Menschen selbst hervorgebracht; ihre Referenten sind reine Intentionen.

Diese Geschichte der euklidischen Geometrie erzählt Husserl zu einem Zeitpunkt, da die Naturwissenschaften längst nicht-euklidisch geworden sind. Darauf fixiert, die Anschaulichkeit der Geometrie zu retten, verwundert es kaum, dass Husserl auch die Aufgabe der Philosophie bildlich illustriert. Philosophie, so Husserl, soll eine »neue Dimension« ergründen. Sie muss Distanz halten zum blinden Treiben der Wissenschaften, vergleichbar mit der dritten Achse eines Koordinatensystems. Um die notwendige Aufklärung »des Problems der objektiven Wissenschaften« zu veranschaulichen, erinnert Husserl »an das bekannte Helmholtz'sche Bild von den Flächenwesen, die von der Tiefendimension, in der ihre Flächenwelt eine bloße Projektion ist, keine Ahnung haben«.¹²

Jene objektiven Wissenschaften haben den Horizont von Flächenwesen und orientieren sich in einer zweidimensionalen Welt. Die Philosophie hingegen verlässt diese Ebene, um sich auf einer dritten Dimension anzusiedeln, so Husserl.¹³ Damit beansprucht die Philosophie ein komplexeres Raummodell, das sich gleichsam über den logischen Raum der Wissenschaften stülpt. Philosophie ist Dachwissenschaft, Philosophieren heißt, eine Metaperspektive einzunehmen.

Bemerkenswert ist diese Erzählung von der Philosophie aus mehreren Gründen. Zunächst scheint auch Husserl die Entfaltung der Philosophie mit einem Zuwachs an Dimensionen zu veranschaulichen, eine, wie eingangs erwähnt, verbreitete Denkfigur, die den Fortschritt nicht auf einem Zeitstrahl projiziert, sondern in einen komplexeren Raum. Bemerkenswert ist Husserls Erzählung aber auch, weil er ein Narrativ zitiert, das nicht erst bei Helmholtz zu finden ist: Engen Vertrauten gegenüber äußerte der Mathematiker Carl Friedrich Gauß Zweifel an der alleinigen Gültigkeit der Euklidischen Axiome. Er veranschaulichte seine Überlegungen über mehrdimensionale Räume mit der Schilderung einer zweidimensionalen Welt mit Bücherwürmern, die ebenso wenig von der dritten Dimension wüssten wie der Mensch von der vierten. Dass Phantasien dieser Art um 1800 noch gegen den Wissenskanon verstießen, zeigt sich an seiner wenig liebevollen Namensgebung für die Flachländer: Spöttisch bezeichnete er sie als geistig zurückgebliebenes Volk, die Bötier.

Bereits Bernhard Riemann jedoch griff die Narration auf, um das kosmische Kräftefeld zu veranschaulichen. Ein zweidimensionales Wesen, das sich auf der Oberfläche eines zerknüllten Papiers bewegen würde, hätte nie ein Bild von den Unebenheiten, auf denen es sich bewegt. Wohl aber

bekäme es zu spüren, dass es sich zuweilen nur gegen einen unsichtbaren Widerstand fortbewegen kann; an jeder Falte würde das Wesen nach links oder rechts gedrückt werden, ohne sich die geheimnisvolle Kraft erklären zu können. Wie Riemann mit seiner Erzählung von den Flachländern veranschaulichen möchte, könnten Magnetismus und Gravitation durch eine verknitterte vierte Dimension hervorgerufen sein. Auf seine Erzählung berief sich Hermann von Helmholtz ebenso wie Albert Einstein. Und die Geschichte vom Flächenland ließe sich um zahlreiche weitere Variationen ergänzen: Edwin Abbott publizierte 1884 den Roman *Flatland*, der Mathematiker Howard Hinton 1904 *The Fourth Dimension*, 1907 *An Episode of Flatland*. Seit den Achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts schreiben zahlreiche Mathematiker und Wissenschaftler Romane und Erzählungen, da die nicht-euklidischen Geometrien populär werden.

Erzählt werden diese Geometrien, weil sie nicht mehr bildhaft anschaulich sind. Vielleicht wird die Geometrie somit überhaupt erst zu einem Narrativ. Ihre unmittelbare Evidenz und Plausibilität muss zumindest für Nicht-Mathematiker auf neue Weise erzeugt werden. Nicht-euklidische Geometrien oder vierte Dimensionen lassen sich bildlich nicht anders zu Papier bringen als mit Hilfe jener phantastischen Erzählungen. Erzählungen freilich, die den komplexen Raum auch nur in die vertrauten drei Dimensionen projizieren und offenkundig bestrebt sind, selber eine Anschaulichkeit zu retten. Folglich lässt sich die Geschichte vom Flächenland auch von einem Philosophen erzählen, der in den 30er Jahren noch sein euklidisches Weltbild stabilisieren will.

II.

Im zweiten Teil dieser Ausführungen möchte ich selber einen Sprung in einen anderen Zeitraum und zu einem Text wagen, der sich mit Husserls Schrift über die Geometrie auf den ersten Blick wohl kaum vergleichen lässt – Michel Foucaults *Ordnung der Dinge*.¹⁴ Wie ich aber zeigen möchte, bezieht sich auch Foucault auf die Geschichte der Geometrie und versucht, Denkfiguren und Wissensformen topographisch zu fassen. Es hat sogar den Anschein, dass auch er seine Überlegenheit mit Hilfe einer neuen Dimension illustriert.

Bekanntlich will Foucault in seiner *Archäologie der Humanwissenschaften* die Fortschrittserzählungen überwinden. Um die Einteilungen

der Geschichte aufzugeben und stattdessen das »Auftauchen von Gebilden«¹⁵ beobachten zu können, greift auch Foucault auf Raumbeschreibungen zurück. Mit einer ebenso verblüffenden wie brüskierenden Vereinfachung reduziert er die Episteme der Renaissance, der Klassik und des 19. Jahrhunderts auf drei schlichte geometrische Figuren. Der Kreis ist die Grundstruktur der Renaissance, für das zirkuläre Zusammenspiel der »Ähnlichkeiten« in einem geschlossenen Mikro- und Makrokosmos. Die Episteme der Klassik hingegen basiert auf der Grundstruktur eines Rechtecks. In seiner Beschreibung des Tableaus ihrer Wissenschaften hält sich Foucault strikt an ein viereckiges Muster. Die allgemeine Grammatik etwa beschreibt er immer wieder mit Kreuzungen horizontaler und vertikaler Linien, die sich bei genauer Betrachtung schließlich zu einem Rechteck ergänzen.¹⁶

Die größte Entrüstung aber provozierte Foucault zweifellos mit seiner Beschreibung des 19. Jahrhunderts. Die neuen Wissenschaften Philologie, Biologie und Politische Ökonomie existieren in der Klassik noch nicht; ihre Wissensgebiete erschließen einen neuen Raum, den die alten Disziplinen »weiß ließen«, so Foucault. Die Grundstruktur des Wissens im 19. Jahrhundert ist kein Kreis und schon gar kein Rechteck, sondern ein Dreieck, das Foucault zufolge konstitutiv ist »für das europäische Denken vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts«, von Kant bis zu Bergson.¹⁷

Bei genauer Lektüre lässt sich nachvollziehen, wie Foucault diese dreieckige Grundstruktur allmählich zu einem räumlichen Körper verformt. Die Kanten des Dreiecks sind nämlich Diagonalen in verschiedenen Wissensfeldern, und will man der Bildlogik dieser Beschreibung folgen und sich die drei Wissensfelder vor Augen führen, muss sich der Betrachter das Dreieck gleichsam nach innen gestülpt vorstellen: Die dreieckige Grundfläche ist dann wie eine Öffnung anzuschauen, die den Blick in ein von drei Flächen begrenztes Gehäuse freigibt. Es entsteht jenes sonderbare Gebilde, das Foucault als »Triëder des Wissens« bezeichnet. Sonderbar deshalb, weil Polyeder im mathematischen Sinne als von Flächen begrenzte Körper definiert sind, ein Triëder jedoch, also ein Dreiflächner, keinen Körper begrenzen kann, zumindest dann nicht, wenn seine Seitenflächen eben sind. Foucaults Triëder ist folglich zu einer Seite hin wie ein Schaukasten oder ein Bühnenbild aufgefaltet: »Man muss sich das Gebiet der modernen *episteme* als einen voluminösen und nach drei Dimensionen geöffneten Raum vorstellen.«¹⁸

Diesen merkwürdig geöffneten Körper beschriftet Foucault mit den unterschiedlichen Wissenschaften und Denkweisen des 19. Jahrhunderts. Entlang einer Kante verortet Foucault die mathematischen Naturwissenschaften, die sogenannten »analytischen Disziplinen«. Entlang der zweiten verlaufen die »synthetischen« Wissenschaften der Sprache, des Lebens und der Distribution der Reichtümer. Zwischen beiden öffnet sich ein Wissensfeld, in dem Foucault Mischformen beider Methoden platziert. Entlang der dritten Kante schließlich findet sich die philosophische Reflexion, die ihrerseits mit den beiden anderen Achsen zwei Felder eröffnet. Zwischen Philosophie und synthetischen Wissenschaften liegen die Philosophien des Lebens und der symbolischen Formen, symmetrisch dazu, zwischen philosophischer Achse und analytischen Disziplinen, die Ebene der »Formalisierung des Denkens«.¹⁹

Seine Pointe ist aber bekanntlich, dass sich die Humanwissenschaften auf keiner Kante oder Fläche des Triäders verorten lassen.²⁰ Humanwissenschaften sind hermeneutische Disziplinen, Wissenschaften, die das Subjekt zum Objekt zu machen versuchen, sich daher aber in einem Zirkel verfangen, oder mit Foucault: im Innern des Volumens schweben und buchstäblich nicht in der Lage sind, sich wissenschaftlich zu begründen.

Bekannt ist auch, dass zahlreiche Kritiker in Foucaults Triäder ein recht willkürliches Gebilde sahen, eine eigenwillige Erfindung, so Jean Piaget beispielsweise.²¹ Ich meine hingegen, dass sich der Triäder durchaus systematisch herleiten lässt. Der Triäder erlaubt zwei unterschiedliche, ja gegensätzliche Betrachtungsweisen, und das ist aufschlussreich für Foucaults Wahl dieser Figur: Von außen betrachtet ist der Triäder ein Vielflächner, ein Körper, der zu einer Seite hin offen ist. Wegen dieser Öffnung aber ist die auch entgegengesetzte Perspektive möglich: Umgestülpt ist der Triäder nichts anderes als ein dreidimensionales kartesisches Koordinatensystem. Dass Foucault ausgerechnet diese Figur als Modell für das 19. Jahrhundert wählt, hat historische Gründe. Zweifelsohne ist das Koordinatensystem Descartes viel älter als das 19. Jahrhundert, aber die von Foucault genannten Eckdaten – Kants kritische Philosophie und Bergson – geben indes doch einen Hinweis auf den Status des dreidimensionalen Raumes in dieser Epoche: Kant stellte sich die Frage, wie es möglich sei, dass wir auf den Raum unserer Wahrnehmung die Axiome Euklids anwenden können. Das von ihm definierte Erkenntnisobjekt hat einen solch kartesischen Raum von drei Dimensi-

onen als *Apriori* verinnerlicht. Bergson hingegen bezieht sich 1922 in seinen Überlegungen zum Raum auf Einsteins Relativitätstheorie.²²

Die in seiner Raugeschichte skizzierten Epistemogramme veranschaulichen historische Bedingungen der Möglichkeit von Wissen. Auch der Triëder ist kein sinnliches Gebilde, sondern lediglich ein Muster, das Wissensformen organisiert. Das Besondere des 19. Jahrhunderts scheint jedoch zu sein, dass der Triëder als dreidimensionaler Raum betrachtet, also insbesondere aus der Perspektive der Humanwissenschaften, durchaus kongruent ist mit der menschlichen Wahrnehmung: Organisationsweisen des Wissens überlagern sich mit einem Raum der Wahrnehmung. Die Humanwissenschaften neigen dazu, ihr Wissen zu verräumlichen, ohne sich ihres Raumes als Struktur bewusst zu sein: Sie denken in einem Raum, der gerade aufgrund seiner natürlich scheinenden Form nie in den Blick gerät.

Über Husserl schreibt Foucault, dass er immer wieder in den dreidimensionalen Raum zurückfalle und damit Ursprungerzählungen verpflichtet bleibt, die sich an einem stets zurückweichenden Horizont orientieren, der sich ebenso wenig erreichen lässt wie der Nullpunkt des Koordinatensystems.²³ Was die Humanwissenschaften charakterisiert, ist ein blindes Sprechen. Ihre Befangenheit im Triëder ist darum so ausweglos, weil sie mit ihren Metaphern einen Wissensraum entwerfen, seinen Entwurfscharakter aber gerade verkennen.

Bereits in seiner Bildbeschreibung von *Las Meninas* zu Beginn der *Ordnung der Dinge* deutet Foucault an, wie der räumliche Umbruch zum 19. Jahrhundert zu verstehen ist: Dort beschreibt er, wie die Blickachse des Malers den Betrachter des Gemäldes fixiert und somit einen Bildraum ins Dreidimensionale nach vorne stülpt. Der Betrachter ist gleichzeitig das Modell des Hofmalers und damit in der schwierigen Lage, in der sich auch die Humanwissenschaften befinden; er droht durch die Verdopplung seines Standorts keinen fest definierten Ort zu haben. Foucaults Bildbeschreibung ist ein Gleichnis der Humanwissenschaften, denn auch für sie hat das Subjekt eine doppelte Funktion: Es ist zum einen das Objekt der Wissenschaften, zugleich aber erkennendes Subjekt.²⁴

Foucault muss eine andere Denkweise entwickeln, um den Erkenntnisraum der Humanwissenschaften überwinden zu können. Genau dies erreicht er mittels der beschriebenen Inversion: Während die Humanwissenschaften sich im Innern des Gehäuses befinden, stülpt er den Triëder um und betrachtet ihn als Körper. Der skizzierte Erkenntnisraum lässt

sich einerseits als ein kartesisches Koordinatensystem mit drei Dimensionen und einem Nullpunkt veranschaulichen, andererseits aber als Körper, auf den man von außen blickt. In der Bildlogik der konkaven Perspektive ist der Betrachter Teil des Raumes, ebenso möglich ist aber auch eine Position außerhalb, von der aus er den Triëder als konvexen Körper betrachtet.

Diese von Foucault vollzogene Inversion ist die zentrale Denkfigur in seiner Rhetorik der Überwindung des 19. Jahrhunderts. Und auch sie scheint vorweggenommen in der Bildbeschreibung von *Las Meninas*. Auffällig ist, dass sich Foucault einer Figur im Hintergrund des Gemäldes mit besonderer Aufmerksamkeit widmet. Ein Mann steht in der Türe zu einem anderen Raum, den er auch als »reines Volumen des Lichts« umschreibt:

Vielleicht wird er in das Zimmer eintreten, vielleicht beschränkt er sich darauf, zu betrachten, was sich im Innern abspielt. [An] der Schwelle des dargestellten Raumes [...] tritt der unbestimmte Besucher sowohl ein als auch hinaus, befindet er sich in einer unbeweglichen Balancestellung.²⁵

Diese Sonderstellung des Fremden nimmt Foucault als Archäologe selbst ein. Er ist nicht mehr Teil des Raumes, den er betrachtet, aber sein Blick ist zurückgerichtet. Seine Balancestellung ist wie der wechselnde Eindruck einer Kippfigur: Der konkave Raum lässt sich zum konvexen Körper invertieren und umgekehrt. Beide Sichtweisen lassen sich niemals zu einer synthetisieren, sondern sind nur nacheinander um den Preis des Aspektwechsels zu haben. Die Schwelle zum Draußen markiert folglich auch eine Ambivalenz in der Beschreibung. Während der Blick ins Innere des Triëders der sinnlichen Erfahrung entspricht, ist im »Denken des Draußen« diese Anschaulichkeit verloren. Die Schwelle aus dem 19. Jahrhundert ist folglich auch sprachlicher Natur.

Foucault unterwandert die Narrationen der Humanwissenschaften, indem er ihr Bildprogramm und ihre Metaphorik reflektiert. Er nimmt damit eine ähnliche Haltung ein wie Martin Heidegger in seinem Essay *Die Zeit des Weltbildes* von 1938.²⁶ Hier fokussiert Heidegger die optische Logik des Abendlandes, er beschreibt, wie sich die neuzeitlichen Wissenschaften und Techniken auf ein »Vorgehen« in der Natur oder der Geschichte »eingerichtet« haben und daher der Öffnung eines Raumes bedürfen, in dem sie diesen Fortschritt bestreiten können.²⁷ Mit »Vorstellungen« schafft sich das neuzeitliche Denken sein Weltbild. Und Vorstellen heißt buchstäblich, sich »das Vorhandene als ein Entgegen-

stehendes vor sich bringen: »Der Grundvorgang der Neuzeit ist die Eroberung der Welt als Bild«. ²⁸ Aus dieser Hegemonie des Sehens auszurechnen gelingt nur, wenn die verräumlichende, weltbildende Wirkung der Sprache selbst in den Blick kommt.

Gerade hierin zeigt sich indes auch, warum die euklidische Geometrie mit ihrem dreidimensionalen Koordinatensystem ein Leitdiskurs in der Philosophie werden konnte. Euklids anschauliche Geometrie verspricht mathematische Exaktheit so vorführen zu können, dass sie selbst dem Laien noch einsichtig ist. Nicht-euklidische Geometrien sind folglich von einem Verlust dieser Anschaulichkeit gezeichnet. Auch dies scheint Foucault in seiner *Ordnung der Dinge* zu reflektieren, wenn er das Jenseits des Dreidimensionalen als eine Leere veranschaulicht: »Diese Leere stellt kein Manko her, sie schreibt keine auszufüllende Lücke vor. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als die Entfaltung eines Raums, in dem es schließlich möglich ist, zu denken«. ²⁹

In der *Archäologie des Wissens* schließlich gründet Foucault seine eigene Metaphorik auf ein neues Raummodell. Hier sucht er nach einem »allgemeineren Raum«, »in dem sich die diskursiven Ereignisse entfalten«, ³⁰ aber auch, um »sich frei zu machen, um in ihm, und außerhalb seiner, Spiele von Beziehungen zu beschreiben«. ³¹ Diese Metaphern haben keinen Bezug mehr zum dreidimensionalen Anschauungsraum. Foucault erfasst die »diskursiven Formationen« mit Hilfe eines »Verteilungsgesetzes«, um »Systeme der Streuung« zu beschreiben. ³² Er schildert einen Raum der Wahrscheinlichkeit, der die Anordnung der Aussagen nicht in ein vorgegebenes Schema presst, sondern sie in ihrer bloßen Gegebenheit, ihrer mithin zufälligen Anordnung als »Menge« erfasst.

Foucault wechselt die Geometrie. Er distanziert sich vom Denken der Humanwissenschaften, indem er seine eigenen Denkfiguren aus einem neuen metaphorischen Bildfeld bezieht. Und das heißt anders gewendet: Er historisiert das euklidische Modell, welches Kants Erkenntnissubjekt als zeitenthobenes *A priori* verinnerlicht hatte, und das Husserl in den 1930ern Jahren noch zum Ideal einer sinnerfüllten Sprache erhebt. Mit Gaston Bachelard gesprochen, versucht Foucault eine »rationale Gewohnheit« abzulegen, sein »geometrisch Unbewusstes« ³³ zu erkennen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Alois Riegl: *Spätromische Kunstindustrie* [1901], Berlin: Gebrüder Mann 2000, S. 13f.
- 2 Vgl. Wilhelm Worringer: *Abstraktion und Einfühlung. Ein Beitrag zur Stilpsychologie* [1908], Amsterdam: Verlag der Kunst 1996, S. 49f.
- 3 Vgl. Carl Einstein: »Negerplastik«, in: Ders.: *Werke. Berliner Ausgabe*, Bd. 1: 1907-1918, hg. von Herman Haarmann und Klaus Siebenhaar, Berlin: Fannei & Walz 1994, S. 241.
- 4 Carl Einstein: »Die Kunst des 20. Jahrhunderts«, in: Ders.: *Werke. Berliner Ausgabe*, Bd. 5, hg. von Uwe Fleckner und Thomas W. Gaethgens, Berlin: Fannei & Walz 1996, S. 39.
- 5 Vgl. Ingeborg Strohmeier: »Einleitung«, in: *Studien zur Arithmetik und Geometrie. Texte aus dem Nachlass (1886-1901)*, hg. von Ingeborg Strohmeier. Husserliana, Bd. XXI, Den Haag: Martinus Nijhoff 1983, S. IX-LXXI, S. XLVI.
- 6 Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Philosophie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*, hg. von Walter Biemel. Husserliana, Bd. VI, Den Haag: Martinus Nijhoff 1976.
- 7 Friedrich Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München: Wilhelm Fink 2001, S. 240.
- 8 Vgl. Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, S. 16.
- 9 Vgl. ebd., S. 23.
- 10 Ebd., S. 59.
- 11 Edmund Husserl: »Die Frage nach dem Ursprung der Geometrie als intentional-historisches Problem«, in: Husserl: [Beilage III, zu §9a (1936)]. Husserliana, Bd. VI, Den Haag: Martinus Nijhoff 1976, S. 365-386, S. 368.
- 12 Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, S. 121f.
- 13 Diese Metapher benutzt er schon 1911 in *Philosophie als strenge Wissenschaft*. Vgl. Edmund Husserl: Aufsätze und Vorträge (1911-1921), in: Husserliana, Bd. XXV. Mit ergänzenden Texten, hg. von Thomas Nenon und Hans Rainer Sepp, Dordrecht: Kluwer Academic Publications 1987, S. 4.
- 14 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974.
- 15 Ebd., S. 11.
- 16 Vgl. ebd., S. 138 u. 151.
- 17 Ebd., S. 302.
- 18 Ebd., S. 416.
- 19 Vgl. ebd., S. 416.
- 20 Vgl. ebd., S. 417.
- 21 Jean Piaget: *Der Strukturalismus*, Freiburg im Breisgau: Walter Olten 1973, S. 124f.
- 22 Henri Bergson: *Durée et simultanéité. A propos de la théorie d'Einstein*, Paris: F. Alcan 1922.
- 23 Vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 392-404.
- 24 Vgl. ebd., S. 33.
- 25 Ebd., S. 39f.
- 26 Martin Heidegger: »Die Zeit des Weltbildes« [1938], in: *Holzwege*, Frankfurt/Main: Klostermann 1950, S. 69-104.
- 27 Ebd., S. 71.
- 28 Ebd., S. 84 u. 87.
- 29 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 412.
- 30 Michel Foucault: *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1973, S. 41.
- 31 Ebd., S. 45.
- 32 Ebd., S. 58.
- 33 Gaston Bachelard: *Der neue wissenschaftliche Geist* [1934], Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 41.

Am Ende des Kommunismus

Zur Erzählbarkeit des Proletariats bei Marx

Nach dem Ende

Unter den »Narrativen der Humanwissenschaft«, welche in den letzten 150 Jahren nicht nur die humanwissenschaftliche Wahrnehmung und das Verständnis von Geschichte prägten, sondern diese Geschichte *selbst*, ist eines der Wirkmächtigsten das Narrativ vom *Proletariat*: Die Erzählung von einer Klasse ohne Eigentum, welche, als Produkt des Kapitalismus, dazu bestimmt sei, jenen zu beenden oder aufzuheben. Immer wieder wurde diese Geschichte erzählt, als sei sie eine Gutenachtgeschichte für ein böses Kind, das aber gar nicht einschlafen wollte; so oft, dass man sie heute, nachdem ihre Erzähler selbst eingeschlafen sind, nicht mehr wirklich hören mag. Das Proletariat, welches vor kaum mehr als einer Generation noch die Weltrevolution und/oder den Weltfrieden bringen sollte, die Kunst aufheben und/oder wiederherstellen, die Beziehung des Menschen zur Natur heilen und/oder die Aneignung der Industrie ermöglichen: Seit ein paar Jahren scheint es restlos verschwunden zu sein – und auch der Platz in der symbolischen Ordnung, den es einst einnahm.

Die Frage nach dem Narrativ des Proletariats ist keine leichte. Um sie heute zu stellen, muss auch bemessen werden, welche Erschütterungen im globalen politischen Gefüge die Implosion all jener Hoffnungen hinterlassen hat, die sich an es knüpften. Das Denken von Marx, das Denkereignis »Marx«, war vielleicht der einzige, sicher aber der wirkmächtigste Versuch, einen *Durchgang* durch den Kapitalismus zu denken: Es baut in allem darauf, dass der Kapitalismus einzig ausgehalten werden

müsste, bis an sein bitteres Ende, und dass aus ihm selbst (ohne Einfluss von Außen, ohne Gott, ohne Theologie) die Kraft zu seiner Überwindung hervorgehen würde. Es war vielleicht der letzte Versuch einer *Affirmation* der Aufklärung, der Technisierung und der Industrialisierung, welche dennoch glaubte (oder hoffte?), der Kapitalismus könnte es je zu etwas anderem bringen als zu sich selbst und seiner Immanenz – dies aber restlos aus sich selbst. Das »Ende des Kommunismus« äußert sich daher nicht nur in weltweiter Verbreitung der guten Botschaft der Demokratie und in der Erschließung neuer dynamischer Märkte in Asien, sondern auch darin, dass jene, die sich heute als globale Gegner des Kapitalismus verstehen, nicht mehr die Elektrifizierung vorantreiben, sondern Bomben in Verkehrsmitteln platzieren, dass sie keine geschichtlich-wissenschaftlichen Begründungen mehr konstruieren, sondern schweigen – und wieder einmal hoffen, ein transzendenter »Gott« würde sich des irdischen Geschicks annehmen.

Doch soll es auf diesen Seiten nicht um verfehlt Nostalgie einem Projekt gegenüber gehen, welches selbst unnostalgisch war wie kein zweites. Die Frage ist eine andere: Wenn wir heute, wie die meisten meinen, *nach dem* »Ende des Kommunismus« leben, dann setzt dies voraus, dass jener eine erzählbare Geschichte hatte – und dass diese Geschichte an ihr Ende gekommen sei. Nicht abgerundet, nicht vollendet, aber dennoch vorbei. Versucht man also *nach dem* »Ende des Kommunismus« von jenem zu schreiben, dann stellt sich vor allem die Frage: Wie ist das Verhältnis des »Kommunismus« und seines Agenten, des »Proletariats« zu Geschichte, zur Erzählbarkeit – und zum Ende?

Meine Hypothese ist die folgende: Das Proletariat begegnet bei Marx auf zwei verschiedene, einander widersprechende Weisen. Es ist seinem Wesen nach – *ontologisch*, könnte man sagen – formlos, defiguriert und geschichtslos. Und dennoch versucht Marx immer wieder, ihm Form, Figur, Geschichte, ja, Gesicht und Stimme zu verleihen. Das formlose, defigurierte und geschichtslose Proletariat ist dabei eng mit dem Konzept der *Praxis* verbunden. Eben weil seine Geschichte nicht erzählt werden kann, muss es sie – in einer »neuen Sprache« – als *Praxis machen*. Das Proletariat aber, dem eine Form, eine Figur und eine Geschichte gegeben werden, ist einzig ausführende Instanz eines von jeher feststehenden Narrativs von Ursprung, Entfremdung und Versöhnung oder Herkunft, Ausfahrt und Heimkehr. Sein Handeln ist – mit einer Unterscheidung des Aristoteles – weniger *Praxis* als *Poiesis*. Es verwirklicht ein außerhalb der Tätigkeit liegendes Ziel: als Abschluss oder

Schließung seiner Geschichte im Zu-sich-Finden. Am Ende der *Praxis* aber gibt es kein Werk. Sie ist vielmehr immer »am Ende«, denn immer ist sie dem Ende, dem Tod ausgesetzt: Denn Praxis ist, wie Jean-Luc Nancy betont, denkbar nur als *gemeinsame Praxis endlicher Wesen*. Nancy insistiert: »die Praxis ist gemeinschaftlich, nicht die Poiesis (sei sie ›individuell‹ oder ›kollektiv‹).«¹ Die Gemeinschaft aber, die sich durch die Praxis oder als Praxis ereignet, ist einzig eine »Gemeinschaft der Endlichkeit, denn die Endlichkeit ›ist‹ gemeinschaftlich, und nichts anderes als sie ist gemeinschaftlich.«² Wäre das Proletariat als Agent des Kommunismus zugleich Agent einer so gedachten – endlichen, gemeinsamen – Praxis, dann stellte sich die Frage nach dem »Ende des Kommunismus« auf eine durchaus andere Weise, als üblicherweise angenommen wird.

Die Praxis abstrakter Individuen

In Marx' Schriften gibt es mehrere Passagen, an denen der Widerspruch *im* Begriff des Proletariats herausgearbeitet werden könnte. Aus ökonomischen Gründen möchte ich ihn am Übergang von der *Deutschen Ideologie* zum *Manifest der Kommunistischen Partei* nachzeichnen. Wie man weiß, gehen der *Deutschen Ideologie* die »Thesen über Feuerbach« voraus, in denen Marx dessen immer noch idealistische Umwendung des Idealismus kritisiert. Statt bloß die Verhältnisse zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Gesellschaft und Bewusstsein *umzudrehen*, sollen sie, so Marx, als *Praxis* gefasst werden: »Alles gesellschaftliche Leben ist im wesentlichen *praktisch*.«³ So muss das Bewusstsein einer Gesellschaft von sich selbst, die Art und Weise, wie sie sich selbst versteht, auch *als Praxis* revolutioniert werden. Diese revolutionäre Praxis ist dann, wie Andrzej Warminski es nennt, »an operation of inversion and reinscription – in short, a full-scale ›deconstruction‹ of both consciousness and life and the ›relation‹ between them.«⁴ Es reicht nicht aus, bloß zu behaupten, man müsse die materielle Basis (das Leben) ändern, um das Bewusstsein zu ändern, vielmehr müssen alle Bezüge der gegenseitigen Hervorbringung von Leben und Bewusstsein neu geschrieben werden.

Träger dieser Praxis ist in der *Deutschen Ideologie* das *Proletariat*. Es ist das Proletariat, das eine Gesellschaft durchsetzen soll, in der alle Individuen, wie es heißt, ununterbrochen »einander machen«⁵ und dabei

unaufhörlich die Bewusstseinsformen revolutionieren und sprengen, die diese Gesellschaft sich von sich macht. Warum aber das Proletariat? Weil es keine partiellen, sondern allgemeine Interessen hat. Warum das? Weil es *als Produkt* der kapitalistischen Produktionsweise global ist, also weltweit eigentums- und eigenschaftslos; weil

nur mit dieser universellen Entwicklung der Produktivkräfte ein *universeller* Verkehr der Menschen gesetzt ist, daher einerseits das Phänomen der »Eigentumslosen« Masse in Allen Völkern gleichzeitig erzeugt (allgemeine Konkurrenz), jedes derselben von den Umwälzungen der anderen abhängig macht, und endlich *weltgeschichtliche*, empirisch universelle Individuen an Stelle der lokalen gesetzt hat.⁶

Erst der Kapitalismus also ermöglicht den »universellen Verkehr«, den Welthandel qua allgemeiner Äquivalenz und die globalen Medienströme. Durch jene entstehen Individuen, die eben dies nicht mehr sind: nämlich in-dividuell, unteilbar, sondern die, vermittelt durch den Weltmarkt, von allen anderen Individuen abhängig, nur in Gemeinschaft mit allen anderen Individuen denkbar sind: die »Eigentumslosen«, die nichts weiter besitzen als ihre bloße Lebenszeit.

»Weltgeschichtliche, empirisch universelle« Individuen sind die Proletarier also nicht, weil sie eine Legitimation ihrer kommenden Revolution in einer Erzählung der Weltgeschichte finden könnten, sondern weil sie, vermittelt durch die Notwendigkeit, jeden Tag aufs Neue ihre bloße Arbeitskraft zu verkaufen, um ihr »nacktes Leben wieder zu erzeugen«,⁷ restlos in ihrem kreatürlichen Leben vom Weltmarkt abhängig, restlos globalisiert sind. Marx und Engels sprechen daher von »Individuen«, die »alles wirklichen Lebensinhalts beraubt, abstrakte Individuen geworden sind, die aber dadurch erst in den Stand versetzt werden, *als Individuen* miteinander in Verbindung zu treten.«⁸ Auf alle anderen, auf alles andere, können sich die »Individuen« nur deshalb beziehen, weil sie sich auf nichts Besonderes mehr beziehen, weil sie nichts Besonderes mehr kennen, weil sie »abstrakt« sind. Praxis ist Praxis *abstrakter, universeller* Individuen.

Das Proletariat also ist die allgemeine Klasse. Es hat einzig allgemeine Interessen, weil alles Partikulare, Besondere, Konkrete, »Individuelle«, in Marx' Worten: Bornierte, ihm ausgetrieben wurde. Als Produkt der homogenisierenden kapitalistischen Produktionsweise ist es form-, gesichts- und geschichtslos. Es ist dies aber als Klasse der *Arbeiter*. So stellen Marx und Engels fest,

daß in allen bisherigen Revolutionen die Art der Tätigkeit stets unangetastet blieb und es sich nur um eine andre Distribution dieser Tätigkeit, um eine neue Verteilung der Arbeit an andre Personen handelte, während die kommunistische Revolution sich gegen die bisherige *Art* der Tätigkeit richtet, die Arbeit beseitigt und die Herrschaft der Klassen mit den Klassen selbst aufhebt, weil sie durch die Klasse bewirkt wird, die in der Gesellschaft für keine Klasse mehr gilt, nicht als Klasse anerkannt wird, schon der Ausdruck der Auflösung aller Klassen, Nationalitäten etc. innerhalb der jetzigen Gesellschaft ist.⁹

Also: Das Proletariat ist deshalb die revolutionäre Klasse, weil es schon gar keine Klasse mehr und somit Ausdruck (und Agent) der Auflösung und Verallgemeinerung ist. »Klassen, Nationalitäten etc.« (»etc.« wären Geschlecht, Herkunft, Kultur, Überlieferung, Brauchtum, Heimat und dergleichen) kennt es *nicht*. Als *diese* Klasse der Auflösung der Klassen kann es die Arbeit beseitigen – nicht einmal aufheben, wie man es hegelianisch erwarten würde (und an anderen Stellen auch vorfindet), sondern tatsächlich »beseitigen«. Das Proletariat als Klasse der Arbeiter also soll die Arbeit beseitigen, da es selbst *als* Klasse der Arbeiter keine Klasse mehr ist. Was also hat es mit der *Arbeit* auf sich?

Arbeit und Form

Werner Hamacher hat in einem jüngeren Aufsatz – in dem er von Marx und vom »Kommunismus« nicht spricht – die Vermutung geäußert, das »Wirkungsmächtigste« des Nationalsozialismus könnte etwas gewesen sein, »was eine sehr lange und, wie manche meinen, ehrwürdige, mythologische und philosophische Vorgeschichte hat«: »Es könnte [...] die Arbeit sein.«¹⁰ Arbeit wäre somit die Essenz des Nationalsozialismus; doch einzig eine Arbeit, die eigentlich *nicht* arbeitet, eine Arbeit, welche stets nur sich selbst reproduziert und welcher der Bezug auf anderes, auf das andere, abgeht. Eine Arbeit, welche stets nur der »egologischen Figur« gilt und vernichtet, »was nicht dem Prozess der Figuration entspricht«.¹¹ Diese Arbeit bezeichnet Hamacher als »Homogenisierung und Formierung, damit aber Ausschluss, Verleugnung und tendenzielle oder reale Vernichtung des Inhomogenen, Unassimilierten und Formlosen.«¹² Die Arbeit als egologischer Prozess der Figuration schließt aus sich aus, was keine Form hat.

Arbeit ist Homogenisierung und Formierung, das heißt, sie ist Formierung, *indem* sie Homogenisierung ist. Arbeit homogenisiert, assimiliert, entformt und defiguriert und *eben deshalb* muss sie das Homogenisierte und Assimilierte formen – *neu formen*. Für Marx und Engels ist dem Proletariat die »Beseitigung« der Arbeit deshalb möglich, weil es *selbst* als arbeitende Klasse, als Produkt *und* Agent der kapitalistischen Gesellschaft alles *entformt* und dabei *selbst* ungeformt, formlos, defiguriert ist – und dies im globalen Maßstab. Es ist revolutionär, weil es inmitten der kapitalistischen Gesellschaft Träger und Produkt jener revolutionären Tätigkeit ist, die sie ausmacht: der Arbeit nämlich. Denn die Arbeit zerstört alle »bornierten« Bezüge (traditionelle soziale Bindungen, Dorfgemeinschaften, Familien, religiöse Riten etc.).

Das Proletariat ist Agent der Auflösung der Form und der Homogenisierung, mit welcher die Formierung, die Neuformierung des Arbeitsprodukts einhergehen. Eben diesen Gedanken hat Marx im *Kapital* dann ausgeführt: Die unvorstellbare, unerlebbare »soziale Substanz« der *abstrakten Arbeit*, durch die sich in kapitalistischen Gesellschaften *alle* Individuen aufeinander beziehen, findet ihre Neuformierung und Darstellung eben in *Waren*. In jenen stellt sich das nicht erlebbare soziale Verhältnis der alles assimilierenden »abstrakten Arbeit« dar: als Verhältnis von *Dingen*. In der Warenform wird die abstrakte Arbeit anschaulich und geformt. In ihr soll eine Gesellschaft sich selbst erkennen, soll sie durch die Betrachtung ihrer Werke zu einer imaginären, spektakulären Einheit mit sich finden, die in der homogenisierenden Arbeit nicht erlebt werden kann.

»Eine neue Sprache«

Eben zu einer solchen Identifikation soll es die *Praxis*, von der die *Deutsche Ideologie* spricht, niemals bringen; sie soll keine solche »Ideologie« produzieren, soll nichts hervorbringen, was »zu einer fremden, gegenüberstehenden Macht wird.«¹³ Die ständige Neuschreibung aller Bezüge zwischen Leben und Bewusstsein, zwischen Welt und Sprache, die sie ausmacht, soll dem Proletariat jedoch eben deshalb möglich werden, weil es als Produkt und Agent des Kapitalismus *selbst* ununterbrochen die Arbeit der Homogenisierung und Neuformung leistet. Wenn diese Arbeit nun »beseitigt« werden soll, *durch das Proletariat* beseitigt werden soll, dann sollen Homogenisierung und (mit Hamachers Wort:)

»egologische« – Neuformung beseitigt werden zugunsten eines Bezugs aller Individuen auf alle anderen Individuen, der weder eine Homogenisierung noch eine feste, ausschließende Form anstrebt; zugunsten eines Bezugs, der *offen* ist: für anderes, für das andere. Nancy hat diesen »Bezug«, diese Verknüpfung, zu fassen versucht als »gesellschaftlich exponierte Partikularität, [die sich] der gesellschaftlich implodierten Allgemeinheit gegenüberstellt, welche jene des Kapitalismus ist«; auch spricht er von einer »Artikulation der ›Partikularitäten««. ¹⁴

Es geht um *Artikulation*, um eine Praxis, welche *als Sprache* das je Partikulare wieder hervorbringen, erzeugen soll. Denn die *Geschichte* des defigurierten Proletariats, welche, weil es keine Figur bildet und kein Werk hinterlässt, eben nicht erzählt werden kann, muss sich ereignen, muss sich »machen«, und zwar in einer neuen, mit der »Welt« auf spezifische Weise verknüpften Sprache. Im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* versucht Marx jene offenbar zu beschreiben, wenn er über das Theater und die Geisterbeschwörungen der bürgerlichen Revolutionen sagt:

So übersetzt der Anfänger, der eine neue Sprache erlernt hat, sie immer zurück in seine Muttersprache, aber den Geist dieser neuen Sprache hat er sich nur angeeignet, und frei in ihr zu produzieren vermag er nur, sobald er sich ohne Rückerinnerung in ihr bewegt und die ihm angestammte Sprache in ihr vergißt. ¹⁵

Freies Produzieren ohne Rückerinnerung in einer »neuen Sprache« – dies sollen die »abstrakten Individuen« des Proletariats lernen, indem sie es sich ununterbrochen selbst beibringen. Sprache bildet hier nicht ab, sie synthetisiert auch nicht das Erfahrene, sondern sie *produziert* – und dies zudem frei. Noch einen Unterschied will Marx machen zwischen den bürgerlichen Revolutionen und der »sozialen Revolution des neunzehnten Jahrhunderts« (der Revolution des Proletariats), die er erwartet: »Dort ging die Phrase über den Inhalt, hier geht der Inhalt über die Phrase hinaus.« ¹⁶

Der »Inhalt«, der über die »Phrase« hinausgeht, kann aber nicht vor der Phrase da sein. Von der Phrase erzeugt, sprengt er jene und lässt sie zurück: »The referent is no longer simply a preexisting substance, but an act, that is, a dynamic movement of modification of reality. [...] [A]n utterance is always, irreducibly, *in excess* over its statement«, ¹⁷ schreibt Shoshana Felman in einem (scheinbar) ganz anderen Zusammenhang über den *performative*. Im »freien Produzieren« soll jede »Phrase« ihren »Inhalt«, jeder Sprechakt seinen Referenten erzeugen: einen Referenten

jedoch, der stets bereits dasjenige sprengt, was *über ihn* ausgesagt wurde. Ein permanenter Exzess, ein unendlicher, doch performativ je neu zu erzeugender Überschuss des Referenten über die ihn produzierende Aussage soll jede Erstarrung und jede Bildung von Identifikation, Ideologie, Ausschluss und Selbstidentität verhindern.

Doch das Proletariat kann diesen »neuen« Bezug nur herstellen, indem es (als Klasse der Arbeiter und der Arbeitslosen, welche schon keine Klasse mehr ist) durch die Homogenisierung und Entformung, also durch die vollkommene Auflösung alles Besonderen, Partikularen, Konkreten *hindurchgegangen* ist; indem es also, mit einem Wort, durch den *Tod* hindurchgegangen ist.

Durch den Tod, den Hegel in der *Enzyklopädie* als Aufhebung der »Unangemessenheit zur Allgemeinheit« bezeichnet, welche »ursprüngliche Krankheit«¹⁸ des Individuums sei. Denn indem sich der Proletarier auf nichts Partikulares mehr bezieht, indem für ihn jede besondere Beziehung aufgelöst ist, bezieht er sich zugleich auf alles – ganz so wie der Tod. Das Proletariat hat gleichsam die Unangemessenheit des Individuums zur Allgemeinheit aufgehoben, in ihm sind die Individuen verallgemeinert worden, indem sie bloß »abstrakte« und »alles wirklichen Lebensinhalts beraubt[e]«, aber dadurch »universelle« Individuen geworden sind; Individuen, welche nur in Bezug zu allen anderen Individuen – verbunden durch den Weltmarkt – überhaupt denkbar sind, welche nichts anderes sind als dieser *universelle Bezug ohne Inhalt und Figur*. Und nur indem das Proletariat hindurchgegangen ist *durch* die Arbeit und somit *durch* den Tod, soll ihm eine Praxis möglich sein, die weder homogenisierend noch formend ist: eine neue Praxis in einer neuen Sprache.

So könnte man sagen, dass auch im Marx'schen Denken der Praxis ein – tatsächlich sehr hartnäckiges – narratives Schema zu finden sei: die Geschichte von Tod und Wiederauferstehung: »von der radikalen Defiguration zu dieser absoluten Transfiguration«.¹⁹ Doch eine Erzählung gäbe es hier wohl nur, wenn die Wiederauferstehung *nach* dem Tode, *nach* dem Ende käme, nach zwei Tagen des Wartens. Vielleicht aber kann in dem Marx'schen Konzept der Praxis des Proletariats auch ein Denken des Lebens *mit* dem Tod erkannt werden, *beim* Tod, *im* Tod oder *am* Tod, *am Ende*: ein Konzept der Praxis sterblicher Wesen.

Die Form, die die Praxis hervorbringt, wäre dann keine Form, die alles aus sich ausschließt und tötet, was sich nicht formen lassen will und was widersteht (so wie die Arbeit es tut). Sie wäre als sprachliche Artikulati-

on eine je transitorische Form, gebildet einzig durch den stets jeweiligen Bezug aller Individuen aufeinander. Alle sterblichen Individuen würden sich durch sie auf alle anderen beziehen; und so wäre ihr Bezug zunächst und vor allem ein Bezug auf dasjenige, was jeden Bezug unmöglich macht, indem es sich auf *alles* bezieht: nämlich auf den *Tod*. Die Proletarier können diesen unmöglichen Bezug, dieses Leben mit dem Tod, für Marx deshalb vollziehen, weil sie letztlich, als »weltgeschichtlich universelle« Individuen, an die endlichen Dinge nichts bindet: Eigenschaften, Besitz, Tradition: Sie haben dies alles nie gekannt. Sie sind gleichsam, als eigentliches Produkt der kapitalistischen Ökonomie, bloße endliche Zeit geworden. Sie sind immer *am Ende*.

Am Ende

Doch schon Hegel versucht, den Riss, der durch das Leben geht, welches sich nicht »vor dem Tode scheut [...], sondern [...] in ihm sich erhält«,²⁰ durch eine Narration zu schließen: Er versucht, wie alle wissen, eine Geschichte zu erzählen, die letztlich doch mit dem Tod versöhnen und nach Ursprung und Entfremdung zu einem *happy end* führen soll, zum »absoluten Wissen«. Narrative Schließung, könnte man sagen, eines Risses, der nur im unmöglichen Bezug auf den Tod je aufs Neue eröffnet werden kann und *als* diese (unmögliche) Praxis »freies Produzieren« in einer »neuen Sprache« sein soll.

Marx übernimmt Hegels Projekt. Im *Manifest der Kommunistischen Partei* entwirft er statt einer endlichen Praxis endlicher Wesen eine Geschichte, *die* Geschichte, die *Weltgeschichte*, als Garant des Sieges des revolutionären Proletariats. Jenes soll durch die Geschichte zu sich kommen, zu seiner Wahrheit, die »wissenschaftlich« immer schon im vornherein begründet war und mit deren Erreichen es gleichsam vorbei ist mit dem Tod. Der Tod ist dann überwunden zugunsten eines Lebens, das wirklich und endlich bei sich ist. Aus der Klasse, die schon in der kapitalistischen Gesellschaft »Ausdruck der Auflösung aller Klassen ist«, soll nunmehr eine *manifeste* Klasse werden. Der Kommunismus wird Sache einer *Partei*, und diese Partei wird, wie Derrida gezeigt hat, *manifest*: in der Partei und im Manifest dieser Partei wird das Proletariat manifest.²¹

Und darum wird dem Proletariat jene bekannte Geschichte erzählt, aus der es seinen Ursprung und sein Ziel erkennen soll: Denn das Proletariat

soll es sein, welches die – dialektischen Gesetzen folgende – Weltgeschichte als Geschichte der Klassenkämpfe beendet und aufhebt, zur Ganzheit führt; welches den weltgeschichtlichen Plan exekutiert und abschließt, was bei Plebejern und Sklaven begonnen hatte.

Die Notwendigkeit dessen soll dabei wissenschaftlich aus der Geschichte hervorgehen, namentlich aus der steten Verspätung der Besitzverhältnisse gegenüber den Produktivkräften, die nun, wie die Überproduktionskrisen des Kapitalismus zeigten, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nötig mache. Wenn das Proletariat also diese notwendige, historische, wissenschaftliche Aufgabe übernehmen soll, dann ist es indes notwendig, dass es eine *Form* habe (dass es also nicht »Ausdruck der Auflösung« sei), und diese Form muss gebildet werden: »Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisieherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat«,²² steht daher auf der Agenda. Die Praxis also wird zum Bildungsroman umgewidmet; und es ist klar, dass für diese Bildung und Formierung *gearbeitet* werden muss. Daher geht es nicht mehr darum, die Arbeit zu »beseitigen«: Ganz im Gegenteil: »Gleicher Arbeitszwang für alle, Einrichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau«²³ lautet eine bestürzende Forderung des *Manifests*.

An Stellen wie diesen ziehen das Narrativ und, in seinem Gefolge, die Figuration, die Form und die Arbeit in Marx' Denken ein; und eben an jenes Narrativ wird der wissenschaftliche Marxismus (was auch immer in einzelnen seiner Aussagen bis heute an Wahrheitswert enthalten sein mag) sich in seiner bestürzenden Selbstgewissheit anschließen. In dieser Selbstgewissheit scheint mir der Keim für alle maßlose Brutalität der Marx'schen Erben zu liegen: Die Geschichte, so dachten sie, wird uns irgendwann recht gegeben haben. Dieses Narrativ aber, was immer seine strategischen Absichten sein mögen, dient selbst der Vergewisserung und der Beruhigung, es macht aus der höchst prekären, ungesicherten, je transitorischen Praxis die Exekution von etwas immer schon je Gewusstem. Mit diesem Narrativ, so könnte man mit Derrida schließen, versucht Marx sich Mut zuzusprechen: Mut nämlich, weil er Angst hat. Angst vor der Unheimlichkeit einer Praxis, die sich auf keine transzendente Garantie verlassen kann, und Angst vor jenen Erscheinungen, die eine solche Praxis notwendig zeitigen muss – und zwar aufgrund ihres steten, jeder Heilserwartung baren Bezugs zum Tod: Angst vor *Ge-spens-tern* nämlich, vor den Wiedergängern unerlöster Toter.

»Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts muß die Toten ihre Toten begraben lassen, um bei ihrem eigenen Inhalt anzukommen«,²⁴ behauptet Marx (mit einem *Zitat* aus der Bibel). Doch bei welchem »eigenen Inhalt«, soll das Proletariat, welches aus abstrakten und inhaltslosen Individuen besteht, je »ankommen«? *Praxis* kann niemals »ankommen«, denn sie darf nicht nur (wie die Arbeit) der Affirmation ihrer selbst und der Identität derer gelten, die sie betreiben, sondern muss – und dies ohne Bezug auf einen »Gott« – *offen* sein. Offen sein aber auch für die Toten, die keine Ruhe finden können und die, wie Derrida betont, nicht selbst zum Spaten greifen werden, um sich ein für allemal zu bestatten.²⁵ Das Leben *im* Tod als gemeinsame Praxis endlicher Wesen (und eben dies scheint es mir zu sein, was vom »Kommunismus«, von der »Praxis« des »Proletariats« *bleibt* – indem nichts bleibt): Es wäre dann auch und vor allem ein Leben mit den Gespenstern, welches wir Derrida zufolge noch immer zu lernen haben.

Wenn aber *dieses* Leben, *diese* Praxis nun hinter uns liegt, weil wir den Kommunismus ja nun hinter uns gelassen haben, dann heißt das offenbar umgekehrt, dass wir nicht bloß seine Geschichte hinter uns gelassen haben, sondern auch das, was Geschichte, Erzählung, Form und Figur in ihm in Frage gestellt hat: So dass wir nun endlich – nach einer Zeit des Irrtums – bei unserem »eigenen Inhalt« angekommen sind. Die Arbeit geht weiter, und das platteste Aufwärmen eines eschatologischen Neo-Hegelianismus à la Fukuyama oder Bush beweist, dass der Traum einer narrativen Schließung der Praxis und der Politik noch nicht ausgeträumt ist. Diese Idee eines endlich zu sich gekommenen Lebens, das den Tod überwunden hat, bekommt als Antwort jedoch den Satz: »Ihr liebt das Leben, wir lieben den Tod.«

In Marx' Begriff des Proletariats aber ist beides angelegt: die Ungesicherheit einer Praxis, die sich durch den ständigen (unmöglichen) Bezug auf den Tod definiert (und die für Marx *einzig* durch den Weltmarkt und seine Kraft der Nivellierung ermöglicht wird) und der Versuch, in Form, Wissen, Figur und Narrativ jenen Bruch zu schließen, den dieser Bezug immer wieder öffnet, ein bei seinem »eigenen Inhalt« angekommenes, volles Leben dem Tod entgegenzusetzen. Über die Geschichte der Arbeit schrieb Hamacher: »Wir leben nicht *nach* dem Ende dieser Geschichte, wir leben *an* ihrem Ende.«²⁶ Vielleicht kann man hinzufügen: Wir leben überdies nicht *nach* dem Ende des Kommunismus, sondern immer *an* seinem Ende. Dann nämlich, wenn wir den Kommunismus als jene Praxis der Endlichkeit verstehen wollen, welche die Arbeit,

die Figuration und das Narrativ stets zu einem anderen, einem endgültigen Ende bringen möchten. – *Auf dass es nie gellinge!*

Anmerkungen

- 1 Jean-Luc Nancy: »La comparution. (De l'existence du ›communisme‹ à la communauté de l'existence)«, in: Jean-Luc Nancy/Jean-Christoph Bailly: *La comparution. (Politique à venir)*, Paris: Christian Bourgois 1991, S. 71. (Alle Übersetzungen vom Verfasser).
- 2 Jean-Luc Nancy: *La communauté désœuvrée*, Paris: Christian Bourgois 1999, S. 68.
- 3 Karl Marx: »Thesen über Feuerbach«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 3, Berlin: Dietz 1991, S. 7.
- 4 Andrzej Warminski: »Hegel/Marx: Consciousness and Life«, in: Steward Barnett (Hg.): *Hegel after Derrida*, New York (NY)/London: Routledge 1998, S. 173.
- 5 Karl Marx/Friedrich Engels: »Die Deutsche Ideologie«, in: Dies., *Werke*, Bd. 3, Berlin: Dietz 1991, S. 37.
- 6 Ebd., S. 35.
- 7 Karl Marx/Friedrich Engels: »Manifest der Kommunistischen Partei«, in: Dies., *Werke*, Bd. 4, Berlin: Dietz 1959, S. 476.
- 8 Karl Marx/Friedrich Engels: »Die deutsche Ideologie«, a.a.O., S. 67.
- 9 Ebd., S. 70.
- 10 Werner Hamacher: »Arbeiten Durcharbeiten«, in: Dirk Baecker (Hg.): *Archäologie der Arbeit*, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2002, S. 155.
- 11 Ebd., S. 164.
- 12 Ebd., S. 157.
- 13 Karl Marx/Friedrich Engels: »Die deutsche Ideologie«, a.a.O., S. 33.
- 14 Jean-Luc Nancy: *La communauté désœuvrée*, a.a.O., S. 186.
- 15 Karl Marx: »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«, in: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 8, Berlin: Dietz 1960, S. 115.
- 16 Ebd., S. 117.
- 17 Shoshana Felman: *The Literary Speech Act. Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages*, translated by Catherine Porter, Ithaca (NY): Cornell UP 1983, S. 77.
- 18 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*, Bd. 2, Werke Bd. 9, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, S. 535.
- 19 Jean-Luc Nancy: »La comparution«, a.a.O., S. 97.
- 20 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Werke Bd. 3, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 36.
- 21 Vgl. Jacques Derrida: *Spectres de Marx*, Paris: Galilée 1993, S. 166.
- 22 Karl Marx/Friedrich Engels: »Manifest der kommunistischen Partei«, a.a.O., S. 474.
- 23 Ebd., S. 481.
- 24 Karl Marx: »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«, a.a.O., S. 117.
- 25 Vgl. Jacques Derrida: »Spectres de Marx«, a.a.O., S. 187
- 26 Werner Hamacher: »Arbeiten Durcharbeiten«, a.a.O., S. 183.

Benjamin Bühler

Das Tier und die Experimentalisierung des Verhaltens

Zur Rhetorik der Umwelt-Lehre

Jakob von Uexkülls

Das Tier in den Experimentalwissenschaften

Dass Tiere die zentralen Objekte der Lebenswissenschaften und zugleich Substitute für den Menschen sind, wusste bereits Francis Bacon. In der Utopie *Neu-Atlantis* schrieb er, dass in Zukunft an Tieren Sektionen und chirurgischen Verfahren durchgeführt würden, um Aufklärung über den menschlichen Körper zu erhalten, Versuche mit Giften sollten diesen widerstandsfähiger machen, und die Kreuzung verschiedener Tiere sollte vollkommen neue Arten hervorbringen.¹

Doch es ist keineswegs unproblematisch, am Tier Wissen vom Menschen zu gewinnen, wie Andreas Vesalius für die Anatomie verdeutlichte. Vesalius beschränkte sich nämlich nicht mehr darauf, die Bücher der anatomischen und medizinischen Autorität Galen zu lesen, sondern begann, sie zu überprüfen. Dabei stellte er fest, dass dessen Anatomie – und damit die gesamte Anatomie des Menschen seit Galen – nichts anderes als eine Tieranatomie gewesen sei. Da zur Zeit Galens das Sezieren menschlicher Leichen verboten war, musste er notwendigerweise auf Tiere zurückgreifen und die Befunde von diesen auf den Menschen übertragen. Dagegen stand Vesalius jedoch eine große Anzahl menschlicher Leichen zur Verfügung, die entweder Henkern abgekauft oder von Studenten aus Gräbern gestohlen wurden. So konnte er zwar die

menschliche Anatomie neu begründen, doch was in der Anatomie möglich war, galt nicht für die Physiologie. Sie konnte auch weiterhin nur mit dem Tier als Substitut des Menschen arbeiten.²

In der Mitte des 19. Jahrhunderts sollte Claude Bernard die Problematik des Versuchstieres für die Physiologie auf theoretisch höchstem Niveau diskutieren. Er verwies ausführlich auf die Spezifität der Tier-Objekte, die sich jeweils durch Art, Alter, Geschlecht oder Jahreszeit unterscheiden, weshalb nicht von einem Tier auf andere Tiere oder gar den Menschen abstrahiert werden dürfe. Mit der Unterscheidung jedoch, dass ein »Lebewesen zugleich einen Organismus und ein Individuum darstellt«,³ ließ sich das Problem lösen. Denn für die Physiologie, die Wissenschaft vom Leben, galt, dass sowohl Tiere als auch Menschen Organismen seien, weshalb die Befunde an Tieren schließlich doch übertragbar auf den Menschen waren. Somit verschwand in der Theorie des Lebens die unhintergehbare Differenz von Tier und Mensch.⁴

Konzentrierte sich der experimentelle Zugriff der Physiologen auf den lebenden Körper und dessen Vitalfunktionen, wurde um 1900 der Komplex des Verhaltens zum Gegenstand der Experimentwissenschaftler. Es etablierte sich eine Vielzahl theoretischer Ansätze, deren Gemeinsamkeit darin lag, das Verhalten von Tieren objektiv, und das heißt experimentell zu untersuchen, wobei die Beschäftigung mit dem Tier stets nur den Vorlauf für die Fassung menschlichen Verhaltens bildete. Dabei konstituierten sich Theorien wie Verhaltensphysiologie, Tropismus-Lehre, Gestalttheorie, Behaviorismus oder später die Kybernetik zualterererst in Gegenwendung zur zeitgenössischen Tierpsychologie, die menschliche Eigenschaften auf den Menschen übertrug.

Etwa führte Auguste Forel in dem Aufsatz *Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen* aus, dass die Ameisen ein Gedächtnis besäßen, individuelle Pläne schmiedeten, Entschlüsse fassten und Gefühle zeigten.⁵ Der anthropomorphen Betrachtung der Tiere folgte die theriomorphe Betrachtung des Menschen, denn die Ameise besitze, so Forel, die sozialen Instinkte, die beim Menschen degeneriert seien und daher durch rationale Zuchtwahl analog zur Haustierzüchtung ausgebildet werden müssten.⁶

Dagegen suchten Wissenschaftler wie Iwan Pawlow, Jacques Loeb oder Jakob von Uexküll eine neue, objektive Perspektive auf das Verhalten von Tier und Mensch. Dazu musste die Verhaltensphysiologie geradezu neu erfunden werden – etwa entwickelten Theodor Beer, Albrecht Bethe und Uexküll in dem Aufsatz *Vorschläge zu einer objektiven Nomenklatur in der Physiologie des Nervensystems* eine neue Terminologie.⁷ Da-

mit sollte zum einen das Verhalten der Tiere auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt, zum anderen eine anthropomorphe Betrachtung des Tieres vermieden werden. Gleichwohl blieb das Tier das Substitut und damit Vorbild des Menschen: Ob Iwan Pawlows Reflexologie das Feld einer objektiven Psychologie konstituierte, die Phänomene des Verhaltens und des »Geistes« mit den Termini der Mathematik und Physik zu beschreiben versuchte und deren anthropologische Konsequenz die Nivellierung der Unterschiede von Tier und Mensch bedeutete, der amerikanische Behaviorismus ein Programm entwarf, das die beliebige Formbarkeit und Manipulation tierischen und menschlichen Verhaltens in den Vordergrund stellte, ob Konrad Lorenz die Degenerationerscheinungen des modernen Menschen über den Vergleich von Wild- und Hausgans diagnostizierte und entsprechende eugenische Maßnahmen forderte oder ob Edward O. Wilson den sozialen Mensch am Modell der Ameise erfand.

Bestand um 1900 zwar Konsens darüber, dass Verhalten nur anhand des Tieres objektiv und experimentell zu erforschen sei, so fand innerhalb dieses gemeinsamen Rahmens dennoch eine Ausdifferenzierung der Ansätze statt, die zu völlig verschiedenen, antagonistischen Theorien führte. Diese Unterschiede werden an der Figur des Tieres manifest. Denn während das Tier für die Behavioristen eine Maschine bzw. einen Apparat darstellte, waren zumindest die Menschen-Affen für den Gestalttheoretiker Wolfgang Köhler intelligente Wesen wie der Mensch, und für Uexküll waren Tiere gar als Subjekte anzusehen. Es ist damit die Repräsentation der Tiere, in der sich diese für das 20. Jahrhundert so wirkmächtigen Ansätze unterscheiden. Und schließlich ist es auch die jeweilige Repräsentation des Tiers, über welche (ob positiv oder negativ) hergeleitet wird, was für ein Wesen der Mensch ist und welche soziale Organisationsform diesem entspricht – weshalb sich die Geschichte des Menschen auch als eine Geschichte des Tiers lesen lässt.

Die Zecke im Glashaus – Uexkülls Umwelt-Lehre

Neben Behaviorismus und Gestalttheorie bildet Jakob von Uexkülls Umwelt-Lehre den dritten großen Ansatz für das Verständnis des Verhaltens von Tieren und Menschen. Als Vertreter einer holistischen Biologie, die den cartesianischen Subjektbegriff mit der Konzeption des Subjekt-Objekt-Verhältnisses im Schema des Funktionskreises verab-

schiedete, wurde seine Umwelt-Theorie zu einem zentralen Bezugspunkt für Philosophen wie Martin Heidegger, Helmuth Plessner oder Arnold Gehlen. Inzwischen ist Uexküll nicht nur als Verhaltensbiologe und Vertreter eines holistischen Ansatzes wiederentdeckt worden,⁸ sondern sein Schema des Funktionskreises, das als Regelkreis und Bedeutungskreis zu lesen ist, bildet ein wichtiges theoriegeschichtliches Datum für die Bio-Kybernetik, Bio-Semiotik und biologische Systemtheorie.⁹

Die zentrale These der Umwelt-Lehre lautet, dass jedes Tier in einer eigenen Umwelt lebt, welche durch seinen Bauplan – den Bau seiner Sinnes- und Bewegungsorgane – bestimmt ist. Die Organisation des Organismus konstituiert damit seine Umwelt als ein »festes, aber unsichtbares Glashaus«.¹⁰ So besteht die Umwelt der Zecke aus drei Merkmalen. Das ist erstens der Reiz der Buttersäure, die die Hautdrüsen von Säugetieren ausscheiden. Aufgrund dieses Reizes lässt sich die Zecke auf das Tier fallen. Zweitens der mechanische Reiz der Haare, der das Herumlaufen der Zecke auslöst. Und drittens schließlich ein Wärmereiz, der die Zecke dazu veranlasst, sich in die Haut des Tieres einzubohren. Das Beispiel der Zecke führt nach Uexküll vor, dass Wahrnehmung und Bewegung in einem Funktionskreis miteinander verkoppelt sind, d.h. das Verhalten der Zecke ist bestimmt durch einen Rückkopplungsprozess: Bestimmte Reize lösen Bewegungen des Tiers aus, die auf den auslösenden Reiz verändernd einwirken, ihn »löschen«. Dadurch kommt es zu einer neuen Reizsituation, welche neue Bewegungen auslöst usw., bis das endgültige Ziel erreicht ist: Das Verhalten der Zecke wird durch ein bestimmtes Ziel gesteuert. Dieses Verhältnis von Organismus und Umwelt veranschaulicht das Schema des Funktionskreises, der nichts anderes ist als die schematische Fassung dessen, was Uexküll als das Tier-Subjekt beschrieben hat.

Da auf die Zecke nur die Reize in der Umgebung als Merkmale einwirken, die ihrem Bauplan entsprechen, ist ihr Verhalten laut Uexküll nicht zu verstehen, wenn man das Tier wie die Physiologie in einzelne, voneinander isolierte Maschinenteile zerlegt. Im Zentrum der Umwelt-Lehre sollte daher die Analyse des Bauplans, der Organisation stehen, die Uexküll folgendermaßen definiert: »Organisation bedeutet eine Einheit, die aus verschiedenen Teilen durch eine gemeinsame Tätigkeit zu einem Ganzen verbunden werden.«¹¹

Was Uexküll am Beispiel der Zecke formuliert, ist Resultat seiner an marinen Invertebraten durchgeführten physiologischen Experimente aus den 1890er Jahren. Diese Arbeiten führten zur Ausbildung der Umwelt-

Lehre, die er in Schriften wie *Umwelt und Innenwelt der Tiere* (1909/1921), *Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung* (1913) und schließlich in dem bedeutenden Werk *Theoretische Biologie* (1920) darstellte.

Der Seeigel: Eine »Republik von Reflexen«

Uexkülls erste physiologische Arbeiten widmeten sich den Vorgängen in Muskeln und Nerven bei marinen Invertebraten. Entsprechende experimentelle Untersuchungen führte er unter anderem an Katzenhaien, Meereswürmern, Seeigeln, Schlangensterne, Blutegeln, Pilgermuscheln, Schlangensterne oder Libellen durch – und es sind diese Tiere, an denen Uexküll das Paradigma der Steuerung des Verhaltens entwickelt.

Dass die Wahl des Versuchstieres keineswegs beliebig ist, führte Uexküll in dem Aufsatz *Ueber Reflexe bei den Seeigeln* aus.¹² Für Uexküll sind die einzelligen Organismen für die Untersuchung der Koordination einzelner Bewegungen nicht geeignet, weil ein vielzelliger Organismus nicht aus freilebenden Zellen aufgebaut sei, sondern eine Ganzheit bilde. Doch auch die höheren Tiere schließt er als Forschungsobjekte aus, denn bei diesen sei das Nervensystem derart komplex, dass deren Mechanismen völlig unbekannt seien. Dagegen zeigten sich die Seeigel als äußerst geeignet, besäßen sie doch hochdifferenzierte Sinnes- und Bewegungsorgane, während ihr Nervensystem eine einfache Anordnung, d.h. keine Zentralisation, aufweise.

Uexkülls Augenmerk richtete sich auf die Koordination der Greiforgane und Stacheln des Seeigels, da jedes Bewegungsorgan des Seeigels einen in sich geschlossenen Reflexmechanismus bilde, der auch isoliert von den anderen voll funktionsfähig bliebe. Insofern beim Seeigel die einzelnen Reflexbögen unabhängig voneinander bestünden, bilden sie »gleichwerthige Glieder einer Gemeinschaft, die nicht von einer höheren Stelle aus regiert wird.«¹³ Ohne durch ein höheres Nervenzentrum gesteuert zu sein, werde daher durch das gleichzeitige Ablaufen der einzelnen Reflexe eine einheitliche Aktion vorgetäuscht, die gar nicht existiere: Die Koordination der Bewegungen erweise sich als Resultat der Organisation der einzelnen Reflexbögen. Der Seeigel zeichnete sich für die beginnende Verhaltensforschung Uexkülls gerade deshalb aus, weil er ein relativ simpler Organismus ist und sich vom Säugetier grundlegend unterscheidet. Während die Bewegung beim höheren Tier durch ein zent-

rales Nervensystem gesteuert wird, ist dies beim Seeigel nicht der Fall. Die Reflexe verlaufen unabhängig voneinander und doch koordiniert, die Koordination ist allein Resultat der Organisation des Tiers: Die Seeigel weisen eine »Republik von Reflexen« auf.¹⁴

Das Forschungsobjekt Seeigel erwies sich als wegweisend, gerade weil es sich um einen völlig anderen Organismus als den Menschen handelt. Dessen Analyse als einer »Republik von Reflexen« fundierte die später vollzogene Einführung des Subjekts in die Biologie. Denn die Koordination seiner Bewegungen wie die Beziehungen zwischen dem Seeigel und seiner Umwelt zeigten, was Uexküll in dem Buch *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen* am Standard-Beispiel der Zecke ausführte: Nämlich dass die Zecke nicht mit einer Maschine zu vergleichen sei, sondern vielmehr mit einem die Maschine lenkenden Maschinisten.¹⁵ Während die Maschine eine heteronome, von außen bestimmte Entität ist, sind Organismen autonome Entitäten, die in einer Umwelt leben, welche sie selbsttätig durch ihre Organisation erzeugen und innerhalb derer sie ihr Verhalten selbst steuern und koordinieren. Das heißt es sind, nach Uexküll, Subjekte. Diese Überlegungen führten auch zu einer Reformulierung der Kantischen Prinzipien des *Apriori*. Die Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung wurden bei Uexküll zu Eigenschaften der Organisation der Tiere.¹⁶

Uexkülls Subjekt-Begriff war allerdings von vornherein ein Zwitterwesen. Denn zum einen bezeichnete der Begriff des Subjekts materielle Eigenschaften wie den Bau der Sinnesorgane oder die Erregungsverläufe im Nervensystem. Zum anderen aber verwies der Subjektstatus der Tiere auf einen Faktor, der im Materiellen nicht aufging. In der *Theoretischen Biologie* wird Uexküll das folgendermaßen formulieren:

Die materielle Planmäßigkeit des Gefüges im Körper der Lebewesen wird zurückgeführt auf eine immaterielle Planmäßigkeit, die wir, solange sie sich uns als abgeschlossene Einheit darstellt, ein Subjekt nennen.¹⁷

Der immaterielle Faktor, von dem hier die Rede ist, liegt nicht in der materiellen Organisation und auch nicht im Phänomen der Selbstregulation, sondern im *Bild* des Maschinisten, der *Republik von Reflexen*.

Der Ausdruck der »Republik von Reflexen« benennt die Innovation der Untersuchungen am Seeigel, die Feststellung der Koordination der Bewegungen ohne Steuerung durch ein höheres Zentrum. Für Uexküll liegt es durchaus in der Logik der Biologie, Metaphern zur Veranschaulichung heranzuziehen. Denn die Biologie unterscheidet sich von der Phy-

siologie gerade dadurch, dass sie ihrem Wesen nach Anschauung sei. 1905 schrieb er, dass er den Endfragen der Physiologie »ziemlich kühl« gegenüberstehe, suche doch der Biologe »nur nach einem passenden Ausdruck, um den Bauplan des Tieres anschaulich zu machen.«¹⁸ Diese Veranschaulichung ist allerdings im doppelten Sinne zu lesen: Sie erfüllt zum einen eine epistemologische Funktion, insofern sie der Wissensgenerierung dient; zum anderen aber auch eine persuasive Funktion, insofern der wissenschaftliche Leser davon überzeugt werden soll, dass die einzelnen Bewegungen bei Seeigeln und damit auch Organismen generell ganzheitlich organisiert sind. Der Ausdruck »Republik von Reflexen«, der »den Bauplan des Tieres anschaulich« macht, erfüllt diese doppelte Funktion. Doch die Frage ist, ob die Repräsentation der ganzheitlichen Bewegungsfolge als »Republik von Reflexen« nicht allererst diese Ganzheit herstellt, was allein eine rhetorische Analyse beantworten kann.

Rhetorische und technische Evidenz

Insofern der Ausdruck »Republik von Reflexen« zwei Bereiche miteinander verknüpft, nämlich Politik und Biologie, und ein Phänomen benennt, das als solches noch keinen Namen hat, handelt es sich um eine Katachrese. Dabei stellt sich die Frage, ob die Katachrese etwas benennt, was noch keinen Namen hat, nämlich eine bestimmte Form der Koordination einzelner Bewegungen beim Seeigel, oder ob sie allererst das herstellt, was sie benennt. Mit letzterem kommt die Logik der Figur der *Prosopopoiia* ins Spiel. Nach ihrer Etymologie, *prosopon-poiein*, bezeichnet diese Figur die Verleihung eines Gesichts, einer Maske oder einer Stimme an eine abwesende, verstorbene oder stimmlose Entität. Rhetorisch ist sie, wie Bettine Menke ausführt, die »Figur für das Stimme-Verleihen, die für die Rede, die sie fingiert, Mund und Gesicht der Rede instituiert«,¹⁹ die dabei aber ihre rhetorische Verfasstheit, ihre Figurativität verstellt und damit auch, »dass Gesicht und Figur (>nur<) durch einen Akt des Verleihens gegeben sind, und zwar in der *Prosopopoiia* des Gesichts, in der eine grammatische Funktion rhetorisch wird und eine Figur anthropomorph.«²⁰

Während die Katachrese eine Sache benennt, für die es kein Wort gibt (z.B. Tisch-Bein), ist bei der *Prosopopoiia* gerade unklar, ob sie referentiell zu lesen ist oder nicht. Paul de Man spricht von der halluzinatori-

schen Dimension der Prosopopoiia,²¹ ist doch das, was in der Halluzination wahrgenommen wird, zwar eine Täuschung, aber diese Täuschung ist schwer zu erkennen, da der »in der Halluzination Befangene immer etwas Wirkliches wahrzunehmen glaubt.«²² Durch die bloße Möglichkeit, dass es Halluzinationen gibt, wird die Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Halluzination verunsichert. Wenn die Grenze zwischen Wahrnehmung und Halluzination aber verschwimmt, so ist es auch unsicher, ob die Prosopopoiia referentiell zu lesen ist oder nicht. Die dieser Figur immanente Unentscheidbarkeit wird zur Eintrittsstelle für Euphemismen:

Im *Anthropomorphismus*, zu dem die Prosopopoiia, die halluzinatorisch werdende Figur von Gesicht und Stimme, tendiert, stellt das derart irritierende Halluzinatorisch-Werden der Figur zugleich seinen Euphemismus: das Gesicht der Verstehbarkeit.²³

Uexkülls Veranschaulichung der Koordination von Bewegungen mit dem Ausdruck der »Republik von Reflexen« ist genau in diesem Sinne ein euphemistischer Anthropomorphismus: Denn letztlich wird er über diesen Ausdruck einführen, dass Seeigel – aber auch alle anderen Organismen – Subjekte sind, die zwar nicht wie der Mensch über Stimme und Gesicht verfügen, die aber als Ganzheiten organisiert sind und eigentätig eine Umwelt aufbauen, mit der sie in Korrelation stehen. Der Ausdruck der »Republik von Reflexen«, dessen rhetorische Logik repräsentativ für die Einführung des Subjekt-Begriffs in die holistische Biologie von Hans Driesch bis Viktor von Weizsäcker ist, verdeckt somit seine figurative Herkunft, und ermöglicht gerade dadurch die Ausformulierung der Umwelt-Lehre.

Die Repräsentation des Seeigels als »Republik von Reflexen« durchkreuzt aufgrund seiner Unentscheidbarkeit den epistemischen Anspruch und fundiert zugleich die epistemologische Logik der Umwelt-Lehre. Mit der Einführung des Subjekt-Begriffs soll der Nachweis festgeschrieben werden, dass Leben *nicht allein* chemischen und physikalischen Gesetzmäßigkeiten folgt, sondern spezifischen biologischen, was heißt, dass Leben autonom, also *nicht allein* durch materielle Faktoren bedingt sei. Die Autonomie des Lebens liegt damit in einem Faktor, der selbst nicht zu beobachten, sondern nur anschaulich zu machen ist. Insofern nur von den Wirkungen dieses Faktors auf ihn selbst geschlossen werden kann, konstituiert sich Uexkülls Entwurf der Umwelt-Lehre als eine autonome Biologie aus der Hypostasierung einer rhetorischen Figur.

Zur Sichtbarmachung der Ganzheit organischer Prozesse rekurrierte Uexküll allerdings keineswegs allein auf die Rhetorik. Sein Aufsatz über die Bewegungen der Schlangensterne zeigt, wie technische Verfahren des Aufzeichnens eine Bedingung der Möglichkeit der Umwelt-Lehre bildeten. Uexküll wendete die Chronophotographie an, die der Physiologe Étienne Jules Marey entwickelt und die er bei Marey selbst in Paris erlernt hatte.²⁴ Die Chronophotographie war deshalb für Uexküll von Bedeutung, weil die Steuerung von Bewegungen des Schlangensterne wie Gehen, Fressen oder Umdrehen nicht allein anatomisch zu klären war. Da die steuernden und regulierenden Vorgänge im Nervensystem aber nicht direkt beobachtet werden konnten, musste über die Aufzeichnung der Bewegungen, die sich wegen ihrer Geschwindigkeit und Komplexität ebenfalls dem bloßen Auge entzogen, auf diese geschlossen werden.

Nach verschiedenen Experimenten mit dem Schlangensterne und der chronophotographischen Aufzeichnung der jeweiligen Bewegungen, leitete Uexküll für den Erregungsablauf im Nervensystem und die Koordination der fünf Arme ein Gesetz ab, gemäß dem die Erregung immer zum verlängerten Muskel fließt, wodurch dieser kontrahiert und der antagonistische Muskel gedehnt wird. Für Uexküll war mit diesem Gesetz – das eines der wichtigsten Konzepte der Bio-Kybernetik vorwegnehmen sollte – die Theorie des Funktionskreises gelegt. Das Schema des Reflexbogens wurde durch das des Funktionskreises ersetzt.

Hatte Uexküll die Evidenz der planvollen Koordination der Bewegungen beim Seeigel rhetorisch hergestellt, zeigte die Chronophotographie hier eine solche planvolle Kooperation in der Serie der Bilder: »Die Koordination ist für diesen Bewegungstypus unmittelbar aus der Photographie ersichtlich.«²⁵ Rhetorische und technische Evidenz, Schrift und Bild ergänzten sich auf diese Weise – beide Strategien der Herstellung von Evidenz erzeugten das Phantasma einer organismischen Ganzheit, deren Hypostasierung den Weg in die Umwelt-Lehre eröffnete. Die Veranschaulichung der organischen Vorgänge und Strukturen war allerdings nicht nur deskriptiv, vielmehr forderte das naturalisierte Bild des ganzheitlichen Körpers Programme und Strategien seiner Herstellung und Stabilisierung, womit die Biologie in die Staatsbiologie übergang.

Staatsbiologie

Hatte Uexküll die Autonomie des Lebens und damit die der Disziplin Biologie über die Einführung eines politischen Terminus hergeleitet, so erfolgte später die Rückübersetzung in die Politik. Die Monographie *Staatsbiologie. Anatomie – Physiologie – Pathologie des Staates* (1920/33) setzt entsprechend ein mit dem Kapitel »Bauplan des Staates«. Wie schon bei den Seeigeln geht es auch hier darum, diesen Bauplan »anschaulich« zu machen,²⁶ wobei für Uexküll die Vorstellung des Staatsorganismus ausdrücklich mehr als eine bloße Analogie ist: Der Staat ist vielmehr ein Organismus. Auch er bildet eine Einheit aus mannigfaltigen Teilen, und auch bei ihm gilt, dass die einzelnen Glieder des Staates einer bestimmten Regel unterworfen sind.

Da der Staatsorganismus eine neue, komplexere Form der Organisation ist, stellt die Staatsbiologie nicht eine Applikation der Biologie dar, sondern vielmehr ihre Erweiterung. So erweist sich für diese Organisationsform das Modell des Seeiegels, der »Republik von Reflexen«, als wenig zweckmäßig, da das einheitliche Funktionieren der Organe analog zu den Säugetieren nur durch eine »straffe Zentralisierung« des Nervensystems möglich sei, ein Staat ohne Obrigkeit wäre ebenso eine Unmöglichkeit wie ein Tier ohne Nervensystem.²⁷ Aus diesem Grunde ist für den Monarchisten Uexküll die einzige Organisationsform des Staates die Monarchie, jeder Staat gipfeln in einem höchsten Beamten, der den »Gesamtrhythmus« der staatlichen Funktionen beherrscht.²⁸

Nachdem Uexküll die Idealform eines harmonischen Staatsorganismus entworfen hat, stellt er in dem Kapitel »Pathologie des Staates« fest, dass diese perfekte Staatsform gegenwärtig nicht erreicht sei. Uexküll schreibt die Stereotype einer Kulturkritik weiter, die in der Moderne nichts als Degeneration und Fäulnis erkennt, hervorgerufen durch Amerikanisierung, anti-staatliche Presse, Niedergang des Pflichtgefühls gegenüber staatlichen Organen oder durch »Parasiten«, nämlich »fremdrassigen« Einwohnern des Staates, die sich zu einer Organisation innerhalb der Staatsorganisation zusammenschließen und somit einen Staat im Staat bilden.

Für den Staatsbiologen ist die Diagnose denn auch eindeutig:

Es ist somit ein Zustand eingetreten, der auch in unserem Körper eintreten würde, wenn an Stellen der Großhirnzellen die Mehrzahl der Körperzellen zu beschließen hätte, welche Impulse den Nerven zu übermitteln sind. Einen solchen Zustand nennt man »Blödsinn«.²⁹

Eine Heilung dieses Zustandes sei nur möglich durch eine »naturwissenschaftlich betriebene Staatsbiologie«, die auf der Anschauung beruhe.³⁰ In Deutschland hat nach Uexküll der Nationalsozialismus den Weg hierzu vorbereitet: Für Deutschland nämlich sei die Gefahr der Auflösung des Staatsgewebes durch Adolf Hitler und seine Bewegung gebannt worden.³¹ Damit hat schließlich die rhetorische Figur, die den Organismus sowie den Staat als planmäßiges Gebilde konstituiert, im Prinzip des Führers (und *nicht* der »Republik der Reflexe«) ihre politische Konkretisierung gefunden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Francis Bacon: *Neu-Atlantis*, hg. von Beate Behrens, Berlin: Akademie Verlag 1984, S. 42f.
- 2 Vgl. Andreas Holger Maehle: *Kritik und Verteidigung des Tierexperiments. Die Anfänge der Diskussion im 17. und 18. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner 1992, S. 16-18.
- 3 Claude Bernard: *Einführung in das Studium der experimentellen Medizin*, Leipzig: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina 1965, S. 129.
- 4 Ausführlich zum Tierexperiment bei Bernard: Georges Canguilhem: *La connaissance de la vie, cinquième tirage*, Paris 1975, S. 17–39. Eine Übersetzung dieses Kapitels von Henning Schmidgen findet sich im Internet: <http://www.mpiwg-berlin.mpg.de/Preprints/P189.PDF> vom 06.01.2006.
- 5 Vgl. Auguste Forel: *Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen und einiger anderer Insekten; mit einem Anhang über die Eigentümlichkeiten des Geruchsinnes bei jenen Tieren*, München: Reinhardt 1901, S. 38.
- 6 Auguste Forel: *Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen*, München: Reinhardt 1907, S. 20.
- 7 Theodor Beer/Albrecht Bethe/Jakob von Uexküll: »Vorschläge zu einer objektivierenden Nomenklatur in der Physiologie des Nervensystems«, in: *Zoologischer Anzeiger* 22 (1899), S. 275-280. Zur wissenschaftshistorischen Bedeutung des Aufsatzes vgl.: Ernst Dzendolet: »Behaviorism and sensation in the paper by Beer, Bethe and von Uexküll«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 3 (1967), S. 256-261.
- 8 Zu Uexkülls Umwelt-Lehre im Rahmen holistischer Theorien vgl. Anne Harrington: *Die Suche nach Ganzheit. Die Geschichte biologisch-psychologischer Ganzheitslehren: Vom Kaiserreich bis zur New-Age-Bewegung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002.
- 9 Vgl. Kari Y.H. Lagerspetz: »Jakob von Uexküll and the origins of cybernetics«, in: Kalevi Kull (Hg.): *Jakob von Uexküll: A paradigm for biology and semiotics*, Berlin 2001 (Semiotica 134-1/4: Special Issue), S. 643-651; Thomas A. Sebeok: *Theorie und Geschichte der Semiotik*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1979, S. 10f.; Thomas Dau: »Die Biologie von Jakob von Uexküll (1864-1944)«, in: *Biologisches Zentralblatt* 113 (1994), S. 219-226. Übergreifend dazu: Stefan Rieger: *Kybernetische Anthropologie. Eine Geschichte der Virtualität*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003.
- 10 Jakob von Uexküll: *Theoretische Biologie*, Berlin: Paetel 1920, S. 58.
- 11 Vgl. ebd., S. 20.
- 12 Jakob von Uexküll: »Ueber Reflexe bei den Seeigeln«, in: *Zeitschrift für Biologie* 34 (1896), S. 298-318.
- 13 Jakob von Uexküll: »Die Physiologie der Pedicellarien«, in: *Zeitschrift für Biologie* 37 (1899), S. 334-401, hier S. 390.

- 14 Jakob von Uexküll: »Ueber Reflexe bei den Seeigeln«, a.a.O., S. 317.
- 15 Jakob von Uexküll: *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten*, Hamburg: Rowohlt 1956, S. 24.
- 16 Jakob von Uexküll: *Theoretische Biologie*, a.a.O., S. 8f.: »Die Aufgabe der Biologie besteht darin, die Ergebnisse der Forschungen Kants nach zwei Richtungen zu erweitern: 1. die Rolle unseres Körpers, besonders unserer Sinnesorgane und unseres Zentralnervensystems mit zu berücksichtigen und 2. die Beziehungen anderer Subjekte (der Tiere) zu den Gegenständen zu erforschen.«
- 17 Vgl. ebd., S. 167.
- 18 Jakob von Uexküll: »Studien über den Tonus III. Der Blutegel«, in: *Zeitschrift für Biologie* 46 (1905), S. 372-402, hier: S. 377.
- 19 Bettine Menke: *Prosopopoiia. Stimme und Text bei Brentano, Hoffmann, Kleist und Kafka*, München: Wilhelm Fink 2000, S. 137.
- 20 Bettine Menke: »Prosopopoiia. Die Stimme des Textes – die Figur des ›sprechenden Gesichts‹«, in: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus: Herausforderung an die Literaturwissenschaft. DFG-Symposion 1995*, Stuttgart: Metzler 1997, S. 226-251, hier: S. 234.
- 21 Vgl. Paul de Man: »Hypogram and Inscription«, in: Ders.: *The Resistance to Theory*, Minneapolis: University of Minneapolis Press 1986, S. 27-53, hier: S. 49.
- 22 Hans-Jost Frey: »Die Verrücktheit der Wörter«, in: *Colloquium Helveticum. Cahiers suisses de littérature général et comparée* 11/12 (1990), S. 72-102, hier: S. 80.
- 23 Bettine Menke: »Prosopopoiia«, a.a.O., S. 236.
- 24 Uexküll widmete den technischen Möglichkeiten der Registrierung von Bewegungen größte Aufmerksamkeit, vgl. Hans Mislin: »Jakob von Uexküll (1864-1944). Pionier des verhaltensphysiologischen Experiments«, in: *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Bd. VI: Lorenz und die Folgen. Tierpsychologie, Verhaltensforschung, Physiologische Psychologie, hg. von Roger A. Stamm und Hans Zeier, Darmstadt/Zürich: Kindler 1978, S. 46-54, hier: S. 48.
- 25 Jakob von Uexküll: »Studien über den Tonus II. Die Bewegungen der Schlangensterne«, in: *Zeitschrift für Biologie* 46 (1905), S. 1-37, hier: S. 7.
- 26 Vgl. Jakob von Uexküll: *Staatsbiologie. Anatomie – Physiologie – Pathologie des Staates*, Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1933, S. 9.
- 27 Vgl. ebd., S. 31.
- 28 Vgl. ebd., S. 29.
- 29 Vgl. ebd., S. 67.
- 30 Vgl. ebd., S. 79.
- 31 Vgl. ebd., S. 71. Zur Umwelt-Lehre im Kontext des Nationalsozialismus vgl. A. Harrington: *Die Suche nach Ganzheit*, a.a.O., S. 137-144. E. Scheerer: »Organische Weltanschauung und Ganzheitspsychologie«, in: Carl F. Graumann (Hg.): *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin u.a.: Springer 1985, S. 15-53.

Die Stimmung in den Wissenschaften vom Menschen

Vom Sympathie-Modell zur Gemüts- und Lebensstimmung

Ansteckung ist nichts anderes, als eine Lebensäußerung des primär von einer Krankheit affizierten Subjectes in einem anderen, seiner Wirkungssphäre ausgesetzten organischen Körper, deren materielles Substrat der Ansteckungsstoff ist, und durch welche die organische Thätigkeit des angesteckten Individuums ebenso krankhaft verändert, und der Lebensform des ansteckenden Individuums gleich gesetzt wird, als wenn jenes einen Theil von diesem ausmachte, und mit ihm Einen, von denselben Gesetzen beherrschten Organismus bildete, ein Verhältniß, das dem Begriff der Sympathie auf das vollkommenste entspricht.¹

In diesem bemerkenswerten Zitat, in dem Sympathie und Ansteckung, Affizierung und Infizierung zusammengeführt werden, wird eine Gemeinsamkeit augenfällig: Bei beiden Vorgängen geht es darum, dass etwas aktiv auf etwas zweites einwirkt, das sich seinerseits rein passiv affizieren, infizieren lässt und zwar so stark, dass es den Gesetzen, der Lebensform des Anderen gleich wird. Aus der Perspektive Hufelands ist damit die Sympathie ein durchaus ambivalentes Phänomen. In seiner Schrift *Ueber Sympathie* von 1811 macht er deutlich, dass sie im Sinne einer physischen »Wechselwirkung der lebenden Körper unter sich und mit der allgemeinen Natur« mit einer »Beschränkung der Freiheit und Selbständigkeit der Individuen untrennlich verbunden« ist.² Die Sympathie findet sich daher vor allem dort, »wo der Begriff des Organi-

schen« in den einzelnen Individuen noch recht »unvollkommen« realisiert ist. Denn: Je vollkommener die Organismen entwickelt sind, »desto selbstständiger, unabhängiger und freier ist ihr inneres Leben, desto weniger wird es von der Naturnotwendigkeit beherrscht.«³

Diese Vorstellung der Unabhängigkeit und Selbsttätigkeit des Organischen führt zu einer Trennung zwischen dem inneren Leben des Organismus und der Außenwelt und spielt in den sich um 1800 herausbildenden Wissenschaften vom Leben eine zentrale Rolle. Damit einher geht die Konzentration auf die inneren Gesetzmäßigkeiten und das Bedürfnis nach einer Schließung des Körpers, die den Organismus vor solchen sympathetischen Einwirkungen von außen schützt. Dieselbe Denkfigur einer zunehmenden Autonomisierung und Abgrenzung nach außen, verbunden mit einer Konzentration auf innere Gesetzmäßigkeiten, lässt sich auch für die zeitgenössische Ästhetik und Psychologie konstatieren.

In den Texten zum Organismus, zur Ästhetik ebenso wie zur Psychologie, in denen sich diese Struktur herauszukristallisieren beginnt, fällt auf, dass die musikalische Metaphorik der Stimmung einen zentralen Referenzpunkt bildet. Dabei scheint sich – so die These – eine Denkfigur der Stimmung herauszubilden, die sich zugleich auf das Modell der Sympathie bezieht und sich von ihr abgrenzt. Stellt man Hufelands Gleichsetzung von Sympathie und Ansteckung an das Ende dieser Entwicklung, so kann man von einer zunehmenden Abwertung der Sympathie zugunsten einer Aufwertung der Stimmung in verschiedenen Bereichen des Wissens sprechen. Diese Entwicklung ist bemerkenswert, weil auch die Sympathie ein musikalisches Phänomen bezeichnet, dessen Grundbedingung in der harmonischen Stimmung unterschiedlicher Saiten besteht. Wenn man vom Text Hufelands 60 Jahre zurückgeht und in Zedlers *Universallexikon* den Begriff der Sympathie nachschlägt, so findet man unter anderem dieses Wechselverhältnis zwischen einem aktiven, affizierend-infizierenden und einem passiven, leidend-rezeptiven Teil im akustischen Phänomen des Mitschwingens oder Mittönens harmonisch gestimmter Saiten zu einem Ton.⁴

So lässt sich argumentieren, dass der Prozess der Autonomisierung und Abgrenzung nach außen im Bereich der Lebenswissenschaften ebenso wie in der Ästhetik und der Psychologie mit Hilfe der Stimmungsmetaphorik gedacht wird. Sowohl die Lebensstimmung als auch die Gemütsstimmung werden aus dieser Perspektive zu Objekten des Wissens, die wesentlich durch die Metaphorik ihrer Darstellungsweise geprägt, ja ohne diese, so wie sie erscheinen, nicht denkbar wären.

Es gilt also zu zeigen, dass die musikalische Bedeutung der Sympathie die Herausbildung einer solchen Stimmungsmetaphorik in den unterschiedlichen Bereichen zwar ermöglicht, die Denkfigur der Stimmung aber dennoch als ein Gegenmodell zur Figur der Sympathie entsteht. Die Abgrenzung vom Sympathiemodell mit Hilfe der Stimmungsmetaphorik erlaubt im Bereich des Organischen die Herausbildung des Konzepts der Lebensstimmung als einer spezifischen Disposition lebender Körper, die es ihnen ermöglicht, individuell und selbsttätig auf die Reize der Außenwelt zu reagieren. Parallel dazu entwickelt sich in den Bereichen der Psychologie und Ästhetik ein von den Affekten und Gefühlen zu unterscheidender, eigenständiger Bereich der Gemütsstimmungen. Diese Stimmungen des Gemüts, die eine unspezifische, nicht objektbezogene emotionale Grunddisposition bezeichnen, bilden gleichfalls die Grundlage für eine innere Selbsttätigkeit, die konkrete kognitive und emotionale Prozesse beeinflusst.

Um dies zu verdeutlichen, werde ich im ersten Teil einige Beispiele für die Anwendung des musikalischen Sympathiemodells in unterschiedlichen Diskursen vorstellen, um in einem zweiten Schritt die Herausbildung der Figur der Stimmung als Körper- und Lebensstimmung einerseits und andererseits als Gemütsstimmung darzustellen.

I.

Interessanter Weise wird die Figur des Mitschwingens harmonisch gestimmter Saiten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowohl in den sinnes- und hirnpfysiologischen Theorien zur Informationsverarbeitung als auch im Zusammenhang mit der Frage nach der Affektübertragung und der Vorstellung des Leib-Seele-Übergangs zu einer zwar sehr umstrittenen und höchst hypothetischen, aber dennoch wirkmächtigen Metapher. Wohin man schaut, in der Literatur, in der Ästhetik, in der Medizin und in der Philosophie, in England, Deutschland und Frankreich: Der Mensch, seine Nerven- und Hirnfasern, seine Seele und sein Herz (als metaphorischer Sitz der Gefühle/Affekte) werden zunehmend als ein musikalisches Saiteninstrument begriffen.⁵

Für die Entwicklung in Deutschland ist Johann Gottlieb Krügers *Naturlehre* zentral. In der Vorstellung des Naturforschers und Medizinprofessors ist der »menschliche Leib wohl keiner Sache so ähnlich, [...] als einem musikalischen Instrument«, weil die Fasern der äußeren Nerven-

hülle wie Saiten elastisch gespannt sind.⁶ Vor diesem Hintergrund übersetzt Krüger die humorale Grundlage der Temperamentenlehre in eine dem neuronalen Körperbild entsprechende Version. Die einzelnen Temperamente werden nun nicht mehr über die Säftelehre, ihren Entstehungsort und ihre Wirkung, erst auf das Geblüt und dann auf das Gemüt erklärt, sondern durch die Spannung und Stärke der Nervenfasern. Der Choleriker hat demnach zarte und straff gespannte Nerven und reagiert entsprechend empfindlich auf äußere Reize. Der Melancholiker hat stark gespannte, aber grobe Nerven, die nicht leicht in Bewegung zu setzen sind, dann aber lange schwingen, weswegen er von einem einmal gefassten Gedanken schwer wieder loskommt. Beim Sanguiniker mit den zarten, aber nicht stark gespannten Nerven ist alles in bester Ordnung, und die groben und schlaff gespannten Nerven des Phlegmatikers werden schließlich nur durch sehr starke Reize überhaupt in Schwingung versetzt.⁷ Bei Krüger geht es freilich gerade noch nicht um Gemütsstimmungen, sondern um die Übersetzung der physiologischen Grundlage der Beschreibung der »Temperamente« in das neue neuronale Körpermodell. Die Einteilung der Temperamente erfolgt nach dem alten Paradigma der Säftelehre. Die Ursache für diese Gemütsunterschiede wird nun aber nicht mehr auf die Mischung der Säfte, sondern auf die unterschiedliche Verfasstheit der Nervenfasern und deren Schwingungsverhalten zurückgeführt.

Das Modell der mitschwingenden Saite wird vor allem dort wichtig, wo es nicht nur auf den Körper, sondern auch auf den Übergang zwischen Körper und Seele angewendet wird. Eine schöne Darstellung eines Versuchs, die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele und also die Überwindung des cartesianischen Dualismus im Modell vom »ganzen Menschen« in seiner leib-seelischen Einheit zu denken, findet sich bei Friedrich Schiller. In seiner Dissertation *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* (1780) postuliert Schiller im Sinne dieser neuen Anthropologie eine enge Verflechtung zwischen Körper und Seele. Die beiden kann man nach Schiller

nicht gar unrecht [mit] zweien gleichgestimmten Saiteninstrumenten vergleichen, die neben einander gestellt sind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret, und einen gewissen Ton angibt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig angeschlagen, und eben diesen Ton nur etwas schwächer angeben. [...] Dies ist die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Prinzipien des Menschen gleichsam

zu Einem Wesen macht, der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen.⁸

Hier ist die »Stimmung« noch Teil des Sympathie-Modells, d.h. sie bezieht sich ausschließlich auf die einzelnen Saiten der Instrumente, die harmonisch gestimmt sein müssen, um ein Mitschwingen zu ermöglichen. Erst später, in den *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* (1783/84), wird Schiller die Stimmung als ästhetische Kategorie dem sympathetischen Modell der Empfindsamkeit entgegengesetzt. Aufgrund der musikalischen Metaphorik von schwingenden und mitschwingenden Nervenfasern, Vibrationskomplexen und unterschiedlich stark gespannten Nerven, ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass es gerade die Musik selbst ist, von der behauptet wird, dass sie unmittelbar auf die Seele wirkt. Die Musik scheint wie geschaffen dafür, über die Nerven die Saiten der Seele unmittelbar in Schwingungen zu versetzen und auch die Leidenschaften zu erwecken. Für Daniel Webb und Johann Jakob Engel beispielsweise sind »alle leidenschaftlichen Vorstellungen der Seele mit gewissen entsprechenden Bewegungen im Nervensystem untrennlich verbunden«.⁹ Weil dieselben Bewegungen des Nervensystems durch die Musik ausgelöst werden können, entstehen zugleich mit diesen Nervenbewegungen bei der Wahrnehmung der Musik auch die entsprechenden Leidenschaften, »wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von außen ungestörten, in dem freien Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln.«¹⁰

Wie in der Musik wird auch in der Literatur die Vorstellung, über die Kunst direkt auf die Gemüter einzuwirken, indem man die Saiten ihrer Seelen sympathetisch in Bewegung setzt, zu einem ästhetischen Ideal erhoben. Bei Johann Georg Sulzer findet sich in der *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste* unter dem Eintrag *Dichtkunst. Poesie* die Bemerkung, dass der Dichter seinen »Gemüthszustand auf eine Weise [äußert], die uns in dieselbe Empfindung versetzt« indem er »durch eine glückliche Wendung [...] selbst nur durch den Ton der Worte [...] alle Saiten der Seele in Bewegung bringt«.¹¹ Aus dieser Fähigkeit der Dichtkunst, zusammen mit der Beredsamkeit »die Gemüther der Menschen zu lenken«, leitet Sulzer ihre Bedeutung für die Politik ab.¹²

Die Beispiele machen deutlich, dass die Figur des Mittönens/-schwingens dort eingesetzt wird, wo das Interesse einer gezielten Affekterregung und -manipulation im Vordergrund steht. Dass diese sympathetische Verbindung zwischen Körper und Seele nicht nur zur Besserung

des Menschen sondern auch zu seiner Zerstörung eingesetzt werden kann, zeigen die Reflexionen von Franz Moor in Schillers fast zeitgleich mit seiner medizinischen Dissertation entstandenem Schauspiel *Die Räuber* von 1781:

Philosophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammen lauten. Gichterische Empfindungen werden jederzeit von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet – Leidenschaften mißhandeln die Lebenskraft – der überladene Geist drückt sein Gehäuse zu Boden – Wie denn nun? – Wer es verstünde, dem Tod diesen ungebahnten Weg in das Schloß des Lebens zu ebenen? – den Körper vom Geist aus zu verderben – ha! ein Originalwerk! – wer das Zustand brächte! – Ein Werk ohne gleichen!¹³

In der Verbindung des alten rhetorischen Wissens von den Affekten mit dem neuen anthropologischen Modell des Leib-Seele-Übergangs, entpuppt sich Franz Moor als ein virtuoser Spieler auf der menschlichen Seele. Selbst bei klarem Verstand und frei von jeglichem Affekt, setzt er sein Wissen über die Wirkung der Affekte auf den Körper ein, um, in der Umkehrung ärztlicher Praxis, den Vater in einen für seine angeschlagene Gesundheit tödlichen Affekt zu versetzen.

II.

Wenn die Empfindungen der Seele zu einem Saitenspiel werden, verliert die Seele nun allerdings jene Vernunfts- und Gemütsfreiheit, die Schiller zufolge im ästhetischen Zustand gegeben sein soll. Deshalb entscheidet sich Schiller in seiner Ästhetik gegen das Modell der Sympathie, das er in seiner medizinischen Dissertation so schön beschrieben hatte. Im *Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786/1792) unterscheidet Schiller zwischen der »heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird«¹⁴ Anstatt »das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag« manipulieren zu wollen – wie es viele »Geschichtschreiber« tun, um die Diskrepanz der Stimmungen zwischen dem Leser und dem Protagonisten auszugleichen –, wählt Schiller eine analytische Betrachtungsweise. Die Entscheidung zugunsten der »republikanischen Freiheit des lesende[n] Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen«, findet wenige Jahre später ihre Entsprechung in Schillers Konzept der allgemeinen ästhetischen Stimmung.¹⁵

Vor dem Hintergrund des Anfangszitats von Hufeland sollen im Folgenden die Übergänge vom Modell der mitschwingenden Saite zu dem der Stimmung auf der Basis eines selbsttätigen, nicht unmittelbar von außen affizierbaren Körpers in den Blick genommen werden. Obwohl es nicht exakt der Chronologie entspricht, beginne ich mit der Temperamentenlehre, um die vielleicht nur leise Differenz zwischen den beiden Modellen am besten zu veranschaulichen.

Auf der Grundlage der Irritabilitätslehre Albrecht von Hallers, der darauf aufbauenden nervenphysiologisch begründeten Erregungstheorie John Browns, vor allem aber vor dem Hintergrund von Galvanis Entdeckung der tierischen Elektrizität, nimmt Johann Christian Heinroth in seiner *Anthropologie* von 1822 eine weitere Aktualisierung der Temperamentenlehre vor. Gleich zu Beginn betont er die etymologische Herkunft des Temperaments aus dem lateinischen *temperare*, was er als »Mischung, eine Ausgleichung zwischen Extremen«¹⁶ übersetzt. Nach einem kurzen historischen Abriss über die bisherigen Versuche, das Temperament humoral über die Säftemischungen und nervenphysiologisch über die Nervenfasern – also in jedem Falle rein physiologisch – »nach unreinen Begriffen« zu bestimmen, folgt seine Definition des Temperaments:

Die wahre Bedeutung des Temperaments kann uns nur das einige, ungetrennte Leben selbst geben. Das Leben erscheint als eine Energie (innere Kraft), und zwar als Erregbarkeit, bestimmt durch Empfänglichkeit für äußere Einflüsse, und Reaktionsvermögen auf äußere Einflüsse. (§19). Einem jeden Menschen ist ein gewisses Verhältnis dieser beiden Seiten der Lebensenergie beigestellt, gleichsam eine gewisse Lebensspannung, oder Lebensstimmung, die demjenigen entspricht, was wir in der Luft die Temperatur nennen. Das Temperament ist demnach gleichsam die Temperatur des Lebens, die sich in der Beschaffenheit der Empfänglichkeit und des Reaktionsvermögens zeigt, und theils organisch, theils psychisch begründet ist. Jedes individuelle Leben ist zu einem gewissen Maße und Grade, zu einem gewissen Verhältnis der Lebensäußerungen gestimmt. Halten wir demnach als Begriff des Temperaments den Begriff der Lebensstimmung fest.¹⁷

Das entscheidend Neue an Heinroths Definition des Temperaments gegenüber der von Krüger liegt in der Vorstellung des Lebens als Energie. Hierdurch wird das individuelle Leben aus sich selbst heraus gestimmt und äußert sich dabei auf zweifache Weise: durch seine Erregbarkeit, bestimmt durch Empfänglichkeit und Reaktionsvermögen. Die Erregbarkeit lässt sich noch ganz gut mit Krügers Nervenfasern vergleichen.

Das Konzept der individuellen Lebensstimmung als Energie und innere Kraft, die das Reaktionsvermögen auf äußere Reize ermöglicht, bringt hingegen ein Moment der Selbsttätigkeit ins Spiel, die Krügers Unterscheidung zwischen stark und schwächer gespannten, dickeren und dünneren Saiten nicht hatte.

Ein weiterer Unterschied zu Krügers Temperamentenlehre besteht darin, dass das Temperament bei Heinroth sowohl organisch als auch psychisch durch den Trieb nach Ruhe, Genuss, innerer oder äußerer Tätigkeit begründet ist.¹⁸ Sowohl auf der Ebene des Organismus selbst als auch durch den Einfluss dieser Triebe auf dessen »Lebensstimmung«, ist das Leben – und hier distanziert sich Heinroth zugunsten einer stärkeren Selbsttätigkeit des Organismus von Browns Erregungslehre – »kein bloßes Echo, kein bloßes Antworten auf Reize, kein gezwungener Zustand, nach J. Browns Behauptung«.¹⁹

Vor diesem Hintergrund kann Heinroth mit Bezugnahme auf die jeweilige Lebensstimmung auch die Gemütsstimmung der einzelnen Temperamente nach dem Grade ihrer Rezeptivität und Selbsttätigkeit bestimmen. Das von Heinroth favorisierte, choleriche Temperament zeichnet sich physiologisch durch »gleich lebendige Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit« aus.²⁰ Dementsprechend ist auch sein Gemüt »reizbar, aber nicht empfindlich, nicht von Kleinigkeiten berührbar und umzustimmen«.²¹ Im Unterschied hierzu zeichnet sich das sanguinische Temperament »durch einen Uebermaß an Empfänglichkeit und Mangel an Selbsttätigkeit« aus.²² Sein Gemüt ist daher »leicht zu rühren, eben so leicht zum Weinen als zum Lachen zu bringen«.²³ Was dem Sanguiniker im Vergleich mit dem Choleriker fehlt und ihn nach dem Modell der Sympathie für Reize von außen empfänglich macht, ist folglich nicht nur seine große Empfänglichkeit – die hat der Choleriker auch – sondern vor allem der Mangel an Selbsttätigkeit. Der entscheidende Unterschied, auf den ich hier hinaus will ist, dass den Temperamenten bei Heinroth nun nicht mehr passive, wenn auch unterschiedlich stark gespannte, also gestimmte Saiten zugrunde liegen. Sie beruhen vielmehr auf einer als Erregbarkeit verstandenen charakteristischen Lebensstimmung, welche die Grundlage für die davon getrennte Stimmung des Gemüts bildet.

Dasselbe Modell wird auch auf die Psyche anwendbar: Die Seelenstimmung wird zum »Hebel unseres ganzen Lebens« zum »Punkt, von dem aus die einzelnen Ansichten und Handlungen des Menschen und die fortlaufenden Fäden seiner Lebensäußerungen betrachtet und gemessen werden müssen«.²⁴ Psychische Krankheit entsteht auf der Grundlage ei-

ner krankhaften Seelenstimmung, für die das Subjekt nun selbst die Verantwortung trägt. Der Reiz selbst wird zum äußeren Element der Störungen des Seelenlebens und kann nur in einem aus sich selbst heraus verstimmtten Gemüt die Seelenstörung auslösen.

Die Herausbildung der Vorstellung einer dem Organismus eigenen Lebensstimmung, findet sich meines Wissens erstmalig – und wir gehen nun in der Chronologie etwas zurück – bei Johann Christian Reil. In seinem Aufsatz *Von der Lebenskraft* von 1795 verwendet auch Reil den Begriff der Lebensstimmung im Zusammenhang mit dem der Lebenskraft. Dieses hat vermutlich mit seiner Abgrenzung von den metaphysischen Interpretationen der Lebenskraft zu tun – aber auch und damit zusammenhängend mit der Reichhaltigkeit der musikalischen Metaphorik, die seine Darstellung der inneren Tätigkeit des Organismus prägt.

Die Kraft verändert sich [...] entweder dem Grade oder der Natur nach. Den natürlichen Grad der Lebenskraft, so wie er der Erhaltung des Individuums angemessen ist, werde ich Stimmung (*temperies*) und einen widernatürlichen Grad derselben Mißstimmung (*intemperis*) nennen. Die Veränderungen in der Temperatur der Lebenskraft sind natürlich, wenn sie zur Beförderung der Vollkommenheit des Individuums abzwecken. [...] Oder sie sind widernatürlich, erwecken Krankheiten und sind selbst Krankheiten z.B. bei Entzündungen, Fiebern, Schmerzen. Es ist gewiß, dass die Veränderungen der Temperatur der Lebenskraft häufiger sind, als wir es glauben, und manche Erscheinungen von ihnen herrühren, die wir gewöhnlich von Reizen unmittelbar ableiten.²⁵

An diesem Zitat wird der Vorteil der musikalischen Metaphorik deutlich: Sie ermöglicht zum einen die anschauliche Trennung zwischen »gesund« (Stimmung) und »pathologisch« (Missstimmung) und bringt durch die Möglichkeit der Umstimmung ein qualitatives Element in die Debatte hinein. Eine Umstimmung ist nicht notwendig eine Missstimmung – im Gegenteil:

Je edler die Organe des menschlichen Körpers sind, desto vollkommener wohnt ihnen das Vermögen bei, ihre Kräfte abzuändern und zu mehrerer Vollkommenheit sie umzustimmen. [...] Groß ist sie in den gemeinen Nerven, größer in den Sinnesnerven und am größten im Gehirn. Wie schnell und vollkommen stimmt die menschliche Seele ihre Kräfte durch sich selbst und durch ihre eigenen Handlungen um. [...] Jede Tätigkeit einer Gehirnfaser ändert ihre eigene Kraft ab. Ihre Kraft wird schwächer, stärker, anders gestimmt.²⁶

Doch Reil beschreibt nicht nur die Vorgänge innerhalb des Körpers als solche der Stimmung, Umstimmung und Missstimmung. Sondern er legt – und hier wird das aktive Potential der Lebensstimmung im Unterschied zum Sympathie-Modell nochmals deutlich – besonderen Wert auf die »Eigenschaft tierischer Organe, [...] sich durch eine äußere Ursache bestimmen [zu] lassen, ihren gegenwärtigen Zustand durch sich selbst zu verändern«. ²⁷ Gerade dadurch unterscheidet sie sich von der toten Natur. Um noch einmal auf das Anfangszitat von Hufeland zurückzukommen: Bei Reil und Heinroth tritt an die Stelle der Sympathie der Reiz als Anregung zur Selbsttätigkeit. Auch wenn diese Differenz vielleicht nur wie eine leise Verschiebung erscheint, ist sie Bestandteil eines Umdenkens, das den Körper nicht mehr mechanistisch als Maschine, sondern als lebenden Organismus konzipiert.

Meine These war, dass sowohl die »Lebensstimmung« als auch die »Gemütsstimmung« sich als Gegenmodell zum Sympathie-Modell der Empfindsamkeit entwickeln. Als Objekte des Wissens werden sie im Verlaufe dieser Abgrenzung konstituiert und sind durch die der musikalischen Praxis entnommene Metaphorik wesentlich geprägt. In der Denkfigur, die dem Sympathiemodell ebenso wie der Ansteckung zugrunde liegt, wirkt etwas aktiv auf etwas anderes ein, das sich seinerseits nur affizieren, bzw. infizieren lässt. Im Falle der Sympathie handelt es sich um ein rein deterministisches Modell, das Nervenschwingungen zu Vibrationskomplexen zusammenführt, bestimmte Leidenschaften und Gefühle unmittelbar an Nervenbewegungen und die unterschiedlichen Temperamente an die Rezeptivität der Nervenfasern koppelt.

Demgegenüber bietet die Stimmungsmetaphorik ganz neue Möglichkeiten, das Wechselverhältnis zwischen Innen und Außen, Organismus und Umwelt zu denken. Im Organismus bezeichnet die Lebensstimmung eine energetisch gedachte Eigenaktivität des Subjekts. Körperliche Krankheiten werden nach diesem Modell nicht mehr als unmittelbare Wirkungen bestimmter Reize, sondern systematisch als Missstimmungen des Organismus bzw. bestimmter Organe verstanden.

Auch im Hinblick auf die Entstehung psychischer Krankheiten ermöglicht die Denkfigur der Stimmung eine Unterscheidung zwischen dem Reiz und dem auf diesen Reiz reagierenden Subjekt. Hier ist der Reiz, der entweder von außen kommt (Gegenstände des Schreckens, der Furcht, der Liebe oder des Hasses) oder aus dem Inneren des Menschen entspringt (Phantasie, Gedanken, Gefühle, Triebe), meist der *Auslöser* einer Seelenstörung. Heinroths entscheidendes Argument ist jedoch,

dass ein solcher Reiz auf ein »wohlgestimmtes, kräftiges Gemüth«²⁸ kaum einen Einfluss haben kann. *Grundvoraussetzung* für die Entwicklung einer Seelenstörung ist eine labile, für bestimmte schädliche Reize bereits empfängliche Seelenver Stimmung, für die das Subjekt selbst verantwortlich ist.

Im Kontext der Verabschiedung der Affektenlehre und der Ausdifferenzierung des emotionalen Bereichs bildet sich vor dem hier geschilderten Hintergrund die Stimmung des Gemüts um 1800 zur bis heute gültigen Gefühlskategorie heraus. In Hinblick auf die englischen und französischen Begriffe für »Gemütsstimmung« wird deutlich, dass vor allem Krügers Temperamentenlehre die Voraussetzung für seine Etablierung in Deutschland war: Während sich nämlich »humor« und »humeur« noch heute auf das humoralpathologische Körpermodell beziehen, reflektiert die »Gemütsstimmung« den zentralen Paradigmenwechsel hin zum neurophysiologischen Menschenbild. Die darauf folgende Abgrenzung vom Sympthiemonn mit Hilfe der Stimmungsmetaphorik geht einher mit der Konzentration auf innere, selbsttätige Prozesse und einer Schließung und Abgrenzung nach außen. Die Herausbildung der »Gemütsstimmung« – als neue Kategorie des »unbestimmten« Gefühls in Literatur und Psychologie – und die gleichzeitige Durchsetzung der »Lebensstimmung« stützen sich um 1800 *gegenseitig* durch die Verwendung derselben Denkfigur.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Hufeland: *Ueber Sympathie*, Landes-Industrie-Comptoir: Weimar 1811, S. 38.
- 2 Ebd., Vorrede, S. v.
- 3 Ebd., alle Zitate S. 6f.
- 4 Hat man beispielsweise zwei gleich gestimmte Saiteninstrumente und lässt auf dem ersten einen Ton erklingen, so wird derselbe Ton auch auf dem anderen erklingen. Vgl. Johann Heinrich Zedler: »Sympathie«, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, Bd. 41, Zedler: Halle/Leipzig 1744, S. 744-750.
- 5 Für Großbritannien wäre hier vor allem David Hartleys Vibrationstheorie zu nennen. Vgl. David Hartley: *Observations on Man, his Frame, his Duty and his Expectations*, Bd. 1, Bath/London: Samuel Richardson 1749. Der Vergleich der Leidenschaften mit einem Saiteninstrument findet sich bereits bei Shaftesbury, jedoch ohne Verbindung mit einer Theorie der Nerven. Vgl. Anthony Shaftesbury: »Untersuchung über die Tugend«, in: Ders.: *Der Gesellige Enthusiast. Philosophische Essays*, hg. von Karl-Heinz

- Schwabe, München/Leipzig/Weimar: Beck 1990. In Frankreich wird die Resonanztheorie von Tissot, in England von Daniel Webb vertreten. Vgl. Daniel Webb: »Observations on the Correspondence between Poetry and Music« [1769], in: Ders.: *Ästhetische Schriften*, Nachdruck der Ausgaben von 1761, 1762 und 1769 mit einer einleitenden Abhandlung von Ingrid Kerkhoff, München: Wilhelm Fink 1974. Die Musikinstrumenten-Analogie und mit ihr das Oszillationsmodell Hartleys aus der Mitte des 18. Jahrhunderts war für psychische und physische Erklärungen der auditiven Wahrnehmung bis ins späte 19. Jahrhundert hinein prägend (vgl. Joachim Gessinger: *Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache des Menschen 1700-1850*, Berlin/ New York: de Gruyter 1994, S. 125, Anm. 11).
- 6 Johann Gottlob Krüger: *Naturlehre. Zweyter Theil, welcher die Physiologie oder die Lehre von dem Leben und der Gesundheit der Menschen in sich fasset*, Halle: Hemmerde 1748, S. 645.
 - 7 Vgl. ebd., 606ff.
 - 8 Friedrich Schiller: »Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen« [1780], in: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, herausgegeben von Julius Petersen und Hermann Schneider, Bd. 20: Philosophische Schriften. Erster Teil, Weimar: Böhlau 1962, 37-75, S. 63f.
 - 9 Johann Jakob Engel: »Über die musikalische Malerei«, in: Ders.: *Schriften*, Bd. 4: Reden, ästhetische Versuche, Berlin: Mylius 1802, S. 297-342, S. 312.
 - 10 Ebd., S. 324.
 - 11 Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinanderfolgenden Artikeln abgehandelt*, Hildesheim/Zürich/New York: Olms 1994, S. 620 (Nachdruck).
 - 12 Ebd.
 - 13 Friedrich Schiller: »Die Räuber«, in: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, hg. Von Julius Petersen, Lieselotte Blumenthal, Norbert Oellers, Bd. 3, Weimar: Böhlau 1953, S. 38f.
 - 14 Friedrich Schiller: »Der Verbrecher aus verlorener Ehre«, in: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, herausgegeben von Julius Petersen und Hermann Schneider, Bd. 16: Erzählungen, Weimar: Böhlau 1954, diese und die folgenden Zitate auf S. 8.
 - 15 Vgl. hierzu ausführlicher Caroline Welsh: »Von der Ästhetik der Rührung zur Autonomieästhetik. Physiologie und Ästhetik bei Kant und Schiller«, in: Marie Guthmüller/Wolfgang Klein (Hg.): *Ästhetik von unten. Empirie und ästhetisches Wissen*, Narr Francke Attempo Verlag: Tübingen 2006 (im Druck).
 - 16 Johann Christian August Heinroth: *Lehrbuch der Anthropologie*, Leipzig: Vogel 1822, S. 131.
 - 17 Ebd.
 - 18 Vgl. ebd. »§ 78 Psychische Begründung der Temperamente«, S. 136f.
 - 19 Ebd., S. 136.
 - 20 Ebd., S. 138.
 - 21 Ebd., S. 139.
 - 22 Ebd., S. 143.
 - 23 Ebd., S. 143f.
 - 24 Johann Christian Heinroth: *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens und ihrer Behandlung vom rationalen Standpunkte aus entworfen*, Leipzig: Vogel 1818, § 167, S. 204.
 - 25 Johann Christian Reil: *Von der Lebenskraft*, hg. von Karl Sudhoff (Klassiker der Medizin), Leipzig: Barth 1910, § 20, S. 72.
 - 26 Ebd., S. 68.
 - 27 Ebd., S. 46.
 - 28 Johann Christian Heinroth: *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens*, S. 181.

Die Sorge der Prinzessin und die Zukunft des Ereignisses

Unter den großen Erzählungen des 19. Jahrhunderts ist eine der verblüffendsten – und in diesem Sinne: der größten – die von Adolphe Quetelet, dem Begründer der sozialen Statistik und Vorläufer der französischen, der Durkheim'schen Soziologie. Kurz gefasst lautet Quetelets Geschichte so: Die klimatischen, geographischen und politischen Bedingungen vorausgesetzt, besteht der Gang der Zivilisation in jeder gegebenen Gesellschaft darin, dass sich die Extreme der physischen und moralischen Eigenschaften von Menschen der Zahl ihres Vorkommens nach zunehmend um die Mittelwerte sammeln. Die Mittelwerte realisieren sich – als Zivilisation und zu ihrem Zweck – zu Maxima, die Abweichungen zu Minima der Verteilungskurve. Der mittlere Mensch erscheint in der Geschichte, die damit eine Geschichte der Gesellschaft ist.¹ Der Ekel Stendhals am Durchschnitt ist Literatur geworden, die Verachtung Nietzsches Philosophie.²

Das Verblüffende der großen Erzählung Quetelets wird noch deutlicher, wenn man die deutsche Übersetzung mit dem Original vergleicht. Der Titel, der bei Quetelet *Du système social* hieß (das Werk erschien im Jahr der Revolution, 1848), lautet acht Jahre später in deutscher Übersetzung: *Zur Naturgeschichte der Gesellschaft*.³ Was die Gesellschaft zum System macht, scheint die Übersetzung andeuten zu wollen, ist eine Art Wiederkehr der Naturgeschichte nach ihrem Ende, gerade und ausschließlich als Naturgeschichte der Gesellschaft.

Quetelet selbst hat die beiden Zugänge zu dieser Konstruktion auseinander gehalten als Wissenschaft und als spekulative Erzählung; als soziale Physik und als Zivilisationsgeschichte des Sozialen. Wie vielen anderen

großen Erzählungen des 19. Jahrhunderts haftet auch dieser bei allem Grandiosen eine gewisse Komik an. Das Grandiose *und* das Komische haben mit dem angedeuteten Verhältnis zwischen Wissenschaft und Erzählung zu tun – mit der Peripetie im Inneren der *Physique sociale* oder sozialen *Naturgeschichte* von der Physik zur Geschichte oder von der Erzählung zur Wissenschaft. Wie kann das System (der sozialen Physik) zugleich eine Geschichte (der Gesellschaft) und die Geschichte (der Zivilisation) zugleich das System (der Sozialwissenschaft) sein?

Unter dem Stichwort »Normalismus« haben François Ewald und Jürgen Link gezeigt, wie dieser Knoten aus narrativem Sinn und wissenschaftlicher Struktur im 19. Jahrhundert geschnürt wurde.⁴ Was den Normalismus so sehr ins Zentrum der sozialen Einbildungskraft rückt, so dass er sich daraus kaum vertreiben lässt, ja dass man Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert gar nicht mehr anders als durch den Normalismus der Statistik hindurch denken kann, ist diese Konvergenz von Erzählung und wissenschaftlicher Berechnung. Darum wiederholt man aber mit »Normalismus« dieses Wissenschaftsphantasma auch eher, als dass man es analysiert. Und zu seiner Analyse – im Zeichen unseres Themas *Wissenschaft und Erzählung* – möchte ich hier einen Schritt tun.

*

Dafür sind (1) eine systematische Bemerkung und (2) eine historische These nötig.

(1) Die Formel der statistischen Verteilung und die erzählbare Geschichte der Zivilisation scheinen die Spaltung der Moderne in zwei Kulturen zu verkörpern. Man hat diesen Sachverhalt mit dem Wortspiel vom Zählen und Erzählen hervorgehoben und geradezu gefeiert; das Wiederfinden der Geschichten hinter dem System und umgekehrt die Behauptung, der sprachliche Code der Erzählung sei bloße Oberfläche des Berechenbaren, sind zwei Arten, dieses Spiel von Zählen und Erzählen zu spielen.⁵ Um keine von beiden geht es hier. Stattdessen ist zunächst eine systematische Beobachtung zu verfolgen: Das Rechnen der Wahrscheinlichkeitstheoretiker und Statistiker und das moderne Erzählen, in dem, mit Hayden White zu sprechen, die Form allemal Bedeutung ist,⁶ haben zumindest *ein* Element gemeinsam: das Ereignis oder Vorkommnis (*événement, event*). Ereignisse sind die Elemente von Geschichten *und* in der Wissenschaft der statistischen Berechnungen.

Der Term des Ereignisses oder Vorkommnisses steht aber auch am Anfang der modernen Theorie der Wahrscheinlichkeit, die im späteren 17. und 18. Jahrhundert entstand. Und er steht damit am Beginn einer Theorie, die ganz wesentlich in das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Erzählen eingriff. Darum ist *dieser* Fall für das Thema *Wissenschaft und Erzählung* von besonderer Bedeutung. Dabei geht es nicht nur um eine historische Variante im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Erzählen, sondern es geht um die systematische Schwelle, an der dieses Verhältnis selbst erst in der bis heute gültigen Art modelliert wurde – in der Art nämlich, die *Wissenschaft und Erzählung* heute zum aktuellen Thema in den Humanwissenschaften macht. Es geht im Fall der Wahrscheinlichkeitstheorie und der Definition des Ereignisses seit dem späteren 17. Jahrhundert nämlich nicht nur um *eine* der Wissenschaften, die sich auf der Schwelle zwischen Erzählung und Struktur zum System der Wissenschaft bilden; sondern hier *konstituiert* sich erst das Verhältnis zwischen Geschichten und Wissenschaft in seiner modernen Weise.

Sicher verstößt diese These gegen theoriegeschichtliche Denkgewohnheiten. Das eine betrifft die Datierung des *Ereignis*-Begriffs. Meistens nimmt man an, erst das 20. Jahrhundert habe das Ereignis in den Brennpunkt des Denkens gerückt: indem es die Ereignisgeschichte – das kompakte, feierliche Ereignis der alten Historie – kritisierte (*Annales*); oder indem es, nach Heidegger und bis Foucault, das Ereignis des singulären Geschehens hervorhob (Performanztheorien).⁷ In Wahrheit wird aber mit diesem Interesse am Ereignis im 20. Jahrhundert nur ans Licht geholt, was wissenschaftliche Voraussetzung seit mehr als zwei Jahrhunderten war. Der andere Punkt, der problematisch erscheinen könnte, betrifft die Gewohnheit, Daten für die *Genealogie der Moderne* an das Ende des 18. Jahrhunderts zu platzieren. Der hier vorgeschlagene Wendepunkt liegt dagegen noch vor 1700; genauer gesagt zwischen 1662, der ersten Veröffentlichung von Antoine Arnaulds und Nicoles *La logique ou l'art de penser* und Jakob Bernoullis *Ars conjectandi*, die postum 1713 erschien.

Ereignisse – *événements* – werden in der Philosophie zum ersten Mal thematisch in den letzten Kapiteln der *Logik von Port Royal* von Arnauld und Nicole.⁸ Sie werden es in einer Art von narrativer Pragmatik. Das geschieht so: Entweder, argumentiert Arnauld (denn diese Kapitel stammen von ihm),⁹ es handelt sich um Ereignisse in der Vergangenheit. Dann stellt sich die Frage, ob man ihnen Glauben schenkt. Dieses Ereignis ist paradigmatisch das Wunder; und die Frage des Wunders lautet:

hat es wirklich stattgefunden oder nicht? Man könnte mit einer modernen Vokabel sagen: das ist die Frage der Referenz des Ereignisses (Kap. 14). Oder es stellt sich, zweitens, eine Frage, die in der Gegenwart oder zu jedem beliebigen Zeitpunkt auftauchen kann. Dabei geht es beispielhaft um die notarielle Beglaubigung eines Vertrags, aber auch die Verfasserschaft von Dokumenten im weiteren Sinne. Wie stellt man sicher, daß ein Vertrag Gültigkeit erlangt und das Dokument an den Namen eines bestimmten Verfassers gebunden ist? Das ist die Frage der Authentifizierung des Ereignisses (Kap. 15). Und drittens spricht Arnauld von Ereignissen in der Zukunft, deren Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einen umtreibt (Kap. 16, das letzte Kapitel der *Logique*). Dabei geht es um etwas, das man mit einer weiteren modernen Vokabel die Sorge nennen kann: die Sorge, ob ein Ereignis eintritt oder nicht und was das für die Planung des eigenen Lebens, der Geschäfte oder des Staates bedeutet; auf die kleine Anekdote, die Arnauld dazu erzählt, komme ich gleich zurück.¹⁰

Es ist leicht zu sehen, dass man hier ein zwiespältiges Unterfangen vor sich hat. Einerseits ist das Ereignis ein singuläres Vorkommen, das es so *nur in der Form von Geschichten gibt*. Das sieht man besonders am Wunder, dem *singulären* Vorkommen *par excellence*. Insofern muss man das Ereignis der Erzählung belassen; sonst würde es in seiner Seinsweise zerstört. Andererseits wird das Ereignis zum Gegenstand der *Logik*. Das geschieht beispielhaft beim zukünftigen Ereignis. Der Aussage über das Ereignis in der Zukunft lässt sich zwar kein Wahrheitswert zuordnen, dafür kann man es aber – und das ist das Einfallstor für eine nur umso nachhaltigere Verwissenschaftlichung – im projektiven Feld seines Auftretens oder Nichtauftretens orten, im Feld der *Kontingenz* der Ereignisse. Das aber heißt, hinter einer Geschichte von zukünftig möglichen Ereignissen eine rigide Grammatik oder Struktur anzunehmen. Andernfalls ließe sich das Ereignis nicht logifizieren. Arnaulds *événements* sind Wunder *und* Vorkommnisse im Feld des Auftretens oder Nichtauftretens; singuläre *und* kontingente Ereignisse, Ereignisse in der Erzählung *und* in der wissenschaftlichen Berechnung.

Das klingt abstrakt. In Wahrheit ist aber mit der Schwelle für die Konzeptualisierung des Ereignisses – und damit für das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Erzählen – der innere Zwiespalt aller strukturalen Erzählforschung benannt; genauer gesagt, Arnauld trifft beim Versuch, das Konzept des Ereignisses zu bestimmen, auf diesen Zwiespalt. Der Zwiespalt spiegelt sich zunächst einmal in einer weiteren Doppeldeutigkeit,

die an die Dopplung von Singularität und Kontingenz im Konzept des Ereignisses anschließt. Es gibt nämlich zwei verschiedene Beziehungen zwischen Erzählen und Ereignis, die bei seiner Konzeptualisierung – oder in einer anderen Sprache: seiner Terminologisierung¹¹ – eine Rolle spielen. Einmal gibt es die lebensweltlichen *historiae*: was als die Pragmatik der drei Zeitstrategien des Ereignisses bezeichnet wurde (glauben – authentifizieren – sorgen). Man sieht sie am leichtesten bei den Geschichten, die Arnauld von den Umständen und Anlässen bei der Authentifizierung von Dokumenten oder der Beglaubigung von Verträgen erzählt, von der *Sorge um das Ereignis*.

Damit kommt man also im Besonderen zu der dritten Variante des Ereignisses bei Arnauld, dem zeitlos präsensischen Ereignis. Aber auch die Wundergeschichten (die vergangenen Ereignisse) sind eingelassen in Geschichten, die sich um die Sorge für ihre Glaubwürdigkeit drehen; und auch die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit zukünftiger Ereignisse stammt aus der Erzählung der Sorge um die Zukunft ab. Dabei sieht man noch einmal den Unterschied zwischen dem Wunder und den zukünftigen Ereignissen: Beim Wunderbericht gehen lebensweltliche *historia* und geregeltes Narrativ wie ineinander über. Es geht zum Beispiel für die Kirche nur darum, die wilden Geschichten über Wunder in Narrative zu überführen, die bestimmten Regeln der Kohärenz und der Beglaubigung durch Zeugen folgen und so zur Kanonisierung des Wunders führen können. Im Fall der Wahrscheinlichkeit zukünftiger Ereignisse klaffen dagegen die Anlassgeschichte der Sorge und ihre Präparation zum probabilistischen Oszillieren des logischen Ereignisses deutlich auseinander. Darum soll es jetzt genauer gehen. Denn hier wird das moderne Verhältnis zwischen dem narrativen – oder singulären – Ereignis und dem wissenschaftlichen – oder kontingenten – Ereignis letztlich bestimmt.

Arnaulds Geschichte dazu muss man in aller Kürze erzählen, um das verständlich zu machen: Eine Prinzessin hatte einmal von dem Zusammenbruch eines Hauses gehört, in dem gerade eine Festgesellschaft versammelt war. Das Dach war eingestürzt und hatte die Gäste unter sich begraben. Seitdem die Prinzessin von dieser Geschichte gehört hatte, sandte sie immer zuerst Bedienstete aus, die die Solidität eines Hauses – und besonders seines Daches – prüfen mussten, bevor sie selbst es für eine Einladung betrat.¹² Die Anekdote von der Sorge der Prinzessin spinnt sich in den Cocon des Erzählens ein: Die Prinzessin reagiert nicht auf eigenes Erleben, sondern das Hörensagen einer Geschichte; und um

sich Sicherheit zu verschaffen, lässt sie sich wieder von anderen über die Häuser berichten, in die man sie eingeladen hat. Die Geschichte von der Sorge führt immer tiefer in ihren Zirkel. Das macht sie für Arnauld kritikwürdig. Er stellt dieser vom Erzählen selbst erzählenden Geschichte die nur notdürftig narrativ gefasste Geschichte von den Chancen im Spiel gegenüber: Zehn Personen spielen ein Glücksspiel, in dem jeder einen Ecu setzt. Solange man wie die Prinzessin nur auf das singuläre Wunder eines möglichen Ereignisses blickt, sieht es aus, als setze sich jeder nur dem Verlust eines Ecu aus, könne aber neun gewinnen. Die Geometrie der Kontingenzen, wie Arnauld mit Pascal sagt,¹³ d.h. der Chancen im Spiel, zeigt aber etwas anderes. Jeder der zehn hat nur die Chance für sich, ein Zehntel des Gesamteinsatzes zu gewinnen. In der Überleitung von der Anekdote der sorgenden Prinzessin auf die Struktur des Glücksspiels fällt in Arnaulds Text zum ersten Mal in den Dokumenten der so genannten Wahrscheinlichkeitstheorie das Wort »Wahrscheinlichkeit«.¹⁴ »Wahrscheinlichkeit« ist, für Arnauld, die *Heilung* der *Sorgengeschichte* (und des Singulären) durch die *Struktur* der *Chancenverteilung* (das heißt, der Kontingenzen).

Damit hat Arnauld ein komplexes Konzept des Ereignisses geschaffen: Auf der einen Seite steht das singuläre Ereignis – das Ereignis, das Aristoteles in der Sprache der Ontologie das *kath'hekaston*, das Jeweilige, nennt und in der *Poetik* dem Allgemeinen der Substanz gegenüberstellt.¹⁵ Dieses *singuläre* Ereignis ist paradigmatisch ein Wunder und bleibt im Medium der *historia* befangen. Auf der anderen Seite steht das Ereignis in der Zukunft, das, im lateinischen *Corpus Aristotelicum*, in der Logik das *kontingente* Ereignis heißen wird.¹⁶ Das kontingente Ereignis hat die Eigenschaft, stattzufinden oder nicht stattzufinden. Diesen negativen Befund der Logik versetzt Arnauld nun in den Zusammenhang eines positiv kalkulablen Systems: in das System der Chancen im Spiel.

Die Überschrift, die diese beiden Eckwerte zusammenklammert: *das Ereignis, das vom Glauben der Menschen abhängt*, unterstellt also eine paradoxe Einheit. *Das* Ereignis soll *zugleich* singulär *und* kontingent sein, in die *historia* verwoben *und* als Element eines Systems der Chancen berechenbar. Die Geschichte von der Konstitution des singulär-kontingenten Ereignisses, in der Theorie des Wahrscheinlichen, verklammert so in sich selbst beide Seiten, die Erzählung der Geschichte *und* das System der Chancen. Die Geschichte seiner Konstitution zum Gegenstand der Logik ist in seine Verfassung als logischer Gegenstand

wieder eingetragen. Das Ereignis wiederholt, könnte man sagen, die Konstitutionsgeschichte zum wissenschaftlichen Gegenstand in sich selbst. Um zum Element in der Theorie der Wahrscheinlichkeit zu werden, trennt sich das Ereignis von den lebensweltlichen Geschichten der Referentialisierung, der Authentifizierung und der Sorge. Aber in ihm selbst ist es zugleich kontingent und singulär; es verklammert in sich selbst die beiden Seiten von wissenschaftlicher Struktur und Erzählung, die die Logik aufgetrennt hat, um das Ereignis berechenbar zu machen.

Nun gibt es bei Arnauld zwischen den Eckwerten des singulären Ereignisses (in der *historia*) und dem kontingenten Ereignis (im Spiel der Chancen), wie gesagt, einen mittleren Schritt. Da ging es um die Umstände nicht der Ereignisse selbst, sondern ihrer Erfassung. Arnauld sprach einmal vom Authentifizieren von Verträgen als Dokumenten – damit sind die Erfassungsmodalitäten singulärer Ereignisse abgedeckt. Dann sprach er davon, wie Verträge als Rechtsformen überhaupt erst einen Raum des Berechenbaren eröffnen. Wenn man nun die Umstände der Erfassung und Regelung der Ereignisse – oder in einer anderen Theoriesprache: ihre Beobachtung – den Umständen der Ereignisse selbst hinzufügt, löst sich die Paradoxie auf. Dass Ereignisse zugleich singulär im Medium von Geschichten vorkommen *und* einem kalkulierbaren Spiel der Chancen folgen, zeigt nur solange eine paradoxe Spannung, wie man, in der Geschichte und im Spiel, distanzlos auf die Ereignisse sieht. Aus dem Blickwinkel entweder der abgeschlossenen Geschichte oder des anzufangenden Spiels kann man dagegen sehen, wie das, was sich jeweils gerade ereignet, zugleich einer kalkulierbaren Struktur des Vorkommens-oder-nicht-Vorkommens unterliegt. In der Tat hatte Arnauld die Kapitelfolge von den Wundern über die Dokumente und Verträge bis zu den Chancen im Spiel eingeleitet mit der Analyse der Ereignisse in die so genannten inneren und äußeren Umstände.¹⁷ Innere Umstände waren die rhetorisch-dialektischen Umstände des Ereignisses: Wann? Wo? In welcher Weise ist etwas geschehen? Äußere Umstände waren die der Erfassung und Beobachtung: Von wem überliefert? Wie beglaubigt? Wie authentifiziert? Indem Arnauld beides als »Umstände« bezeichnet, aber doch auch »innere« von »äußeren Umständen« unterscheidet, beharrt er zwar auf der Einheit des singulär-kontingenten Ereignisses. Aber er erlaubt doch den Blick vom Spiel der »äußeren Umstände« zurück auf die »inneren« und vermeidet damit die Paradoxie des Zusammenfalls von Singularität – dem Ereignis der ersten Ordnung –

und der Kontingenz – die immer eine Beobachtung der Ereignisse von außen voraussetzt.

(2) In zwei Schritten sollen nun historische Bedingungen oder Bezüge beschrieben werden für die Aufstellung des Konzepts des singular-kontingenten Ereignisses. *Zuerst* zum Übertritt des Ereignisses aus der Erzählung in die Wissenschaft im Hinblick auf das Rahmenverhältnis zwischen Wissenschaft und Erzählen selbst: Im Gefüge der aristotelischen Metaphysik, die den Rahmen des Wissens und seiner Institutionen bis ins 18. Jahrhundert hinein gesteckt hat, ist die Errichtung einer Probabilistik und Konzeptualisierung des Ereignisses ein bedeutender Vorgang. Wissenschaft oder Philosophie und das Wissen vom Einzelnen, vom *kath'hekaston*, waren aristotelisch voneinander unterschieden wie die Substanz und die Akzidenz, oder das Allgemeine und das Singuläre. Das Wissen der Wissenschaft hatte seine Basis im Gesetz und seine Darstellung im propositionalen Satz. Das Wissen vom Einzelnen in den Naturgeschichten und historischen Aspekten allen Wissens wurde dagegen von der dialektischen und rhetorischen Topik verwaltet und war organisiert in Erzählungen, den *historiae* der Natur und der Geschichte.¹⁸ Die Neuzeit hat daraus das Gebäude der *Topica universalis* geschaffen, die Enzyklopädie allen Singularienwissens in der Geschichte der Natur, der Menschen, aber auch den *historiae*, die alle anderen Wissenschaften betreffen.¹⁹ Die Disjunktion zwischen Satz und Erzählung, zwischen Strukturgesetz und *historiae*, ist die Grundregel dieser Metaphysik des Wissens. Darum konnte es im alten Europa grundsätzlich keine Erzähltheorie geben, wenn man darunter das Unternehmen der frühen Strukturalisten, etwa Roland Barthes', versteht. *Historiae* haben der Sache nach nicht die Struktur des Satzes; es kann keine Grammatik der Erzählung geben. Der Satz war aber der Inbegriff des Wissens und seiner sprachlichen Darstellung im alten Europa.²⁰

An dieser sozusagen verbotenen Schwelle – der Schwelle zwischen Satz und Narration – wartet die von heute aus gesehen recht unscheinbar wirkende Lehre von den Umständen. Mit den aus der gerichtlichen Fallerzählung gespeisten Fragen: Wer hat es getan? Wann? Wie? Mit welchen Mitteln? ermöglichen die *Circumstantien*, die das im Doppelsinn »umständliche« Erzählen ermöglichen, etwas wie eine grammatische Ordnung der Erzählung.²¹ Und schwach wie diese bloße Aufzählung von Aspekten des Erzählens ist, taucht sie in allen möglichen Lehren und Theorien zwischen Rhetorik und Dialektik, argumentierender und logischer Topik und mittelalterlich-frühmodernem Prinzipienbegriff auf.

Hier ist nicht der Ort, dieses spannende, aber auch finstere Gewölbe der Terminologiegeschichte der frühen Neuzeit auszuleuchten: In Rudolf Agricolas und Philipp Melanchthons Topiken vor und nach 1600 hatten die *Circumstantien* eine zentrale Stelle in der materialen Invention und der verbalen Elocution zugleich besetzt und bedienten so auf beiden Seiten der *res/verba*-Unterscheidung den Apparat der Amplifikation.²² Die zugleich (argumentativ) topischen und (stilistisch) figuralen Kategorien des *Wer? Wann? Warum? Wie?* arbeiteten als ebenso wissens- wie darstellungstheoretische Verfahren, die grundlegend für die Literatur des Barock wie für seine Historie und Naturgeschichte wurden.²³ Worauf es hier nur ankommt, ist dies: Eine Theorie der Wahrscheinlichkeit und eine Wissenschaft vom kontingent-singulären Ereignis durchkreuzen ihrer bloßen Anlage nach die Grundunterscheidung der aristotelischen Metaphysik zwischen wissenschaftlicher Struktur und *historiae*, zwischen Satz und Erzählung. Die Durchkreuzung führt, wie man gesehen hat, in eine Paradoxie, die Arnauld und seine Zeitgenossen mit dem alten Mittel der *Circumstantien* zu bewältigen versuchen. Auf jeden Fall aber zeigt sich an der bloßen Formalisierung von Probabilistik und Ereignis eine völlig neue Situation im Verhältnis zwischen der Wissenschaft und dem Erzählen: Die Alternative zwischen dem Szientifischen und dem Narrativen dreht sich aus einer ontologischen Unterscheidung (Substanz vs. Akzidenz) in eine Alternative von Darstellungsformen (wissenschaftlich exakte vs. erzählende Darstellung), die der ontologischen Unterscheidung nicht notwendig mehr folgen.

So kann das szientifische Wissen nach Arnauld und der Begründung der Wahrscheinlichkeitstheorie über die Struktur hinaus bis auf das singular-kontingente Ereignis zugreifen, wenn es nur die geeignete Darstellungsform wählt – die der Mathematik oder der Logik der Wahrscheinlichkeit (Leibniz).²⁴ Andererseits kommt genau in derselben Zeit, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, die eigenartige Wahrnehmung und der noch eigenartigere Verdacht auf, dass im Erzählen immer schon eine Art von Strukturierung, Grammatik oder Wissen liege. Leibniz ist wohl der erste, der sich bei Gelegenheit der Lektüre eines Romans darüber verwunderte, dass die Weltgeschichte, wenn sie überhaupt einen Sinn und ein Ziel in sich trage, einem Roman gleiche oder dass umgekehrt eine Erzählung mit Anfang, Mitte, Ende immer wie eine kleine Weltgeschichte aussehe.²⁵ Romantheorien von Huet bis Blankenburg und noch mehr die *prefatory chatters* im *Tom Jones* von Fielding, wie William Empson sie einmal genannt hat, bekräftigen die unvermeidliche Implikation von

»Bedeutung« in »der narrativen Form« (Hayden White).²⁶ Kant schließlich stellte nach der Lektüre von Herders *Ideen zu einer Geschichte der Menschheit* schneidend fest, der Autor habe bloß einen Roman geschrieben, in dem die Erzählform eine ungedeckte und überhaupt niemals zu deckende Bedeutung impliziere (die unvermeidliche Teleologie allen Erzählens).²⁷

Aristotelisch waren Sach- und Darstellungsunterscheidung gekoppelt (oder einfach eines): Strukturwissen artikuliert sich in Sätzen, Singularenwissen in Erzählungen. Das durchkreuzen die Probabilistik und Arnaulds Theorie der *Ereignisse, die vom Glauben der Menschen abhängen*. Nach Arnauld und nach Bernoulli (auf den gleich zu kommen sein wird) sieht man eine Wissenschaft, die bis auf das Ereignis zugreifen kann: die Probabilisierung des Einzelnen; und ein Erzählen, das von der Möglichkeit und dem Verdacht begleitet ist, in seiner Form etwas zu bedeuten: den Roman.

Für die Konstitution des singularär-kontingenten Ereignisses lässt sich *zweitens* eine materiale Ebene der Historisierung angeben. Welcher Art, so ist nämlich zu fragen, sind die Ereignisse, die Arnaulds Definition zugänglich sind, oder sich ihr aufdrängen? Auf welche Art von Ereignissen lässt sich die paradoxe Gestalt aus singulärem Sichereignen und Kontingenzsorge, das Arnauld'sche Ereignis also, »anwenden«? Von »Anwendung« spricht Jakob Bernoulli, der Baseler Mathematiker, wenn er im vierten Teil der *Ars conjectandi* den mathematischen Prinzipien der Chancentheorie deren Umwidmung in die Wahrscheinlichkeitstheorie folgen lässt.²⁸ Anwendung ist nichts Sekundäres für Probabilistik und Ereignistheorie. Vielmehr *ist* die Rede von der Wahrscheinlichkeitstheorie wesentlich *Anwendung der Chancenformel auf die Struktur der Sorge*. Die Art der Sorge ist bei Bernoulli nun nicht mehr die Überlebensangst einer anekdotischen Prinzessin aus der Welt der Madame de Lafayette. Das Herabstimmen des Tons bei Bernoulli gegenüber Arnauld hat schon mit der zurückgenommenen Art zu tun, in der Bernoulli (erzählerische) Singularität und (spieltheoretische) Kontingenz zusammenführt. »Die Wahrscheinlichkeiten«, sagt Bernoulli, »werden sowohl nach der Anzahl als auch nach dem Gewichte der Beweisgründe (argumenta) geschätzt, welche auf irgend eine Weise dartun oder anzeigen, dass eine Sache ist, sein wird oder gewesen ist.«²⁹

Während Arnauld noch die paradoxe Einheit des Ereignisses einfüg zwischen dem Wunder und der Kontingenz der Chancen im fairen Spiel, hat etwa dreißig Jahre später Bernoulli die Wahrscheinlichkeit des Er-

eignisses ganz eng zusammengezogen. »Die Sache, die ist, sein wird oder gewesen ist«, ist Bernoulli zufolge umgeben von der Chancenverteilung im Spiel der Umstände, wobei die Umstände als *argumenta*, Beweisgründe, für die Existenz des Ereignisses fungieren. Im Einklang mit Arnauld gibt es bei Bernoulli »innere argumenta«, die »beweisenden Punkte[] der Ursache, der Wirkung, des Subjektes, der Verbindung, der Anzeichen« – die topischen *Circumstantien* also –; und es gibt die »äußeren argumenta«, die »aus der Autorität und den Zeugnissen der Menschen« hergenommen sind.³⁰ Kurz: die Welt der Bernoulli'schen singular-kontingenten Ereignisse ist eine der administrativ-juridischen Sphäre. Naheliegenden Vermutungen entgegen, spielen naturgeschichtliche Beispiele für die Wahrscheinlichkeitstheorie Bernoullis nur eine beiläufige Rolle. Stattdessen lautet die Reihe der Anwendungen des Chancentheorems auf das singuläre Ereignis so: Erstens die Wahrscheinlichkeit, dass Titius der Mörder des Maevius ist; zweitens die Frage des Untersuchungsrichters nach dem Verbleib des Diebesgutes; drittens die Abschätzung, welches von den drei Schiffen, die ausgelaufen sind, untergegangen sein mag, da man weiß, dass eines von ihnen gesunken ist; viertens die Frage, wann man den lange von der Heimat abwesenden Freund für tot erklären und den Erbfall erklären soll; fünftens wie wahrscheinlich es ist, dass ein Zwanzigjähriger einen Sechzigjährigen überlebt; sechstens wie ratsam es ist, bei einer Feuersbrunst vom Dach oder aber aus einem niedriger gelegenen Stockwerk zu springen.³¹

Da die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse nach Anzahl und Gewicht der Umstände bemessen wird, enthalten diese Anwendungen mehr oder minder ausführliche narrative Aufbereitungen. Bernoulli spricht vom blutigen Schwert, das Maevius noch in der Hand hält; vom schadhafte Rumpf eines der Schiffe; von der Zuverlässigkeit des Briefverkehrs zwischen der Fremde, in die der Freund gezogen ist, und der Heimat, wo man die Erklärung des Erbfalls erwägt usw. Die Struktur der Sorge ist gut erkennbar. Immer geht es um Tod, Mord, Untergang, Feuersbrunst, das Los des in der Fremde Verschollenen oder den Sprung ins Ungewisse. Zugleich sind es (fast) alles Fallgeschichten für Juristen und Beamte, Fallgeschichten aus dem so genannten bürgerlichen Leben, über das sie zu urteilen oder das sie zu regulieren haben. Die Anwendungen der zur Wissenschaft gewordenen Lehre vom Ereignis bilden virtuell den Alltag ab, aus dessen Schilderung man sagt, dass der moderne Roman seinen Stoff beziehe; und sie bilden diesen Alltag ab unter dem Aspekt des

Überlebens der Menschen und der Kunst, sie zu regieren und zu verwalten.

Aus der Sorge der Prinzessin ist die des Staates geworden. Damit ist die Paradoxie des Ereignisses, das als singuläres in die Erzählung verstrickt und doch zugleich in die Rechnung der Kontingenz-Sorge gestellt ist, in seine symbolische Materialität hinein komponiert.³² Was als Ereignis zählt, ist schon immer durch das Relevanzkriterium der Verwaltung, des Richters, der Versicherung bestimmt. Verwaltung, Richter, Versicherung sind, in einer anderen Theoriesprache gesagt, Beobachtungen der erzählbaren Welt in zweiter Ordnung.³³ Aber diese Welt, die ist, was der Fall ist, weil ihre Ereignisse die Fälle des sorgenden Staates sind, ist doch für Bernoulli andererseits immer noch zugleich auch unsere Welt, die Lebenswelt. Wie ein Zeichen dafür steht unter den genannten Anwendungsfällen der Sprung vom Dach des brennenden Hauses oder aus seinem unteren Stockwerk. Die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses, die zu bestimmen ist, errechnet sich von den Umständen des Ereignisses aus. Die Umstände sind bei Bernoulli rahmende Annahmen, durch deren Variabilität man das Ereignis in ihrer Mitte gleichsam einem Experiment unterziehen kann.³⁴ Aber nicht immer handelt es sich um Beobachtungen zweiter Ordnung durch Administration, Recht und Versicherung. Manchmal gibt es diese Außenperspektive nicht; man muss entweder springen oder sich dem Feuer aussetzen. Auch Bernoulli hat das Paradox des singulär-kontingenten Ereignisses nicht restlos aufgelöst.

*

Zu berichten wären im Anschluss diskursgeschichtliche Folgen. Zu erörtern wäre die eigentümliche Trennung innerhalb der Statistik zwischen der sprachlich diskursiven Tradition der akademischen *Notitia rerum-publicarum* seit dem Kameralisten Conring in Deutschland und den Tafeln und Essays der *Political Arithmetic* in England seit William Petty; ihre Überschneidung im physikotheologischen Zahlenwerk von Süßmilchs *Göttlicher Ordnung*; und der Kampf der preußischen Statistiker gegen einen probabilistisch-statistischen Gesetzesbegriff.³⁵ Auch zu erörtern wäre der wenig bekannte Einschluss der Statistik in die Gründung der Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts: von Voltaire, der in den vierziger Jahren in Vorüberlegungen zur *Philosophie de l'histoire* die Erzählung der Ereignisgeschichte den Möglichkeiten statistischer Lang-

zeitdiagnosen gegenüber grundsätzlich unter Mythologieverdacht stellte; bis zu Kant, der statistische Regularitäten als Spuren der Teleologie sah, die den Inhalt der Form aller historischen Erzählungen ausmacht.³⁶ Den Schluss bilden soll stattdessen der Hinweis auf eine andere Prinzessin und eine andere Sorge.

Wenn Achill, der Mann der Gesetze und ihrer naturrechtlichen Allgemeinheit, Penthesilea ebenso vorsichtig, wie befremdet fragt:

Und woher quillt, von wannen ein Gesetz,
Unweiblich, du vergibst mir, unnatürlich,
Dem übrigen Geschlecht der Menschen fremd?³⁷

dann holt Penthesilea aus zur großen Erzählung, dem Mythos des Amazonenstaates. Genauer gesagt, hat ihre große Erzählung zwei Hälften, die sich wie Spiegelbilder um eine Mittelachse, ihre Peripetie und die Peripetie der Geschichte im Drama selbst, herumlegen. So beginnt der erste Teil:

Fern aus der Urne alles Heiligen,
O Jüngling: von der Zeiten Gipfel nieder,
Den unbetreten, die der Himmel ewig
In Wolkenduft geheimnisvoll verhüllt.³⁸

Achill hört gebannt der Geschichte von der Gründung des Amazonenstaates zu, die in der halbierten Selbstkastration gipfelt, mit der Tanais, die Königin, sich die rechte Brust, wie es heißt, abreißt und damit dem Volk den neuen Namen »Amazonen« gibt. Es ist dies eine Gründungsgeschichte nach allen Regeln. Alle Geheimnisse – alle dem Staat der Amazonen eigenen Operationsweisen, die grundsätzlich nicht versteht, wer, wie Achill, an die universale Geltung natürlicher Gesetze glaubt – erklären sich in einer Geschichte, die zu nichts anderem da ist, als diese Unverständlichkeit mit einer Entstehungsgeschichte zu versehen. Die Geschichte der Gründung, die Penthesilea erzählt, setzt sich der Staat der Amazonen mit seinen eigentümlichen Gepflogenheiten selbst voraus; als Geschichte unterschieden von der Form der Regeln, in denen die Funktionsweise des Staates besteht, und doch in dieser verfremdeten Form der Narration nichts anderes als eine Abbildung dieser Regeln. Achill hört mit Schrecken und Begehren zu, fasziniert bis zu dem Punkt, wo er, wie die Regieanweisung sagt: »sein Gesicht an« diejenige »Brust drückt«, die die halbe Amputation Penthesilea gelassen hat.³⁹ Näher kann kein Hörer dem Sinn der Geschichte kommen. Doch mit der Erklä-

rung durch die Ursprungserzählung ist nichts erklärt. Die Funktionsweise des Staates ist zwar im Narrativ ihrer Genealogie verfremdet wiederholt, aber darum als Funktion nicht deutlicher geworden. » – Doch weiter«, fordert Achill. »Wie?«, fragt Penthesilea, als wisse sie eben nicht: wie weiter. Denn ihre Geschichte ist zum Ende gekommen. Der Staat ist gegründet, im Abreißen der rechten Brust waren Markierung, Namensgebung und Inthronisierung zusammengefallen, und Achill hatte, als er sein Gesicht an Penthesileas Brust drückte, die Referenz selbst berührt. » – Du bist den Schluß noch schuldig«, beharrt Achill.⁴⁰ Der Schluss nach dem Ende der Geschichte ist aber etwas anderes als Erzählung. Der Schluss der Geschichte vom Staat nach ihrem Ende ist seine Funktionsweise. Es geht um die Verfahren seiner Reproduktion und Selbsterhaltung. Und so ändert sich auch sofort Penthesileas Diktion. Statt des feierlichen Narrativs (»Fern aus der Urne alles Heiligen ...«) redet sie jetzt von Wiederholungshandlungen, die auf statistischen Tabellen beruhen:

So oft nach jährlichen Berechnungen,
Die Königin dem Staat ersetzen will,
Was ihr der Tod entrafte' [...].⁴¹

Kaum beginnt sie so zu reden, hört Achill nicht mehr hin. Die Regeln, deren Geheimnis die Ursprungserzählung verdoppelte, lassen sich nicht verstehen. Ein zweites Mal setzt Penthesilea an: »So oft, nach jährlichen Berechnungen«,⁴² und so geht es weiter im Iterativ von den Regeln des Rosenfestes und dem Fest der Regeln, nach denen die Amazonen sich Gatten in der Schlacht wählen und ihre Prinzessinnen im Besonderen darauf warten, dass Mars sie ihnen im Kampf anweist. Diese Marswahl ist im Übrigen kein Rückfall in ursprungsnarrative Mythologie. »Wenn Mars einem günstig oder ungünstig ist« – ein Ausdruck, der in Penthesileas Worten vielfach umspielt wird – ist die geläufige Metonymie der lateinischen Epik für das Kriegsglück. Der Ausgleich des statistischen Bevölkerungsproblems ist die Probabilistik des Krieges, das Glück der Schlacht.⁴³ Diese Statistik des Amazonenstaates, die von der königlichen Lektüre der Staatsstatistik ihren Ausgang nahm, ist reiner Monolog. An seinem Ende muss Achill von Penthesilea regelrecht wieder aufgeweckt werden.

Die Sorge dieser Prinzessin ist es nicht mehr, dem (eigenen) Tod zu entkommen, sondern das Fortleben (des Systems) zu sichern. Von diesem Unterschied abgesehen folgt sie aber demselben Verhältnis von Geschichte und statistischer Probabilistik wie Arnaulds Prinzessin. Die Pa-

radoxie des Ereignisses, das zugleich singular und kontingent wäre, ist übersetzt in die zwei Zustände des Zuhörers, der der Erzählung fasziniert folgt und vom statistischen Bericht träumend abschweift; und in die zwei Register der Erzählerin, die im Pathos wie abwesend die Ursprungsgeschichte erzählt und in sich steigender Insistenz die Regeln der amazonischen Biopolitik berichtet. Zwischen beidem liegt eine Peripetie, die eine Peripetie in der Verfassung der Geschichte und des Ereignisses selbst ist. Und die damit nicht nur auf dem Grunde des großen Dramas zwischen griechischem Gesetz und amazonischer Biopolitik liegt, die Kleists *Penthesilea* ist; sondern auch auf dem Grunde einer Liebe liegt, die – wie Penthesilea im dritten Teil ihrer Erzählung es zu sagen versucht – Genealogie einer Wahl *und* Regel der Reproduktion zugleich wäre: singular *und* kontingent. Penthesileas Liebe ist aber nur die intimste Formel der Paradoxie von Singularität und Kontingenz. Das Motiv der *Wahl* – dass es der sonnenhafte Achill ist, den sie in den Staub werfen muss – ist irreduzibel noch eben in den Mythos der Gründungsgeschichte verwoben. Die sterbende Mutter vermacht sie ihr sozusagen als letzten Akt der Gründungsgenealogie. Aber Achill wählen heißt nach der Logik des Rosenfestes nur umso mehr, sich der Sucht des Spiels der Kontingenz auszuliefern, die für Penthesilea der Krieg ist.

Das Äußerste, das Menschenkräfte leisten,
Hab ich getan – Unmögliches versucht –
Mein alles hab ich an den Wurf gesetzt;
Der Würfel, der entscheidet, liegt; er liegt.

Anmerkungen

- 1 Adolphe Lambert Jacques Quetelet: *Zur Naturgeschichte der Gesellschaft*, Buch III: Von der Menschheit, Hamburg: Hoffmann & Campe 1856, besonders Kap. 3: »Die Grenzen, zwischen denen die, den Menschen betreffenden Elemente variieren, suchen sich zusammenzuziehen«, S. 245-250.
- 2 Stendhal: »Lucien Leuwen« (1836), in: Ders.: *Œuvres complètes (1967-1974)*, Bd. 9 und 10 Nachdruck, Genf: Slatkine 1986; z.B. Kap. 3: »[...] la société, qui donne si peu de plaisir au dix-neuvième siècle, lui faisait peur à chaque instant. Comme chez la plupart de ses contemporains du balcon des Bouffes, un vanité puérile, une crainte extrême et continue de manquer aux mille petites règles établies par notre civilisation, occupait la place de tous les goûts impétueux qui, sous Charles IX, agitaient le cœur d'un jeune Français.« (S. 111) ; zu Friedrich Nietzsches Lektüre von Francis Galton und der Theorie der Normalverteilung vgl. Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 253-258.

- 3 Adolphe Lambert Jacques Quetelet: *Du système social et des lois qui le régissent*, Paris: Guillaumin et Compagnie 1848.
- 4 François Ewald: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt: Suhrkamp 1993; Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus*, a.a.O. .
- 5 Es war Eva Meyer, die das Wortspiel im Zusammenhang der feministischen Theorie bekannt gemacht hat: Eva Meyer: *Zählen und Erzählen: für eine Semiotik des Weiblichen*, Wien/Berlin: Medusa 1983.
- 6 Hayden White: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt/Main: Fischer 1990.
- 7 Vgl. die Vorworte zu: Thomas Rathmann (Hg.): *Ereignis. Konzeptionen eines Begriffs in Geschichte, Kunst und Literatur*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2003; und Nikolaus Müller-Schöll (Hg.): *Ereignis – eine fundamentale Kategorie der Zeiterfahrung – Anspruch und Aporien*, Bielefeld: Transcript 2003. Dagegen zeigt eine frühmoderne Filiation des Ereignisses bereits Jacques Lezra: *Unspeakable Subjects. The Genealogy of the Event in Early Modern Europe*, Stanford: Stanford University Press 1997.
- 8 Damit möchte ich ein zweites Schlüsselthema für die *Logik von Port-Royal* reklamieren. Seit Michel Foucault (*Ordnung der Dinge*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1978, Teil I, Kap. 4) und, in anderer Weise, Louis Marin (*La critique du discours. Sur la »Logique de Port-Royal« et les »Pensées« de Pascal*, Paris: Edition de minuit 1975) ist Arnaulds und Nicoles *Logik* Schlüsseltext des neuzeitlichen Zeichenbegriffs geworden (vgl. Jean-Claude Pariente: *L'analyse du langage à Port-Royale*, Paris: Edition de minuit 1985); was man seit Ian Hacking erst langsam zu sehen beginnt (Ian Hacking: *The Emergence of Probability*, Cambridge: Cambridge University Press 1975, Kap. 9), ist aber, dass die *Logik* auch der Schlüsseltext zum modernen Kontingenz- und Ereignisbegriff ist.
- 9 Zur Editionsgeschichte und Autorschaftsfrage vgl. Louis Marin: »Introduction«, in: Antoine Arnauld/Pierre Nicole: *La logique ou l'Art de penser*, Paris: Flammarion 1978; siehe auch: Ian Hacking: *The Emergence of Probability*, a.a.O., S. 74.
- 10 Arnauld/Nicole: *La logique*, a.a.O., Teil IV, Kap. 13-16.
- 11 Von der Terminologisierung zwar nicht des Ereignisses, aber der Wahrscheinlichkeit in der mathematischen Probabilistik spricht Hans Blumenberg (*Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998, Kap. 8). Das ist das einzige Beispiel in den *Paradigmen*, wo, nach Blumenberg, die Terminologisierung die unbegrifflichen Reste im Begriff - der Wahrscheinlichkeit (oder eben des Ereignisses) - löscht.
- 12 Arnauld/Nicole: *La logique*, a.a.O., S. 428.
- 13 Zur Formel »alea Geometria« siehe Blaise Pascal: »L'Adresse à l'Académie«, in: Ders.: *Œuvres complètes*, hg. von Louis Lafuma, Paris: Editions du Seuil 1963, Col. 102b.
- 14 Zu dieser These vgl. ausführlicher Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit*, Göttingen: Wallstein 2002.
- 15 Aristoteles: *Poetik*, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Manfred Fuhmann, Stuttgart: Reclam 1996, Kap. 9; zum ta kath'hekaston 1451b.
- 16 Aristoteles: *Kategorien. Lehre vom Satz*, übersetzt, mit einer Einleitung und Erklärungen versehen von Eugen Rolfes, Hamburg: Meiner 1974, Kap. 9 (18a-b).
- 17 Arnauld/Nicole: *La logique*, a.a.O., Kap. 13, S. 414f.
- 18 Arno Seifert: *Cognitio historica. Die Geschichte als Namensgeberin der frühneuzeitlichen Empirie*, Berlin: Duncker & Humblot 1976.
- 19 Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica Universalis*, Hamburg: Meiner 1983.
- 20 Martin Heidegger: *Der Satz vom Grund*, Stuttgart: Klett-Cotta 1997, Erste Stunde.
- 21 Dockhorn hat maßgeblich auf die Bedeutung der Circumstantienlehre für die Moderne hingewiesen, in diesem Fall für die Poetik der Leidenschaft in der romantischen Dichtung; siehe Klaus Dockhorn: »Wordsworth und die rhetorische Tradition«, in: Ders.: *Macht und Wirkung der Rhetorik*, Bad Homburg/Berlin/Zürich: Gehlen 1968, S. 26-37.
- 22 Bei Agricola findet man eine Gruppe von Topoi, die zumindest implizit eine Grammatik des Erzählens formulieren: eventa – locus – tempus – connexa – antecedentia/consequentia – contingentia (!) (Rudolph Agricola: *De inventione dialectica libri tres. Drei Bücher über die Inventio dialectica*, hg., übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt, Tübingen: Niemeyer 1992, Buch I, Kap. 16-21.); Melanchthon zählt in der

- elouctio die Circumstantien zu den Figuren der Amplifikation, wobei aber dieselben Verfahren der Ausfaltung und Vermehrung auch das Herzstück der loci communes in der inventio ausmachen (Philipp Melanchthon: »Elementa rhetorices«, in: Joachim Knape (Hg.): *Philipp Melanchthons »Rhetorik«*, Tübingen: Niemeyer 1993, S. 451-454 und 491f.).
- 23 Danach – und so wäre dann diese Geschichte noch einmal weiter zu erzählen – wird die Lehre von Umständen dann wieder entscheidend für den modernen Roman oder zumindest seine Theorie; vgl. dazu beispielhaft Ian Watt: *Der bürgerliche Roman* [1957], Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, Kap. 1, besonders S. 15-29, S. 34-36; neueren Datums: Alexander Welsh: *Strong Representations: Narrative and Circumstantial Evidence in England*, Baltimore: Johns Hopkins University Press 1992.
- 24 Leibniz skizziert, was später in der Wolff-Schule als *logica probabilium* bezeichnet wurde, zum ersten Mal als *logocritica verisimilium* in: Gottfried Wilhelm Leibniz: »Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae« [1667/1697-99], in: Ders.: *Sämtliche Schriften und Briefe*, Akademieausgabe, Reihe 6, Bd. 1, 2, Berlin (Ost): Akademie-Verlag 1990, S. 279-281.
- 25 Die bekannte Formulierung von Leibniz im Brief an Herzog Anton Ulrich von Braunschweig: »Ich hätte zwar wünschen mögen, daß der Roman [die Octavia Anton Ulrichs] dieser Zeiten eine bessere Entknötung gehabt; aber vielleicht ist er noch nicht zum ende. Und gleichwie E.D. mit Ihrer Octavia noch nicht fertig, so kann Unser Herr Gott auch noch ein paar tomos zu seinem Roman machen, welche zuletzt beßer lauter möchten.« (Zitiert nach: Dieter Kimpel/Conrad Wiedemann [Hg.]: *Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert*, Bd. 1, Tübingen: Niemeyer 1970, S. 67.)
- 26 Die Grundfigur, durch die die Form Roman zugleich Bedeutung impliziert, lautet in der Romantheorie - die eben immer zugleich Poetik und Theologie der Geschichte ist - *Vorhersehung vs. Zufall*; vgl. Werner Frick: *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen: Niemeyer 1988 und Rudolph Behrens: *Umstrittene Theodizee, erzählte Kontingenz. Die Krise teleologischer Weltdeutung und der französische Roman (1670-1770)*, Tübingen: Niemeyer 1993.
- 27 Kants klassische Formulierung lautet: »Es ist zwar ein befremdlicher und dem Anscheine nach ungereimter Anschlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehen müßte, wenn er gewissen vernünftigen Zwecken angemessen sein sollte, eine *Geschichte* abfassen zu wollen; es scheint, in einer solchen Absicht könne nur ein *Roman* zustande kommen. Wenn man indessen annehmen darf, daß die Natur selbst im Spiele der menschlichen Freiheit nicht ohne Plan und Endabsicht verfähre, so könnte diese Idee doch wohl brauchbar werden« (Immanuel Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Akademieausgabe, Abteilung 1, Bd. 8, Nachdruck, Berlin: de Gruyter 1969, S. 29. Zu ähnlich lautenden Formulierungen in den Herder-Rezensionen vgl. ebd., S. 54-60).
- 28 Der Titel des vierten Buchs der *Ars conjectandi* lautet programmatisch: »Anwendung der vorhergehenden Lehre auf bürgerliche, sittliche und wirtschaftliche Verhältnisse« (Jakob Bernoulli: *Wahrscheinlichkeitsrechnung (Ars conjectandi)*, übersetzt und hg. von Robert Haussner, Bd. 1/2, Leipzig: Engelmann 1899, S. 71; Rechtschreibung und Wortlaut der Übersetzung sind hier und im folgenden modernisiert wiedergegeben).
- 29 Ebd., S. 75.
- 30 Ebd., S. 75f.
- 31 Ebd., S. 76-80.
- 32 Man kann etwas vereinfachend sagen: Gouvernamentalité im Sinne Michel Foucaults, ist, in der Rekonstruktion Luhmanns, die ubiquitär gewordene Beobachtung zweiter Ordnung (Niklas Luhmann: »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft«, in: Ders.: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, S. 93-128).
- 33 Ebd.
- 34 Die Leibniz-Wolffische *logica probabilium* bezieht auf Experimente ausdrücklich: Ludwig Martin Kahle: *Elementa logicae probabilium methodo mathematica in usum scientiarum et vitae adornata*, Halle: Officina Rengeriana 1735.

- 35 Dazu: Hermann Conring: »Notitia singularis alicujus Reipublicae«, in: Ders.: *Opera* [1730], hg. von Johann Wilhelm Göbel, Bd. 3, Nachdruck Aalen: Scientia Verlag 1970, S. 280-421. William Petty: *The Economic Writings*, hg. von Charles Henry Hull, Cambridge: Cambridge University Press 1899. Johann Peter Süßmilch: *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts*, Nachdruck, Augsburg: Cromm 1988. August Ferdinand Lüder: *Kritische Geschichte der Statistik*, Göttingen: Johann Friedrich Röwer 1817.
- 36 François Marie Arouet Voltaire: »Nouvelles considérations sur l’histoire« [1744], in: Dies.: *Œuvres complètes*, Bd. 16, Nachdruck, ND Nendeln: Verlag Kraus 1967, S. 138-141 und Immanuel Kant: *Idee einer allgemeinen Geschichte*, a.a.O., S. 5 f.
- 37 Heinrich von Kleist: »Penthesilea«, in: Ders.: *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. von Helmut Sembdner, Bd. 1, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1962, Szene 15, Vers 1902-1904, S.387.
- 38 Ebd., Vers 1905-1908.
- 39 Ebd., S. 390, Szene 15, Vers 2013.
- 40 Ebd., Vers 2020.
- 41 Ebd., S. 391, Szene 15, Vers 2026.
- 42 Ebd., Vers 2032.
- 43 Zur rechtlichen und probabilistischen Auffassung des Kriegsglücks in der Moderne siehe Samuel Pufendorf: *Le droit de la nature et des gens*, Bd. 1, Amsterdam: Pierre de Coup 1734, S. 108.

Schwellen der Wissenschaftlichkeit

Schwellen der Wissenschaftlichkeit

Einleitung

War die Kriminologie eine Wissenschaft? Silvana Galassi sieht in ihrer Dissertation die Kriminologie im Deutschen Kaiserreich als Versuch, das Gebiet der Delinquenz wissenschaftlich zu erfassen. Dieser Versuch sei gescheitert, es handle sich um eine »gebrochene Verwissenschaftlichung«. In der Verstrickung mit der politischen und juristischen Praxis sei es der Kriminologie nicht gelungen, »den moralisierenden Blick auf den Delinquenten zugunsten einer unbefangenen und unvoreingenommenen wissenschaftlichen Betrachtungsweise« aufzugeben.¹ In einer Rezension warf Karsten Uhl der Autorin einen teleologischen Standpunkt vor. Wissenschaft sei ein »historisch-spezifisch zugewiesener Status«, der stets von Machtbeziehungen durchzogen sei. Ein solches Verständnis von Wissenschaft legt im Fall der Kriminologie gemäß Uhl den Schluss nahe, dass der Versuch der Verwissenschaftlichung erfolgreich gewesen ist.²

Die unterschiedlichen Beurteilungen Galassis und Uhls machen auf ein Problem aufmerksam, das sich für zahlreiche kulturwissenschaftliche Untersuchungen der Humanwissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert stellt. Der enorme Einfluss der Humanwissenschaften auf die westlichen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts war als »Verwissenschaftlichung des Sozialen«³ stets an den Status der Wissenschaftlichkeit gebunden. Gleichzeitig muss man Galassis positivistische Definition von Wissenschaftlichkeit nicht teilen, um zu konstatieren, dass der Status der Humanwissenschaften als Wissenschaft vielfach prekär blieb. Disziplinen wie Psychiatrie, Kriminologie oder Soziologie produzierten ein Wissen über den Menschen, das stets zu sozialen Interventionen anlei-

tete und damit untrennbar auch an nicht-wissenschaftliche Institutionen gebunden war. Die Entwicklung eines »stabilen Denkkollektivs« und damit einer geschlossenen Gruppe von Experten sowie die Entstehung eines »Denkstils«, der ein systematisiertes Wissen zur Verfügung stellt, waren unter solchen Bedingungen häufig erschwert. Diese Kritik muss nicht von heutigen Normen der Wissenschaftlichkeit ausgehen, sondern kann durchaus auf zeitgenössische Einschätzungen verweisen.⁴ Um es paradox zu formulieren: Die Humanwissenschaften intervenierten als Wissenschaften und blieben gerade deshalb Pseudowissenschaften.

Michel Foucaults Arbeiten zu den Humanwissenschaften bezogen sich stets auf dieses Spannungsfeld von Wissenschaft, gesellschaftlichen Interventionen und zweifelhafter Wissenschaftlichkeit. Im »Fall einer so ›ungewissen‹ Wissenschaft wie der Psychiatrie« mit ihrem verschwommenen epistemologischen Profil, so Foucault in einem Interview, seien die Wissens- und Machtwirkungen sehr viel direkter untersuchbar als bei einer Wissenschaft wie der theoretischen Physik oder der organischen Chemie.⁵ In der *Archäologie des Wissens* dachte sich Foucault das Verhältnis solch unterschiedlicher Wissensfelder mit dem Entwurf einer »Schwelle der Wissenschaftlichkeit«. Diese Schwelle sei überwunden, wenn ein Diskurs »einer gewissen Anzahl formaler Kriterien« und »bestimmten Konstruktionsgesetzen der Propositionen« gehorche.⁶ Die Definition ist ungenau, und Foucault wusste wohl zu genau, dass eine präzisere Definition der Vielfalt von Wissenschaften in den modernen westlichen Gesellschaften kaum gerecht würde. Die Chance seines Schwellen-Konzepts liegt also nicht darin, unterschiedliche Wissensformen trennscharf in wissenschaftliche und unwissenschaftliche zu unterteilen. Sein Konzept gibt vielmehr ein Instrument an die Hand, um das skizzierte Spannungsfeld von Humanwissenschaften zwischen dem Status als Wissenschaft, der Interventionspraxis und einer wissenschaftlichen Ordnung des Diskurses auszuloten.

Wenn in dieser Sektion das Verhältnis von Erzählungen und Schwellen der Wissenschaftlichkeit im Zentrum steht, so geht es um ein solches Ausloten eines Spannungsfelds. Dabei soll Wissenschaftlichkeit in Uhls Sinn als »historisch-spezifisch zugewiesener Status« verstanden werden. Die Beiträge dieser Sektion zeigen auf vielfältige Weise, wie die Narrativität humanwissenschaftlichen Wissens an der Überwindung der Schwelle und am Scheitern an ihr beteiligt ist. Es geht hier weder um die Denunziation der Humanwissenschaften als Pseudowissenschaften noch um die Bestätigung ihres wissenschaftlichen Status. Vielmehr soll die

Untersuchung narrativer Elemente Aufschluss geben über die Bewegungen und die Standorte der Humanwissenschaften vor, um und über den Schwellen der Wissenschaftlichkeit. Voraussetzung für eine Fragestellung, die sich für das Verhältnis von Narrativität und Wissenschaftlichkeit interessiert, ist die Einsicht in die poetischen Bedingungen von Wissen. Eine solche »Poetologie des Wissens« (Joseph Vogl) geht davon aus, dass die Konstitution neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche nicht losgelöst von ihren Darstellungsformen betrachtet werden kann.⁷

Das Interesse an Erzählungen heißt nicht, dass mit dieser Herangehensweise Wissenschaften nur als Texte wahrgenommen werden können. Erzählungen leiten auch zu einer Praxis des Forschens an. Eine Analyse von Erzählungen innerhalb wissenschaftlicher Texte ist deshalb anschlussfähig an die für die Wissenschaftlichkeit konstitutiven materiellen Praktiken des Herstellens, des Anordnens und Untersuchens von Gegenständen, wie sie in der Wissenschaftsgeschichte zunehmend betont werden.⁸ Beispielsweise erzählen sich Disziplinen als Gründungsnarrative regelmäßig Geschichten pionierhafter Leistungen, womit solchen Erzählungen als handlungsanleitende Exempla eine paradigmatische Funktion zukommt.⁹ Zugleich steht diese handlungsanleitende Funktion in enger Verbindung mit den für die Humanwissenschaften typischen Interventionen in gesellschaftliche Verhältnisse.

Die Narrativität im Hinblick auf die Wissenschaftlichkeit zu reflektieren, setzt das humanwissenschaftliche Wissen dem Verdacht des Unwissenschaftlichen aus; ein Verdacht, der selber zutiefst mit der Entstehung der modernen Wissenschaften verknüpft ist.¹⁰ So ist Hayden Whites Nachweis der narrativen Konstruktion der Geschichtsschreibung darauf angelegt, die Geschichtswissenschaft als Pseudowissenschaft zu denunzieren.¹¹ Die Erzählung erscheint als Sündenfall der Wissenschaft. Ist die Erzählung eine epistemologisch »schwächere« Form der Repräsentation? In dieser pauschalen Form kann diese Fragestellung kaum beantwortet werden, und der Erkenntnisgewinn einer allfälligen Antwort ist zweifelhaft.

Die Beiträge dieser Sektion gehen über eine denunzierende Poetologie hinaus. Dabei hat die Frage, wie narrative Elemente bestimmte Formen der Wissenschaftlichkeit stören, durchaus ihren Platz. Nur genügt sich eine entsprechende Analyse nicht im Nachweis der Narrativität, sondern untersucht, welche wissenschaftliche Ordnung dadurch in Frage gestellt wird. Genau dies tut Sebastian Susteck. Sein Beitrag *Ordnung der Liebe, Liebe zur Ordnung* untersucht die Bemühungen um eine wissenschaftli-

che Klassifikation der unterschiedlichen Formen der Liebe im 19. Jahrhundert. Die Wissenschaftlichkeit schien durch eine Ordnung der Tableaus garantiert, welche für die Dinge eine stabile Auslegeordnung vorsah und dabei Übergänge und Temporalität bannte. Einem Narrativ bürgerlichen Liebens, wie es im 19. Jahrhundert verbreitet war, kam innerhalb einer solchen Konzeption von Wissenschaftlichkeit eine paradoxe Rolle zu. Einerseits unterminierte die Temporalität die stabile wissenschaftliche Ordnung, und andererseits konnte genau diese Temporalität die Lücken der klassifikatorischen Bemühungen überbrücken.

Marietta Meiers Text zur *Konstruktion von Wissen durch Fallgeschichten* in psychochirurgischen Studien aus den 1940er und 1950er Jahren stellt einen Bereich medizinischer Forschung vor, deren Wissenschaftlichkeit durch die Narration nicht in Frage gestellt wurde, sondern die vielmehr durch eine bestimmte Form der Narration ihren wissenschaftlichen Gegenstand herstellte. Meier geht den narrativen Umformungen der in der Klinik entstandenen Krankengeschichten zu wissenschaftlichen Fallgeschichten nach. Diese Fallgeschichten erzählen von psychochirurgischen Eingriffen und damit von einer Praxis der Intervention in menschliche Körper und letztlich in gesellschaftliche Verhältnisse. Es zeigt sich hier, dass das Narrativ der Fallgeschichte Wissenschaftlichkeit ermöglicht und zugleich in engster Verbindung mit Praktiken und Institutionen steht, welche die Wissenschaftlichkeit der Humanwissenschaften in Frage stellen.

Michaela Ralsers Studie *Die klinisch-psychiatrische Fallgeschichte als Narration an der Schwelle* schließt eng an Meiers Beitrag an. Auch bei ihr steht die Fallgeschichte als eine Form der Narration im Zentrum, die konstitutiv an der Entstehung eines wissenschaftlichen Objekts beteiligt ist. Ralser zeigt, dass die in der Klinik entstandenen medizinischen Fallgeschichten für die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts eine zentrale Rolle spielten. Ralser fragt in ihrem Beitrag insbesondere nach den Veränderungen der Fallgeschichten im Verlauf der Geschichte der Psychiatrie im 19. Jahrhundert. Ralsers Zitat von Freuds Diktum über die Ähnlichkeit seiner Krankengeschichten mit Novellen zeigt, dass die Veränderungen eines bestimmten Narrativs stets auch den Ort eines Wissens im Hinblick auf die Schwellen der Wissenschaftlichkeit verschieben. Zugleich machen Ralsers Überlegungen zu den Veränderungen eines Narrativs deutlich, dass Erzählungen an der Dynamik moderner Wissenschaften beteiligt sind. Narrative können als Erzählmuster erfasst werden, die eine Vielzahl von Erzählungen und damit stets auch Veränderungen er-

möglichen. Genau auf diesen Aspekt zielt Michael Franks Artikel *Andere Völker, andere Zeiten: Das evolutionistische Narrativ in den Humanwissenschaften, 1750-1930*. Frank weist nach, wie das evolutionistische Narrativ das Wissen über die nicht-westlichen Gesellschaften strukturierte. Seine Analyse der entsprechenden Erzählungen vermittelt zwischen einer auf Kontinuitäten und einer auf Diskontinuitäten zielenden Wissenschaftsgeschichte. Ein narratives Grundmuster wie die Evolutionsgeschichte kann gemäß Frank auf unterschiedlichste Arten erzählt werden. Er fasst dieses Grundmuster deshalb als Kuhn'sches Paradigma auf, das in den Narrativen der Anthropologie, der Literatur oder der Psychoanalyse neu und immer anders umgesetzt und dadurch dynamisiert wird.

Frank findet das evolutionistische Narrativ nicht nur in Disziplinen wie Ethnologie, Biologie oder Psychoanalyse, sondern auch in literarischen Texten. Ein solcher Austausch literarischer Formen zwischen den Wissenschaften und der Literatur macht auf die Prozesse aufmerksam, die Jürgen Link mit den Begriffen der Spezialdiskurse und des Interdiskurses fasst.¹² Für die Fragen nach den Schwellen der Wissenschaftlichkeit ist dies relevant, weil Wissenschaftlichkeit stets auch verhandelt wird, und solche Aushandlungsprozesse auch zwischen Wissenschaften und nicht-wissenschaftlichen Bereichen stattfinden. Thomas F. Gieryn hat dafür den Begriff des »Boundary-Making« geprägt.¹³ Besonders relevant für solche Prozesse sind Formen der Popularisierung, wie sie Andy Hahnemann in seinem Beitrag *Zur historischen Gattungspoetik des Sachbuchs* präsentiert. Hahnemann zeigt, wie das Sachbuch ein Wissen mit wissenschaftlicher Geltung bereitstellt und dabei regelmäßig auf Formen des Erzählens rekurriert. Er schließt damit an eine Beobachtung Michaela Ralsers an, die in ihren Überlegungen zur psychiatrischen Fallgeschichte auf die didaktische Funktion des Erzählens aufmerksam machte.¹⁴ Hahnemann kann mit seiner Analyse von Sachbüchern zu geopolitischen Themen der 1920er und 1930er Jahre zeigen, dass das Sachbuch ein höchst hybrides Genre ist, das die unterschiedlichsten Formen des Darstellens und insbesondere des Erzählens integriert. Die Wissenschaftlichkeit, die das Sachbuch generiert, ist auf eine Verständigung angewiesen, die erst durch die Integration sehr verschiedener Erzählformen ermöglicht wurde. Wissenschaftlichkeit, so kann man aus Hahnemanns Beitrag folgern, entsteht durch Prozesse des Austauschs, die auch die narrativen Formen einbeziehen. Eine Untersuchung von Narrativen lässt demnach kaum eine einzige, universale Schwelle der

Wissenschaftlichkeit entdecken, sondern führt zu einer Vielzahl von Schwellen, die stets neu ausgehandelt werden – Aushandlungsprozesse, in denen stets auch erzählt wird.

Anmerkungen

- 1 Silvana Galassi: *Kriminologie im Deutschen Kaiserreich. Geschichte einer gebrochenen Verwissenschaftlichung*, Stuttgart: Franz Steiner 2004, S. 225.
- 2 Karsten Uhl: »Rezension zu Galassi, Silvana: *Kriminologie im Deutschen Kaiserreich. Geschichte einer gebrochenen Verwissenschaftlichung*, Stuttgart 2004.«, in: *Historische Literatur*, 1/3 (2005), S. 132-135.
- 3 Lutz Raphael: »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 22 (1996), S. 165-193.
- 4 So sind die Begriffe »Denkstil« und »Denkkollektiv« in den 1930er Jahren entwickelt worden. Vgl. Ludwig Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935], hg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1980.
- 5 Michel Foucault: »Wahrheit und Macht« (Interview mit A. Fontana und P. Pasquino), in: Ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978, S. 21-54, S. 21.
- 6 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1981, S. 253-274, bes. S. 266.
- 7 Joseph Vogl: »Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München: Wilhelm Fink 1999, S. 7-16.
- 8 Vgl. als instruktives Beispiel unter vielen Peter Galison: *Image and Logic. A Material Culture of Microphysics*, Chicago: University of Chicago Press 1997.
- 9 Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1976. Zu Gründungsnarrativen: Albrecht Koschorke: »Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung«, in: Walter Erhart (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?*, Stuttgart: Metzler 2004, S. 174-185.
- 10 Vgl. dazu den Beitrag von Rüdiger Campe in diesem Band.
- 11 Hayden White: *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore: Johns Hopkins 1973.
- 12 Jürgen Link: »Noch einmal: Diskurs: Interdiskurs: Macht«, in: *kultuRRevolution*, Nr. 11 (1986), S. 4-7.
- 13 Thomas F. Gieryn: *Cultural Boundaries of Science. Credibility on the Line*, Chicago/London: University of Chicago Press 1999.
- 14 Vgl. Nicolas Pethes: »Vom Einzelfall zur Menschheit. Die Fallgeschichte als Medium der Wissenspopularisierung in Recht, Medizin und Literatur«, in: Blaseio Gereon/Hedwig Pompe/Jens Ruchatz (Hg.): *Popularisierung und Popularität*, Köln: DuMont 2005, S. 63-92.

Ordnung der Liebe, Liebe zur Ordnung

Die Liebe und ihre Klassifikationen im 19. Jahrhundert

I.

Das Wissen, das das 19. Jahrhundert von der Liebe besitzt, hat auch dort, wo es sich als wissenschaftlich gesichert präsentiert, einen primären Ort in Texten der Vermittlung. Neben Schriften einer nach-hegel'schen Philosophie, die vielfach abgesunkenes Wissen und bürgerliche Sentiments reproduziert und sich damit auf ein breiteres Publikum zu bewegt,¹ begegnet es in einer überbordenden Ratgeberliteratur, aber auch in Lexikoneinträgen, die die eigene Seriosität zum Teil mit Literaturlisten zu beglaubigen versuchen.² Hervor tritt ein unterschiedliche Textsorten und Schriften übergreifender Liebesdiskurs, der durchaus komplex und aus heutiger Sicht immer nur andeutungsweise entschlüsselbar ist. Seine Schwierigkeiten resultieren nicht zuletzt aus der Tatsache, dass er eine historische Übergangssituation besetzt, in der eine Vielzahl von Impulsen aufeinander prallen und mühsam zu systematisieren sind. In sedimentierter Form begegnet eine zumal durch philosophische und theologische Reflexionen gebildete, teils jahrhundertalte Überlieferung,³ die noch im 18. Jahrhundert um neue Konzepte wie das der »allgemeinen Menschenliebe«⁴ oder der »empfindsamen Liebe«⁵ ergänzt wird. Zugleich steht die Durchsetzung jenes Konzepts noch aus, das im 20. Jahrhundert eine Reorganisation des Schreibens und Denkens

über Liebe leisten wird. Das Konzept der »Sexualität« nämlich bildet sich zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts, wird aber erst ab den 1880er und 90er Jahren breitenwirksam auf den Menschen bezogen.⁶

Vielschichtig ist der Liebesdiskurs des 19. Jahrhunderts vor allem dort, wo darauf beharrt wird, dass die Liebe *ein* Gefühl sei und zugleich in zahlreiche voneinander zu scheidende Formen oder Arten zerfalle. Bereits die Konversationslexika sind nicht nur unsicher, inwiefern sie Liebe gegen andere Gefühle abzugrenzen vermögen, sondern fürchten auch, bei der Unterscheidung verschiedener Liebesarten Fehler zu begehen. Wie ernsthaft die Frage nach der *Grenze* der Liebe besprochen wird, demonstrieren Lexikoneinträge von 1896 und 1909, die feststellen, die »Feindesliebe« gehöre nicht dem Gebiet der Liebe, sondern dem »ganz andre[n]« der »Selbstüberwindung« an, insofern sie keinem »natürlichen Antrieb«⁷ folge. Die Frage nach den *Arten* der Liebe und ihrer Klassifizierung erscheint noch prominenter und wird wieder und wieder in unterschiedlichsten Schriften reflektiert. So »gewaltig« der Begriff der Liebe sei, weiß eine sprachphilosophische Untersuchung von 1872, »so fein [sind] die Theile, in die er sich spaltet«.⁸ Und eine umfangreiche Abhandlung, die das »Wesen« der Liebe zu fassen sucht, konstatiert nur wenige Jahre später, es existiere nicht nur »die Liebe zu dem anderen Geschlechte«, sondern auch »Mutterliebe [...], Vaterlandsliebe und Ehrliche« sowie »Freundschaft« und die Liebe »zu rudern und zu reiten«.⁹ Der Autor stellt fest, es gebe lediglich neun »elementäre [!] Arten von Liebe«,¹⁰ unterminiert seine Systematisierung jedoch wieder, wenn er vorschlägt, unter anderem zwischen der Liebe zu »Beschäftigungen«,¹¹ »leblosen Dingen«¹² und »Personen«¹³ zu differenzieren, wobei mit Bezug auf letztere eine Trennung in »zwei Gruppen« vorgeschlagen wird, »jenachdem [!] die Differenz des Geschlechts dabei maßgebend ist oder nicht«.¹⁴ Signifikant erscheint jedoch vor allem die Behauptung, man könne »als allgemein zugestanden annehmen, daß es verschiedene Arten von Liebe giebt, ebenso wie es Vögel und Fische und Bäume von verschiedener Art giebt«.¹⁵

II.

Im Hintergrund der Versuche, Formen und Arten der Liebe zu unterscheiden, steht ein oft nicht expliziertes, aber erkennbares Repräsentationsmodell des Wissens, das einen wissenschaftlichen Anspruch in sich

zu tragen und zu garantieren scheint. Die sprachlichen Äußerungen scheinen an der graphischen Repräsentationsform des *Tableaus* orientiert. Diese Repräsentationsform kann man idealtypisch durch drei Merkmale charakterisiert sehen. Gestiftet wird zunächst eine Objektanordnung, die Objektüberschneidungen, Zonen der Unklarheit und Doppeldeutigkeit programmatisch zu vermeiden sucht. Das Tableau ist darüber hinaus fähig, einen Objektbereich potentiell vollständig zu erfassen und stellt die einzig adäquate, da »natürliche« Erfassungsform dieses Objektbereichs dar. Es erzeugt schlussendlich eine Ordnung als Raumordnung, indem es Objekte im Neben- und gegebenenfalls Unter- und Übereinander anordnet. Im Verzicht auf Zeit garantiert das Tableau die Stabilität einer stabil gedachten Welt und die Seriosität einer Wissenschaft, die ihre Ordnung erfasst. Zwar gerät das Tableau als Archetyp der räumlichen Repräsentation von Wissen im 19. Jahrhundert durch neue Konzepte der Verzeitlichung unter Druck.¹⁶ Dennoch bleibt es als Bezugspunkt oftmals wirkmächtig, scheint es offenkundig bestehende Bedürfnisse nach Ordnung zu befriedigen.

Nun ist es gerade der Liebesdiskurs, der in seiner Vielschichtigkeit Probleme der räumlichen Wissensordnung aufzeigt. Jene Repräsentationsform des Wissens, die seine Wissenschaftlichkeit wesentlich verbürgen soll und daher in Texten immer wieder angespielt wird, gerät unter einen erkennbaren Druck, der sie aufzulösen droht.

Evident wird zunächst, dass es den Texten des 19. Jahrhunderts nicht gelingt, *die* Ordnung der Liebe im Sinne einer einzigen und alternativlosen Seinsordnung zu entschlüsseln. Dies deutet sich bereits in der Tatsache an, dass das 19. Jahrhundert bezüglich der Liebe mehrere prominente Systematisierungsversuche kennt, die wieder und wieder begegnen. Diese Systematisierungsversuche sind teilweise miteinander korreliert, überschneiden oder durchkreuzen sich und verharren gelegentlich in einer ungeklärten Beziehung zueinander, lassen sich in jedem Fall aber nicht schlicht in einem letztgültigen Schema vereinen. Eine Differenzierung von Arten der Liebe kann unter anderem, (1.), einem Interesse folgen, mit dem seit dem 18. Jahrhundert mit zunehmender Besorgnis *jedem* Gefühl begegnet wird und das den »Heftigkeitsgrad[]«¹⁷ von Emotionen fokussiert. Herausragende Bedeutung haben die Differenzen leidenschaftlicher vs. nicht leidenschaftlicher und vernünftiger vs. unvernünftiger Liebe, wobei Leidenschaft mit Vernunft und fehlende Leidenschaft mit Unvernunft korreliert wird. Grundlegende Annahme ist, dass vernünftige Emotionen die Selbstkontrolle des Individuums intakt

ließen, während unvernünftige Emotionen die bewusste Kontrolle von Denken und Verhalten unterminierten. Geschieden wird insbesondere die dem Instinkt stark verhaftete »Geschlechtsliebe«, die alle »Schranken« durch die »elementare Gewalt der Leidenschaft«¹⁸ umzureißen drohe, von der »vernünftigen Gattenliebe«,¹⁹ in der »geregelte[] und bescheidene[] Genüsse[]«²⁰ herrschten und die Leidenschaft beruhigt sei. Die grundlegende Einteilung von Liebesarten wird indes, (2.), vor allem durch den Verweis auf Bezugsobjekte oder auf Subjekte der Liebe erreicht, und zwar auch dort, wo dieses Verfahren kritisiert wird.²¹ Das Feld der Liebe wird zu einem Feld von Bindestrich-Klassifikationen, die nicht nur in Lexikoneinträgen entwickelt werden, wo Lieben »zum Vaterlande, zur Freiheit, zum Schönen, zur Tugend, zur Wahrheit, zu Gott« ebenso wie Lieben im »Verhältnis der Menschen zueinander«²² unterschieden werden. (3.) kann man für die Liebe zwischen Personen eine Zweiteilung veranschlagen, die fragt, ob »die Differenz des Geschlechts [...] maßgebend ist oder nicht.«²³ »Wir wollen«, notiert ein Autor, »die eine Gruppe die erotische Liebe nennen und die andere die Freundschaft.«²⁴ Der Freundschaft ließen sich »die Kameradschaft, die Mutterliebe, die Verwandtenliebe, die Kundschaft und was der Art ist«²⁵ zuordnen. Einige Zusammenhänge lassen sich tabellarisch skizzieren, wobei aus Gründen der Übersichtlichkeit lediglich interpersonale Liebesarten Erwähnung finden.

| Geschlechtsliebe | Gewöhnlich leidenschaftlich | Sinnlich/geschlechtlich |
|------------------|--------------------------------------|-------------------------|
| Gattenliebe | Gewöhnlich nicht leidenschaftlich | Sinnlich/geschlechtlich |
| Mutterliebe | Gewöhnlich nicht leidenschaftlich | Nicht geschlechtlich |
| Geschwisterliebe | Gewöhnlich nicht leidenschaftlich | Nicht geschlechtlich |
| Verwandtenliebe | Gewöhnlich nicht leidenschaftlich | Nicht geschlechtlich |
| Freundschaft | Gewöhnlich nicht leidenschaftlich | Nicht geschlechtlich |

Was sich in den bisherigen Ausführungen bereits angedeutet haben mag, ist die schwierige Stellung, die zumal die »Geschlechtsliebe« innehat.

Sie ist aus heutiger Sicht nur mühsam nachzuvollziehen. Allgemein und skizzenhaft gesprochen, ist das Reden und Schreiben über Liebe im 19. Jahrhundert durch zwei widerstrebende Tendenzen geprägt, die jeweils mit der Stellung der Geschlechtsliebe zu tun haben. Diese Liebe macht einerseits Karriere. Sie gewinnt an Gewicht und schiebt sich als »wahre« Liebe bzw. Liebe im »engern Sinne des Wortes«²⁶ zunehmend in den Vordergrund der Beobachtung. Ein historischer Abriss des Verhältnisses von Freundschaft und geschlechtlicher Liebe zeigt unter anderem, wie eine zeitweilige Vorherrschaft des Ideals der Freundschaft im 18. Jahrhundert im 19. Jahrhundert unter Druck gerät und sich schließlich in ihr Gegenteil verkehrt.²⁷ Auch Ausführungen wie Arthur Schopenhauers berühmte Passagen zur »Metaphysik der Geschlechtsliebe« verdeutlichen jedoch in aller Schärfe, welches Gewicht sie im imaginativen Haushalt des Jahrhunderts hat. Die Schopenhauer'sche Vorstellung, in der Geschlechtsliebe drücke sich das weltbeherrschende Prinzip des Willens aus, der die Individuen »im Interesse der Gattung hinter dem Rücken des individuellen [...] Fühlens paarweise zusammenziehe«,²⁸ verbreitet sich rasch und erscheint aus heutiger Perspektive nicht völlig zu Unrecht als Vorlage für die Argumentation der Psychoanalyse.

Die Wichtigkeit der Geschlechtsliebe wird zeitgleich jedoch auch relativiert und dementiert. Dies geschieht durch Konzepte, die die Liebe breitenwirksam sozial dienstbar zu machen versuchen und insbesondere als Erbe von Liebeskonzepten der Aufklärung und der Empfindsamkeit begegnen. Sie begründen eine Liebeskonzeption, der die Liebe vor allem ein soziales Bindemittel ist. Die im 18. Jahrhundert vielfach begegnende Vorstellung, die Liebe fungiere als Mittel gesellschaftlicher Stabilisierung, bleibt im gesamten 19. Jahrhundert gegenwärtig und unterstellt gerade solche Liebesarten einem allgemeinen Verdacht, die die Sozialität zu zersetzen scheinen, indem sie zu einer Segregation von Individuen und Paaren von ihrer Umgebung führen. Es entsteht eine Ideologie der Liebe, die jeder Übersteigerung von Liebesgefühlen – wie sie im Fall der Geschlechtsliebe zu drohen scheint – entgegentritt. Was einerseits als »wahre« Liebe gilt, begegnet daher andererseits als Liebesart, die die Sozialität zu unterminieren droht und deshalb abgelehnt wird. Die bereits erwähnte Differenzierung zwischen leidenschaftlicher und nichtleidenschaftlicher Liebe ist in diesem Sinne nicht allein eine »psychologische«, sondern eine eminent »soziologische« Differenzierung, die sich aus einer Furcht vor in der Leidenschaft angelegt scheinender desozialisierender Potenz speist.

Der Widerstreit der beiden den Liebesdiskurs prägenden Tendenzen ist auch ein Streit um die adäquate Organisationsform eines »Feldes« der Liebe. Die Aufwertung der Geschlechtsliebe rückt sie ins Zentrum dieses Feldes, produziert aber auch die Frage, ob die Geschlechtsliebe nicht eine singuläre, kaum zu integrierende Stellung besitze. Aus heutiger Sicht befremdlich – und die heutige Sicht ist die einer hochgradig »sexualisierten« Gesellschaft – ist jedoch vor allem der entgegen gesetzte Ordnungsimpuls, der die Geschlechtsliebe zu kontrollieren sucht, indem er ihr eine hegemoniale Stellung im Feld der Liebe verweigert. Die Geschlechtsliebe wird hier grundsätzlich gleichsinnig zu weiteren Arten der Liebe behandelt.

III.

Noch einmal lassen sich die auflaufenden Schwierigkeiten zunächst an einem Lexikoneintrag exemplarisch zeigen. Der Eintrag »Liebe« aus *Meyers Konversationslexikon* von 1859, der 1870 wiederholt wird, nominiert als erste Art der Liebe die »Geschlechtsliebe«, die

instinktmäßig aus einer Wärme des Bluts [entsteht], welches uns reizt, die Arme nach dem ersehnten Gegenstände auszubreiten; diese bloß sinnliche L. erhebt sich aber auf eine höhere geistige Stufe in der vernünftigen Gattenliebe, insofern in derselben die sinnliche Leidenschaft als der geistigen Hinneigung der Seelen zu einander untergeordnet erscheint. Dasselbe ist bei der Aeltern- und Kindesliebe der Fall, die sich nach und nach zur L. gegen Blutsverwandte, gegen Freunde, gegen Mitbürger und Vaterland, ja gegen das ganze menschliche Geschlecht erweitert und endlich in der L. zu Gott die höchste Vollendung findet.²⁹

Es ist evident, dass in dieser Definition sämtliche bisher erwähnten Klassifikationsweisen vorkommen und miteinander verquickt werden. Gut sichtbar ist nicht nur, wie zwischen Liebesarten durch Bezugnahme auf Objekte und Subjekte differenziert wird und dass eine regelhafte Korrelation von Liebesarten mit emotionalen Heftigkeitsgraden angedeutet wird, wenn der Geschlechtsliebe »Leidenschaftlichkeit« attribuiert wird. Es zeigt sich auch eine Zweiteilung des Feldes der Liebe, indem eine dem Instinkt verhaftete »bloß sinnliche« Geschlechtsliebe von solchen Liebesarten abgesetzt ist, in denen die »geistige Hinneigung« dominiert.

Auffällig ist an der zitierten Passage indes noch ein Zweites, nämlich die Tatsache, dass die vorgestellten Systematisierungen der Liebe allein nicht genügen, um jene Ordnung zu stiften, die dem Autor offenbar wichtig scheint. Der Lexikonartikel begnügt sich nicht damit, verschiedene Arten der Liebe in ihrem Nebeneinander oder gar mehrere klassifikatorische Systeme vorzustellen, die je unterschiedlich zwischen Arten der Liebe trennen. Vielmehr begegnen in ihm vermittelnde Redeweisen, die die Logik der einzelnen Klassifikationssysteme überschreiten und die Abstände zwischen diesen Systemen zu schließen versuchen. Eine Liebesart »entsteht« und »erhebt« sich zur nächsten. Formen der Liebe gehen durch Prozesse der »Erweiterung« »nach und nach« auseinander hervor. Diese vermittelnden Redeweisen sind dabei insofern bemerkenswert, als sie eine Raumordnung evozieren, die Zeit benötigt, um sich zu bilden. Dabei wird ein genetisches Modell bedient, das unterschiedliche Liebesarten auseinander gewinnt und das – auf die Spitze getrieben – die Frage provozieren mag, inwiefern es überhaupt mit der Vorstellung von Liebesarten als trennbaren Größen vereinbar ist. Basaler gilt, dass an den Schnittstellen der klassifikatorischen Schemata und in diesen Schemata selbst *Temporalisierungen* entstehen, die das Problem der Liebesordnung zu lösen versuchen, indem sie das *Nebeneinander* von Arten der Liebe in ein *Nacheinander* übersetzen. Aus der Unfähigkeit einer befriedigenden Zergliederung der Liebe im Raum geht eine neue Ordnung der Repräsentation hervor, die sich als narrative Ordnung bezeichnen lässt.

Der Lexikoneintrag ist auf mindestens zwei Weisen lesbar. Er evoziert ein Tableau, eine räumliche Anordnung von Arten der Liebe, in der sich jedoch Lücken und Abgründe auftun. Zugleich ist in ihm eine zeitliche – und dies heißt: narrative – Ordnung angedeutet oder -gelegt. Genauer handelt es sich um ein Narrativ, das im 19. Jahrhundert wieder und wieder begegnet und das man als *Narrativ bürgerlichen Lebens* oder genauer *bürgerlichen Lebens* bezeichnen kann.³⁰ Es präsentiert einen normativen Lebenslauf, der als »natürlich« ausgeflagt ist und in dem in einer für das 18. und 19. Jahrhundert charakteristischen Weise ineinander diffundiert, was man heute als »natürlich« einerseits und »sozial« andererseits trennen würde. Erzählt wird, wie sich aus einem Gefühl geschlechtlicher Anziehung heraus die Ehe entwickelt, wie sich die zunächst heftige und leidenschaftliche Liebe in ihr beruhigt, um sich anschließend im Raum der Familie durch Kinderzeugung und -erziehung zu vervielfältigen sowie abschließend aus diesem Raum Kinder zu ent-

lassen, die ihrerseits in (Geschlechts-)Liebe zueinander entbrennen. Zentral sind für diesen Lebenslauf die Ehe und besonders die Familie. Sie wirken als organisierende Institute, die Arten der Liebe in eine zeitliche Folge einstellen und sie auf diese Weise »in Ordnung« bringen.

IV.

Das Narrativ bürgerlichen Liebens begegnet im 19. Jahrhundert an zahlreichen textuellen Orten. Beispielhaft sind die Ausführungen in Hegels *Rechtsphilosophie* von 1820. Hegels Abschnitt über »Die Familie« wendet sich unter anderem gegen die Liebe als reine Empfindung, die »die Zufälligkeit in jeder Rücksicht«³¹ zulasse. Als »geistige« Einheit der »natürlichen Geschlechter« sei vielmehr die *Ehe* »die rechtlich sittliche Liebe [...], wodurch das Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive [...] aus ihr verschwindet.«³² In der Eheschließung erfolge die »freie Einwilligung der Personen [...] *eine Person auszumachen*«³³ und damit die Stiftung einer »*neue[n] Familie*«. Die »Einheit der Ehe«³⁵ werde jedoch erst durch die Kinder zu einer »für sich seiende[n] Existenz«. In ihnen hätten die Eltern »das Ganze der Vereinigung vor sich«, insofern die Mutter »im Kinde den Gatten, dieser darin die Gattin«³⁷ liebe. Die Liebe der Eltern zu den Kindern und die Liebe der Kinder zu den Eltern seien dabei von unterschiedlicher Wertigkeit.³⁸ Die »sittliche Auflösung der Familie« erfolge durch die Volljährigkeit der Kinder, die ihrerseits eine Familie stifteten, »in welcher sie nunmehr ihre substantielle Bestimmung haben, gegen die ihre erste Familie als nur erster Grund und Ausgangspunkt zurücktritt.«³⁹

Was Hegel als Teil eines umfassenden philosophischen Systems mit hohem Reflexionsaufwand entwirft, findet eine abgeschwächte Spiegelung in Texten, die unmittelbar in der Nachfolge Hegel'scher Überzeugungen stehen. Die voluminöse, viele Jahrzehnte lang überaus einflussreiche *Ästhetik* Friedrich Theodor Vischers etwa erkennt in der (Geschlechts-) Liebe »ein Hauptmoment in der Ergänzung und Reifung der Persönlichkeit.«⁴⁰ Die »Zucht und Vollendung der Liebe«⁴¹ sieht sie jedoch in der Ehe, die aus der Geschlechtsliebe heraus entstehe. Die eheliche Gemeinsamkeit erweitert sich für Vischer zur Familie, in der »die Liebe des Vaters zur Mutter, der Mutter zum Vater, beider zu den Kindern, des Kindes zu den Eltern, der Kinder unter sich«⁴² zusammenfließen und doch unterscheidbar bleiben.

Die Betrachtung muss jedoch keineswegs mit der Geschlechtsliebe einsetzen. Ein Gemeinplatz der pädagogischen (Ratgeber-)Literatur seit dem 18. Jahrhundert ist der Glaube, in individuellen Biographien entstehe die Liebe wesentlich in der Beziehung von Kindern zu ihren Eltern. Sie werde anschließend beständig erweitert, weshalb mit der Elternliebe »die Grundlage allgemeiner Menschenliebe in das kindliche Herz«⁴³ gelegt sei. Erst in einem zweiten Schritt relevant wird die Geschlechtsliebe, die ein Autor 1832 als Herauspräparierung von zwei Individuen aus einer diffusen Sozialität präsentiert. In der Jugend entstehe die plötzliche Sehnsucht nach einem Wesen des anderen Geschlechts, die »zur wirklichen, auf eine gewisse Person beschränkten Liebe«⁴⁴ führe. Auch die zahlreichen Ratgeber, die auf die Ehe vorbereiten möchten bzw. sich mit ihr befassen, kennen das Narrativ bürgerlichen Liebens. Eine Abhandlung zum »geschlechtlichen Leben« des Menschen formuliert so 1864 prägnant:

Die Liebe hat an und für sich mehrere Grundformen, wie z.B. beginnt sie (!) 1) als Kindesliebe, steigt vorwärts 2) zur allgemeinen Menschenliebe, – Geschwisterliebe und Freundschaft über; aus dieser entwickelt sich 3) die jugendliche Geschlechtsliebe, und endlich 4) die Elternliebe. Dieses sind die Grundformen der wahren Liebe, die sich stets und immer auf Achtung und innern Werth des geliebten Gegenstandes, und auf das Vertrauen zu demselben gründet.⁴⁵

Unabhängig von der Frage, an welchem Punkt die Beobachtung beginnt, ist in jedem Fall ein basales Modell erkennbar, das das menschliche Leben als gegenüber dem Einzelfall vordeterminierte Abfolge von Liebesarten darstellbar macht. Dabei findet es sein Zentrum im Konzept der Familie. Auch weitere Arten der Liebe – wie die Freundschaft – sind dem 19. Jahrhundert jedoch grundsätzlich in das Modell einordnungsfähig.

V.

Die Auseinandersetzung zwischen einer Raum- und einer Zeitordnung des Wissens ist für das 19. Jahrhundert durchaus charakteristisch. Der Versuch, eine Ordnung der Liebe zu etablieren, die als wissenschaftlich akzeptiert wird, zeigt dabei, wie beide Ordnungen ineinander überzugreifen vermögen. Nun ist die bisherige Dichotomisierung einer Ordnung des Neben- und des Nacheinander freilich simplifizierend. Auffäl-

lig ist auch am erwähnten Narrativ bürgerlichen Liebens nämlich, dass die hier gegebenen Temporalisierung räumlich kontaminiert bleibt. In ihr entwickelt die Zeit keine Eigenlogik im Sinne eigener Potenz. Entworfen wird vielmehr eine Ordnung, die sich zeitlich entfaltet und zu deren Realisierung Zeit benötigt wird, die aber letztlich als jenseits der Zeit existent imaginiert wird.

Nichtsdestoweniger zeigt der Diskurs über die Liebe, wie die ungelösten Probleme einer räumlichen Repräsentationsform des Tableaus durch Temporalisierungen bearbeitet werden. Bemerkenswert ist dabei, dass der Wechsel der Repräsentationsform des Wissens den Wissenschaftsanspruch des Diskurses zu bedrohen scheint. Wenn es eine Schwelle der Wissenschaftlichkeit gibt, ist die Liebe ein Gegenstand, der im 19. Jahrhundert im Verdacht stehen kann, an dieser Schwelle zu scheitern. Wo die Ordnung der Liebe narrativ gestaltet wird, scheint sich keine stabile und unverbrüchliche Ordnung der Dinge zu enthüllen. Es ist, als trete mit der Bewusstwerdung einer temporalen, das Nebeneinander von Objekten eines Feldes in ein Nacheinander übersetzenden Darstellung eine Unsicherheit in die Betrachtung ein, die dadurch bearbeitet wird, dass ein Modell des Nebeneinanders immer wieder angerufen wird.

Nun scheinen die unterschiedlichen Repräsentationsformen des Wissens auch einen unterschiedlichen Reflexionsaufwand zu implizieren. Wo Liebesarten analog zu Arten von »Fischen oder Bäumen« tableauartig angeordnet werden sollen, nötigt dies den Autoren – möglicherweise kontraintuitiv – einen Reflexionsaufwand ab, der gerade deshalb groß ist, weil er immer wieder zu wenig befriedigenden Ergebnissen führt. Demgegenüber scheint das Narrativ bürgerlichen Liebens von solchen Problemen weniger belastet, weil in ihm eine Ordnung begegnet, die nicht reflexiv entworfen, sondern als Wiederholung eines Gegebenen *erzählt* scheint. Was wissenschaftliche oder wissenschaftlich informierte Reden vom Menschen in der Kultur des 18. und 19. Jahrhunderts auch an weiteren Stellen auszeichnet, nämlich, dass sie dem Verdacht ausgesetzt sind, die »scheinwissenschaftliche Theoretisierung eines vortheoretischen und vorwissenschaftlichen kulturellen Alltagswissens«⁴⁶ zu leisten, betrifft auch die Liebe. Dabei ist es gerade die Tatsache, dass die »Theoretisierung« in der narrativen Anordnung gegenüber einem kulturellen Alltagswissen zweitrangig wirkt, die schon im 19. Jahrhundert selbst die Frage nahe legt, inwiefern der Anspruch, gesichertes und wissenschaftlich angeleitetes Wissen zu präsentieren, tatsächlich eingelöst wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur nach-hegelschen Philosophie die Hinweise bei Herbert Schnädelbach: *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, S. 13f.
- 2 Vgl. den Eintrag »Liebe« in: *Brockhaus' Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie*, Bd. 11, Leipzig 1885, S. 61f., S. 62. *Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd. 11, Leipzig/Wien: Brockhaus 1896, S. 327f., S. 328. *Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, Bd.12, Leipzig/Wien 1909, S. 526f., S. 527.
- 3 Vgl. den Eintrag »Liebe« in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. von Joachim Ritter u. Karlfried Gründer, Bd. 5, Basel/Stuttgart: Schwabe 1980, Sp. 290-328, sowie Helmut Kuhn: »Liebe«. *Geschichte eines Begriffs*, München: Koesel 1975.
- 4 Vgl. Dagobert de Levie: *Die Menschenliebe im Zeitalter der Aufklärung. Säkularisation und Moral im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts*, Bern/Frankfurt a. M.: Lang 1975.
- 5 Vgl. die Ausführungen bei Nikolaus Wegmann: *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1988.
- 6 Unter anderem spricht man erst jetzt von der »Sexualität« eines Menschen als einem eigenständigen Phänomen«, weiß Erwin J. Haeberle: *Die Sexualität des Menschen. Handbuch und Atlas*, Berlin/New York: de Gruyter 1985, S. 137.
- 7 *Meyers Konversations-Lexikon*, a.a.O., S. 328. *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, a.a.O., S. 526f. (Hervorhebung getilgt).
- 8 Carl Abel: *Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen*. Berlin: Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung 1872, S. 5.
- 9 Gustav Teichmüller: *Ueber das Wesen der Liebe*, Leipzig: Duncker & Humblot 1879, S. 5.
- 10 Ebd., S. 229.
- 11 Ebd., S. 212.
- 12 Ebd., S. 216.
- 13 Ebd., S. 222.
- 14 Ebd., S. 224.
- 15 Ebd., S. 148.
- 16 Vgl. Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München/Wien: Hanser 1976.
- 17 Gustav Teichmüller: *Ueber das Wesen der Liebe*, a.a.O., S. 241.
- 18 *Meyers Konversations-Lexikon*, a.a.O., S. 328. *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, a.a.O., S. 526.
- 19 Eintrag »Liebe« in: *Neues Konversations-Lexikon für alle Stände*, hg. von Hermann Julius Meyer. Bd. 10, Hildburghausen/New York 1859, S. 735f., S. 735. *Neues Konversations-Lexikon, ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens*, hg. von Hermann Julius Meyer, Bd. 10, Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1870, S. 841.
- 20 Auguste Debay: *Der Mensch und die Ehe. Gesundheitslehre und Physiologie derselben. Natur- und ärztliche Geschichte des Mannes und der Frau*, Bamberg: Verlag der Buchner'schen Buchhandlung 1871, S. 10.
- 21 Vgl. so Gustav Teichmüller: *Ueber das Wesen der Liebe*, a.a.O., bes. S. 148-152. Teichmüllers Text ist interessant, weil er explizit ausschließt, Arten der Liebe über die Benennung von Liebesobjekten bestimmen zu können. Letztlich steht jedoch auch Teichmüllers Text – allem Reflexionsaufwand zum Trotz – über weite Strecken im Banne exakt solcher Unterscheidungen.
- 22 *Brockhaus' Conversations-Lexikon*, a.a.O., S. 61.
- 23 Gustav Teichmüller: *Ueber das Wesen der Liebe*, a.a.O., S. 224.
- 24 Ebd., S. 224f.
- 25 Ebd., S. 231.
- 26 *Brockhaus' Conversations-Lexikon*, a.a.O., S. 61.

- 27 Vgl. hierzu die detailreiche Studie von Eckhardt Meyer-Krentler: *Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*, München: Wilhelm Fink 1984.
- 28 Albrecht Koschorke: *Leopold von Sacher-Masoch. Die Inszenierung einer Perversion*, München: Piper 1988, S. 127.
- 29 *Neues Konversations-Lexikon* 1859, a.a.O., S. 735. Vgl. inhaltsidentisch: *Neues Konversations-Lexikon* 1870, a.a.O., S. 841.
- 30 Der (schwierige) Begriff des »Bürgerlichen« wird an dieser Stelle nicht verwendet, um eine bestimmte Gesellschaftsschicht zu kennzeichnen, sondern um eine Kultur zu markieren. Vgl. die Diskussion im Sammelband von Jürgen Kocka (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.
- 31 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*, in: Ders.: *Werke*, hg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 7, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1970, S. 310 (zu § 161).
- 32 Ebd., S. 310 (§ 161/zu § 161).
- 33 Ebd., S. 310 (§ 162).
- 34 Ebd., S. 324 (§ 172).
- 35 Ebd., S. 325 (§ 173).
- 36 Ebd., S. 326 (§ 173).
- 37 Ebd., S. 326 (zu § 173).
- 38 Vgl. ebd., S. 329 (zu § 175).
- 39 Ebd., S. 330 (§ 177).
- 40 Friedrich Theodor Vischer: *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen*, III. Teil, 2. Abschnitt. Stuttgart: Macken 1857, S. 1308 (§ 880).
- 41 Friedrich Theodor Vischer: *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen*, II. Teil, 1. Abteilung. Reutlingen/Leipzig: Mäckchen 1847, S. 173 (§ 323) (Hervorhebung getilgt).
- 42 Ebd., S. 175 (§ 323).
- 43 Daniel Gottlob Moritz Schreber: *Der Hausfreund als Erzieher und Führer zu Familienglück, Volksgesundheit und Menschenveredelung für Väter und Mütter des deutschen Volks*, Leipzig: Fleischer 1861, S. 33.
- 44 Raphael Ferdinand Hussian: *Der Mensch als Kind, oder Darstellung einer, auf naturgemäße Grundsätze gestützten, physisch-moralischen Pflege des Kindes von der Geburt bis zu den Jahren der Pubertät*, Bd. 1, Wien: Tendler 1832, S. 160.
- 45 O. B.: *Der Mensch nach seinem geschlechtlichen Leben, oder gründliche Belehrung über: reine Liebe, wahre Ehe, die Kunst mit fast bestimmter Voraussicht gesunde, starke und schöne Kinder zu zeugen, sich zweckmäßig während der Schwangerschaft, des Wochenbettes, der Ernährung und Pflege des Neugeborenen zu verhalten*, Augsburg: Verlag der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung 1864, S. 7f.
- 46 Michael Titzmann: »Die »Bildungs-«/Initiationsgeschichte der Goethe-Zeit und das System der Altersklassen im anthropologischen Diskurs der Epoche«, in: Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt (Hg.): *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*, Tübingen: Niemeyer 2002, S. 7-64, S. 35 (Hervorhebung getilgt).

Die Konstruktion von Wissen durch Fallgeschichten

Psychochirurgische Studien in den 1940er und 1950er Jahren

Im April 2005 erschien in der *Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag* ein Artikel über Daniel Jeanmonod, einen Hirnchirurgen des Zürcher Universitätsspitals, der neben Personen, die an Parkinson und Epilepsie leiden, seit einiger Zeit auch Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen operiert. Der Neurochirurg habe herausgefunden, dass Epileptiker, Parkinsonkranke, chronische Schmerzpatientinnen, Depressive und Schizophrene unter einer »thalamocorticalen Dysrhythmie« litten, und befreie nun, so die Journalistin, mit einer »Hightech-Operation« »die Köpfe von den abnormalen Hirnwellen«. Die zwölf psychisch Kranken, die bisher operiert worden seien, hätten alle vom Eingriff profitiert. Als Beispiel wird der Fall eines 30-jährigen Amerikaners aufgeführt, dessen Krankengeschichte laut der Journalistin »den Eindruck einer wundersamen Heilung« erwecke. »Doch«, so fährt sie fort, »jeder Genesungsprozess lässt sich wissenschaftlich dokumentieren und begründen. Die Psychochirurgie am Zürcher Unispital unterscheidet sich damit grundlegend von den Heilsversuchen in der Vergangenheit.«¹

Der porträtierte Neurochirurg distanziert sich in diesem Artikel klar von der frühen Psychochirurgie, die 1935 entwickelt wurde, und spricht ihr jegliche Wissenschaftlichkeit ab. Die Ärzte, die in den 1940er und 1950er Jahren psychochirurgische Verfahren anwandten, wären wohl kaum darüber erfreut gewesen: Sie präsentierten zwar nicht so hohe Er-

folgsquoten wie ihre Nachfolger, behaupteten aber doch, in bis zu 90% der Fälle eine Besserung zu erzielen.² Und auch sie dokumentierten und begründeten ihre Fälle wissenschaftlich, indem sie mit Fallgeschichten und quantitativen Studien Wissen produzierten – unter anderem eben Wissen über die Erfolgsquote bei psychochirurgischen Eingriffen.

Im Folgenden wird gezeigt, wie dieses Wissen konstruiert wurde. Dabei soll es nicht darum gehen, die publizierten Erfolgsquoten zu kritisieren und ihnen andere entgegenzustellen, sondern es wird dargestellt, wie man zu solchen Erfolgsquoten kam. Der Beitrag handelt also nicht von der Wahrheitsfähigkeit von Aussagen, sondern von den Bedingungen, unter denen sich solche Aussagen formieren.³ Um die Ergebnisse psychochirurgischer Eingriffe zu dokumentieren, zu verstehen und zu erklären, arbeiteten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den 1940er und 1950er Jahren mit zwei Verfahren, die auch miteinander kombiniert wurden: der quantitativen Methode und der Fallgeschichte. In diesem Aufsatz gehe ich auf das zweite Verfahren ein, das sich großer Beliebtheit erfreute, und untersuche, wie die Fallgeschichte in der Psychochirurgie zur wissenschaftlichen Erkenntnis- und Beweisfindung eingesetzt wurde. Dabei gehe ich davon aus, dass die Wahl eines bestimmten Genres »die Begründung und Organisation von Wissensfeldern« grundlegend bestimmt,⁴ und frage deshalb nach den Regeln und Verfahren, nach denen psychochirurgische Fallgeschichten verfasst wurden.

Der Artikel gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Geschichte der Psychochirurgie und zeigt, welchen Stellenwert die Fallgeschichte in der Psychochirurgie hatte. Danach geht er an einem Beispiel auf die Frage ein, wie durch psychochirurgische Fallgeschichten Wissen konstruiert wurde. Diese Fallgeschichten machen – so die These – aus den Patientinnen und Patienten »Leukotomie-Fälle«. Sie beschreiben und beurteilen eine komplexe Situation nach bestimmten Mustern und fügen so disparate Elemente in eine kohärente und konsistente Geschichte zusammen, aus der die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dann Schlüsse zogen.

Zur Geschichte der Psychochirurgie

Der Begriff »Psychochirurgie« ist zeitgenössisch und wurde sowohl in der Forschung wie in der Praxis häufig verwendet.⁵ Unter psychochirurgischen Operationen verstand und versteht man gezielte Eingriffe am

morphologisch unauffälligen Gehirn, die aus psychiatrischer Indikation durchgeführt wurden.⁶ Gehirnoperationen stellten in den Augen der zeitgenössischen Ärztinnen und Ärzte die risikoreichste und einschneidendste Maßnahme in der Psychiatrie dar, weil sie direkt und irreversibel in die Persönlichkeit der Betroffenen eingriffen, diese veränderten und auch schwere körperliche Nebenwirkungen haben konnten. Mit der Methode ließ sich die eigentliche psychische Störung nicht heilen; die Operation sollte – so hoffte man – »affektgeladene« Symptome wie Erregungszustände, Aggressivität oder Zwangshandlungen beseitigen oder wenigstens dämpfen.

Bis in die 1960er Jahre waren psychochirurgische Eingriffe vor allem Leukotomien; ein von Hand vorgenommener Eingriff ins Frontalhirn, wobei mit einem Schnitt durch das weiße Hirngewebe Verbindungen zwischen Frontalhirn und Thalamus durchtrennt wurden. Die Leukotomie oder Lobotomie wurde in der Psychiatrie ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre angewandt. Sie folgte auf die so genannten »großen« körperlichen Kuren, die man ab den 1920er Jahren einführte: Malaria-, Dämmer- und Schlafkuren sowie Schocktherapien wie Insulin-, Cardiazol- und Elektroschockkuren, die alle den Körper ins Zentrum der Behandlung von Geisteskranken stellten.

Die Leukotomie wurde 1935 vom portugiesischen Neurologen Egas Moniz entwickelt. Aufgrund der Berichte, in denen er die Ergebnisse seiner Eingriffe vorstellte, führten der Neurologe Walter Freeman und der Neurochirurg James W. Watts 1936 die ersten Operationen in den USA durch. Die Behandlungsmethode stieß bei Psychiatern, Neurologen und Neurochirurgen auf reges Interesse und breitete sich schnell aus. In Rumänien und Italien wurde die präfrontale Leukotomie bereits 1936 eingeführt. Im übrigen Europa dauerte es noch einige Jahre, bis man die Methode anzuwenden begann. In Großbritannien (1941), Frankreich (1944) und Schweden (1944) führte man den Eingriff während des Zweiten Weltkriegs ein, in Spanien, Ungarn, Deutschland, Österreich, Holland, in der UdSSR und der Schweiz nach dem Ende des Kriegs. Im August 1948 fand in Lissabon die erste internationale Konferenz zur Psychochirurgie statt, an der über 200 Personen aus 27 Nationen teilnahmen. Am Kongress berichtete man von insgesamt bereits über 5.000 Leukotomiefällen. 1949 erhielten Egas Moniz und der Schweizer Physiologe Walter Rudolf Hess für ihren Beitrag zur Hirnforschung den Nobelpreis für Medizin.

Moniz, Freeman und Watts lösten mit ihren Berichten eine stürmische Phase des Ausprobierens und Weiterentwickelns aus. In den 1940er und 1950er Jahren versuchte man in zahlreichen Studien, die Wirkungen und Nebenwirkungen der Methode zu erfassen und zu erklären. Bereits in Lissabon wurden verschiedene technische Varianten vorgestellt. Bei den ersten Eingriffen, die Moniz durchführte, wurden kleine Mengen von Alkohol in die weiße Substanz der Region des Frontallappens gespritzt, um die Nervenverbindungen zu unterbrechen. Moniz benutzte aber auch schon das Leukotom: ein Instrument, das aus einer Hohnadel mit einem Stilett bestand und später weite Verbreitung fand. Freeman und Watts führten eine modifizierte Variante ein, die sich durchsetzte und bald als Standardverfahren galt. Dabei bohrte der Chirurg auf beiden Seiten des Schädels Löcher, führte danach das Leukotom ein und nahm damit kreisförmige Schnitte in der weißen Substanz der Stirnhirnlappen vor. Neben der Standardleukotomie wurden zahlreiche weitere Varianten entwickelt. Sie beschränkten sich zum größten Teil auf Eingriffe ins Frontalhirn und verfolgten alle dieselben Ziele: Zum einen versuchte man, das Operationsrisiko zu vermindern, zum anderen war man bestrebt, eine möglichst große therapeutische Wirkung bei möglichst geringen unerwünschten Nebenwirkungen zu erzielen.

Bei allen Varianten der Leukotomie handelte es sich um Techniken, die mehr oder weniger unter Führung des Auges angewandt wurden, in einem großräumigen Hirnareal auch relativ große Läsionen setzten und sich nicht für Eingriffe an subkortikalen, tiefer liegenden Teilen des Gehirns eigneten. Im Gegensatz dazu ermöglichen es stereotaktische Verfahren, auch tiefer gelegene und wesentlich kleinere, umschriebene anatomische Orte anzuzielen und Läsionen mit wesentlich geringerer Zerstörung von Hirnsubstanz zu setzen. Die Stereotaxie, die auch der eingangs erwähnte Neurochirurg des Universitätsspitals Zürich anwendet, wurde bereits 1948 in Lissabon vorgestellt, doch waren die Verfahren erst in den 1960er Jahren so weit entwickelt und erprobt, dass sie schonendere Eingriffe ermöglichten und Eingang in die Psychochirurgie fanden.

Psychochirurgische Fallgeschichten

In der Schweiz wurde die Psychochirurgie wie fast überall in Kontinentaleuropa eher spät, skeptisch und mit einer wesentlich strengeren Indi-

kationsstellung rezipiert als in den USA und in England. Die eigenen Forschungsbeiträge waren klinisch und am Fall orientiert.⁷ Obwohl man nicht auf quantitative Schlussfolgerungen verzichtete und zum Beispiel auch Erfolgsquoten präsentierte, arbeitete man also vor allem mit Fallgeschichten. Die Studien stammen fast ausschließlich aus den Universitätskliniken Zürich und Bern; in den meisten psychiatrischen Anstalten der Schweiz wurden Leukotomien durchgeführt, ohne entsprechende Studien zu betreiben und zu veröffentlichen.

Mit der Fallgeschichte griff man in der psychochirurgischen Forschung auf eine Methode zurück, die in der Medizin eine lange Tradition besaß. Bereits die Hippokratische Medizin verwendete Fallgeschichten, um das Schicksal einer Person und ihrer Krankheit zu erzählen. Mit der »Entstehung des klinischen Blicks«⁸ am Ende des 19. Jahrhunderts veränderte sich die Fallgeschichte stark: Im Zentrum standen nun nicht mehr die Person und ihre Geschichte, sondern die Symptome und deren Zuordnung zu einer bestimmten Krankheit. Die Psychiatrie und die Forensik arbeiteten häufig mit Fallgeschichten, und in der Psychoanalyse spielten sie seit Freud eine zentrale Rolle.⁹ Auf Fallgeschichten stößt man also nicht nur in Studien zur Psychochirurgie, aber man findet dort weit mehr als in Publikationen zu anderen psychiatrischen Themen und vor allem als in Artikeln aus der somatischen Medizin.¹⁰ Studien zur Psychochirurgie beruhen fast immer auf Fallgeschichten. Artikel ohne Fallgeschichten sind meist Literaturberichte oder Lehrbuchtexte; außerdem verzichten auch einige quantitative Studien darauf, die Ergebnisse mit Fallbeispielen zu illustrieren.

Psychochirurgische Fallgeschichten stützen sich auf Krankengeschichten. Neben Dokumenten wie Laborbefunden oder Einwilligungserklärungen von Angehörigen für bestimmte Maßnahmen enthalten Krankengeschichten vor allem Notizen von Ärztinnen und Ärzten, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Einträge zu Diagnosen, zum Gesundheitszustand, zu Maßnahmen und anderen Punkten vornahmen. Der situative Charakter dieser Einträge ist klar erkennbar; die Krankengeschichte wird nicht auf eine bestimmte inhaltliche Fragestellung hin geschrieben, sie soll keinen Sinn erzeugen, sondern dokumentieren, was aus institutioneller Sicht bei einem Patienten vor und vor allem während seines Klinikaufenthalts relevant scheint.¹¹

Wie gehen nun Forschende vor, wenn sie aus Krankengeschichten, die sehr heterogene Einträge zu einzelnen Beobachtungen, Ereignissen und Untersuchungen enthalten, fachspezifische Erzählungen machen? Wel-

chen Mustern folgen die psychochirurgischen Fallgeschichten, wenn sie bestimmte Elemente aus den in der Klinik entstandenen Bemerkungen zu einem Lebens- und Krankheitsverlauf auswählen, ordnen und deuten?

Narration im Dienste wissenschaftlicher Erkenntnisfindung und Beweisführung

Psychochirurgische Studien verfolgen nicht das Ziel, einen einzigen Fall möglichst bis in alle Details auszubreiten, sondern enthalten fast immer zahlreiche, sehr kurze Fallgeschichten. Dabei verwenden die Autorinnen und Autoren – die Funktionen Beobachten, Erzählen und Schreiben werden nie unterschieden – die Fallgeschichten entweder als illustrative Beispiele in ihrer Argumentation oder sie erzählen zuerst die Fallgeschichten und kommen danach zu einem Urteil, bedienen sich also einer Einführung und eines anschließenden Kommentars. Die Zürcher Dissertation, auf die im Folgenden eingegangen wird, geht nach dem zweiten Muster vor. Die Arbeit stellt in Bezug auf Aufbau, Form und Inhalt der Fallgeschichten ein typisches Beispiel dar. Darüber hinaus bietet sich bei dieser Studie die Chance, auf die Dossiers der Patientinnen und Patienten zurückzugreifen, die beschrieben werden;¹² man kann also Kranken- und Fallgeschichte miteinander vergleichen und so die Muster, nach denen die Fallgeschichten konstruiert wurden, besser herausarbeiten.

Die Dissertation trägt den Titel *Zur Frage der Beeinflussung der Schizophrenie durch die präfrontale Leukotomie nach Moniz*, wurde unter Manfred Bleuler, dem damaligen Direktor der Zürcher Heil- und Pflegeanstalt Burghölzli, verfasst und 1948 publiziert. Es handelt sich um den ersten Beitrag der Universität Zürich zur psychochirurgischen Forschung. In der Studie geht es um die ersten neun Personen, die in Zürich leukotomiert wurden und den Eingriff überlebten.¹³ Wie die Autorin, Lina Tuor-Winkler, in der Einleitung schreibt, stellte sie sich die Aufgabe, die neun Leukotomierten »vorurteilslos klinisch durchzuuntersuchen« und ihren Gesundheitszustand nach dem Eingriff weiter zu verfolgen. Die Untersuchung umfasste »eine genaue Erhebung der Familiengeschichte und der Lebens- und Krankengeschichte bis zur Operation«. ¹⁴ Dazu ist zu bemerken, dass die Ärztin die neun Patientinnen und Patienten nicht kannte, bevor sie mit der Studie begann. Wie aus den Krankengeschichten hervorgeht, fand der erste Kontakt immer erst kurz

vor der Operation statt; zu einem Zeitpunkt, als der Entscheid für die Leukotomie bereits gefallen war. Obwohl in der Studie ein entsprechender Hinweis fehlt, ist also anzunehmen, dass sich Tuor-Winkler für die Anamnesen vor allem auf die Krankengeschichte stützte. Nach dem Eingriff beobachtete sie die Patientinnen und Patienten in einem Zeitraum zwischen neun und zwölf Monaten und verfasste dann ihre Dissertation, die aus einer kurzen Einleitung, den neun Fallgeschichten und einem Fazit besteht, in dem sie auf vier Seiten Schlussfolgerungen aus den Falldarstellungen zieht. Wie in anderen Studien zur Psychochirurgie werden also die Fallgeschichten auch hier induktiv verwendet, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen und Beweise für bestimmte Hypothesen zu erbringen. Lina Tuor-Winkler setzte sich nach eigenen Angaben zum Ziel, »dem Wesen der Operationserfolge nachzugehen«, weil diese Frage trotz zahlreicher Untersuchungen noch nicht geklärt sei. Die Arbeit kommt – so viel sei vorweggenommen – zum Schluss, dass die Leukotomie in acht der neun untersuchten Fälle erfolgreich gewesen sei und dass sich vor allem »asoziale Verhaltensweisen« beeinflussen ließen.¹⁵

Psychochirurgische Fallgeschichten sind stark standardisiert. Sie sind immer gleich aufgebaut und bestehen in allen Studien aus verschiedenen Teilen, die meist auch graphisch voneinander abgegrenzt sind und stets ähnliche Titel tragen. Das Geschehen wird in streng chronologischer Reihenfolge erzählt. Lina Tuor-Winkler unterscheidet zwischen der »Familienanamnese«, die bei ihr ungewöhnlich viel Raum einnimmt, der »persönlichen Anamnese«, welche die »Vorgeschichte« des Patienten vor dem Ausbruch der Krankheit sowie die eigentliche Krankengeschichte umfasst, und dem »postoperativen Verlauf«. Fett gedruckt, quasi als Höhepunkt in der Dramaturgie der Fallgeschichte, steht die Leukotomie.

Im Folgenden wird auf die Fallgeschichte von Erna F. eingegangen.¹⁶ Erna F. war eine der acht Patienten, bei denen Lina Tuor-Winkler zum Ergebnis kam, die Leukotomie habe sich positiv ausgewirkt, der Grad der Psychose sei aufgrund des Eingriffs zurückgegangen. In den ersten zwei Abschnitten der Fallgeschichte, der »Familienanamnese« und der »Vorgeschichte« werden Erna F. und ihre Familie kurz vorgestellt: Die zwei Teile enthalten Angaben zu Familienverhältnissen und Krankheiten in der Familie sowie zu Alter, Ausbildung, Beruf, Zivilstand und Charakter der Patientin. Aufgrund dieser summarischen Informationen kann man auf die soziale Herkunft und die – so der zeitgenössische Fachbe-

griff – »hereditäre Belastung« der Patientin schließen, über den Lebenslauf von Erna F. erfährt man aber kaum etwas. So wird zum Beispiel erwähnt, dass Erna F. nach der Primarschule bis zum Ausbruch der Krankheit 18 Jahre in derselben Fabrik arbeitete, nicht aber, dass sie als uneheliches Kind bei Zieheltern aufwuchs.

Der Abschnitt mit dem Titel »Psychose« setzt mit dem Ausbruch der Krankheit ein und schildert, wie sich der Zustand der Patientin derart verschlechterte, dass die Einweisung in die Anstalt notwendig wurde. Danach wird das Verhalten von Erna F. seit ihrer Hospitalisation im Jahr 1931 beschrieben: »Im Vordergrund starke Erregungszustände, gefährlich aggressiv, zerreißt ihre Kleider und ist gewalttätig; fortwährend auf unruhigster Abteilung, meist isoliert. Katatoner¹⁷ Endzustand mit völliger Verblödung.« Um den Verlauf der Krankheit zu beschreiben, listet Tuor-Winkler also eine Reihe von Symptomen und Verhaltensweisen sowie deren Auswirkungen auf. Nach der Erwähnung, dass alle Behandlungsversuche ohne Erfolg blieben, folgt unmittelbar der Eintrag »Leukotomie am 14. Januar 1947«.

Der Abschnitt »Postoperativer Verlauf« nimmt ebenso viel Platz ein wie der Abschnitt »Psychose«, fasst aber nicht 16 Jahre, sondern nur neun Monate des Lebens von Erna F. zusammen. Hier wird abschließend festgehalten, dass sich das Verhalten der Patientin in bestimmten Punkten deutlich gebessert habe, während sich in anderen nichts geändert habe. Erna F. sei »bedeutend ruhiger« und »nicht mehr aggressiv«, aber weiterhin »wenig zugänglich«, »meistens mutistisch« und seit dem Eingriff »völlig apathisch«.

Die Fallgeschichte von Erna F. besteht wie fast alle psychochirurgischen Fallgeschichten aus aneinander gereihten Stichworten; es gibt kaum Sätze, die Subjekt und Prädikat enthalten. Obwohl die Geschichte – wie der Titel besagt – von »Erna F.« handelt, verwendet Tuor-Winkler im Folgenden weder ihren Namen noch ein Pronomen, das auf sie verweist. Auch ihre Mitpatientinnen und das Klinikpersonal treten nur implizit in Erscheinung; abgesehen von einer Ausnahme kommen nur unpersönliche Konstruktionen vor. Da eine Rahmenerzählung fehlt, wirkt die Fallgeschichte, als ob sie – und nicht die Krankengeschichte – die Grundlage der Darstellung wäre. Der Bericht ist distanziert, die Autorin scheint überhaupt nicht am Geschehen beteiligt und bringt ihre Perspektive nicht explizit ein, so dass eine objektivierte Fallgeschichte entsteht und man den Eindruck gewinnt, eine andere Ärztin, ein anderer Arzt hätte genau dieselbe Geschichte erzählt.¹⁸

Die Ereignisse folgen in der Fallgeschichte nicht nur aufeinander, also in chronologischer Reihenfolge, sondern entwickeln sich auch aus den vorangegangenen Begebenheiten, d.h. die Verbindung der Fakten impliziert eine kausale Beziehung. Die Fallgeschichte wird präsentiert, als ob die Verbindung von Ursache und Wirkung die Kraft wäre, welche die Geschichte erzählt, indem sie das Geschriebene organisiert und motiviert. Die Fakten, so die Behauptung, sprechen für sich selbst.¹⁹ So wurde Erna F. zum Beispiel leukotomiert, weil sie bestimmte Verhaltensweisen zeigte und andere Therapien erfolglos waren. Auch der Zustand und das Verhalten der Patientin nach der Leukotomie werden auf den Eingriff zurückgeführt. Der kausale Zusammenhang der Geschichte besteht aber nur implizit, er muss erschlossen werden. Die Leserin, der Leser zieht bei der Lektüre der Fallgeschichte den Schluss, dass die Patientin wegen der dargestellten Verhaltensweisen operiert wurde und dass sich ihr Zustand aufgrund des Eingriffs besserte.

Die kausale Motivierung der Fallgeschichte wird durch den Kommentar der Studie bestätigt. Wie bereits erwähnt, kommt Lina Tuor-Winkler in ihrer abschließenden Beurteilung zum Ergebnis, die Leukotomie habe sich bei Erna F. positiv ausgewirkt. Zu dieser Einschätzung gelangt sie aus drei Gründen: Erstens sei Erna F. »bedeutend weniger gefährlich und gewalttätig als früher« und müsse nun nicht mehr isoliert werden. Zweitens hebt Tuor-Winkler in ihrem Kommentar alle Punkte hervor, die für eine Besserung sprechen, und lässt Elemente weg, die sie in der Fallgeschichte erwähnt, diese Einschätzung aber in Frage stellen würden.²⁰ Drittens fällt bei einer Analyse der Krankengeschichte auf, dass es auch nach dem Eingriff Einträge gibt, in denen die Patientin als aggressiv bezeichnet wird. So zog zum Beispiel ein Arzt drei Monate nach der Leukotomie folgendes Fazit: »Der Zustand hat sich durch die Leukotomie nicht wesentlich verändert. Pat.[ientin] neigt zur Bösartigkeit und kann oft sehr gemein werden.«²¹ Die Fallgeschichte von Erna F. wurde also auch deshalb zur Erfolgsgeschichte, weil Tuor-Winkler aus den zahlreichen und heterogenen Einträgen verschiedener Personen in der Krankengeschichte gewisse Angaben auswählte, diese anordnete und so eine auf Eindeutigkeit angelegte, kurze, zielgerichtete Fallgeschichte verfasste, die nach ganz anderen formalen Kriterien aufgebaut war als die Krankengeschichte.

Fazit: Die Konstruktion von Wissen durch psychochirurgische Fallgeschichten

Es ging bei der Analyse dieser Fallgeschichte nicht darum, zu zeigen, dass Tuor-Winkler einem Zirkelschluss erlag. Wie im vorgestellten Beispiel schätzen Studien aus den 1940er und 1950er Jahren die Resultate psychochirurgischer Eingriffe nicht einfach als positiv oder negativ ein, als ob es sich um absolute Werte handelte. Sie stellen Vergleiche zwischen dem Zustand der Patienten vor und nach der Operation an und nehmen dann eine Beurteilung vor.²² Ziel des Beitrags war deshalb zu untersuchen, wie man zu solchen Erfolgsquoten kam, wie also die Fallgeschichte zur wissenschaftlichen Erkenntnis- und Beweisfindung eingesetzt wurde.

Abschließend sollen die Ergebnisse der Analyse in zwei Thesen zusammengefasst werden: Erstens erzählen psychochirurgische Fallgeschichten den Lebens- und Krankheitsverlauf von Menschen linear auf die Leukotomie hin und machen so aus ihnen »Leukotomie-Fälle«. Der Eingriff scheint deshalb folgerichtig und unausweichlich, Alternativen gibt es nicht. Im Gegensatz zur Fallgeschichte, die auf Eindeutigkeit hin angelegt ist, stellen Krankengeschichten sehr heterogene Dokumente dar. Sie enthalten zum Teil widersprüchliche Einträge verschiedener Personen, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen vom Auf und Ab des Zustands eines Patienten berichten, ohne den weiteren Verlauf klar voraussagen zu können. Die Fallgeschichte hingegen wird erst im Nachhinein erzählt. Ihre Autorinnen und Autoren wählen isolierte Phänomene aus der Krankengeschichte aus, die ihnen im Zusammenhang mit ihrem Thema relevant scheinen, integrieren sie zu einer kohärenten und konsistenten Erzählung, ziehen danach Schlüsse und produzieren auf diese Weise Wissen.

Zweitens schweigen sich die Verfasser der Fallgeschichten darüber aus, wie sie zu ihrer Darstellung kommen. Sie präsentieren sie so, als ob ihnen fertig vorliegende Teile zur Verfügung gestanden hätten, die sie nur noch in eine verständliche, zusammenhängende Form hätten bringen müssen.²³ Fallgeschichten entstehen jedoch aufgrund von Regeln und Verfahren, die an fachwissenschaftliche Konventionen gebunden sind; die epistemologischen Figuren folgen gewissen formalen Kriterien. Die Autorin, der Autor benutzt diese Regeln und Verfahren, um aus der Gesamtheit der Informationen, die eine Krankengeschichte enthält, bestimmte Elemente auszuwählen, darzustellen und zu interpretieren. Mit

der Fallgeschichte entsteht etwas Neues;²⁴ erst aus sehr summarischen, einfachen, kohärenten und konsistenten Erzählungen lassen sich eindeutige Schlüsse wie zum Beispiel Erfolgsraten ziehen; erst an dieser Stelle kann Wissen in Wissenschaft transformiert werden. Die Textsorte Fallgeschichte bestimmte also die Wahrnehmungsinhalte und die Resultate der psychochirurgischen Forschung grundlegend, was zeigt, dass die »Entscheidung für Genres und Diskursarten im weitesten Sinn [...] die Begründung und Organisation von Wissensfeldern« bedingt.²⁵

Insofern reproduziert der eingangs erwähnte Neurochirurg mit der Behauptung, er könne im Gegensatz zu seinen Vorgängern Erfolg ausweisen, nur die häufig vertretene Perspektive des wachsenden Erkenntnisfortschritts, die darauf verzichtet, »die Vergangenheit einer heutigen Wissenschaft von derselben Wissenschaft in ihrer Vergangenheit« zu trennen.²⁶ Denn auch er verwendet im zitierten Zeitungsartikel Fallgeschichten, um die Folgen seiner ersten »Hightech-Operationen« an psychisch Kranken zu dokumentieren, zu begründen und deren Erfolg zu beweisen.

Anmerkungen

- 1 *Neue Zürcher Zeitung am Sonntag* vom 17.4.2005, S. 81 und 83.
- 2 Die Erfolgsquoten differieren in den verschiedenen Studien stark, wobei die Resultate psychochirurgischer Eingriffe im deutschsprachigen Raum deutlich skeptischer bewertet wurden als in den angelsächsischen Ländern. Zu den Ergebnissen und den methodischen Problemen bei der Interpretation dieser Resultate s. Meinhard Adler/Rolf Saupé: *Psychochirurgie. Zur Frage einer biologischen Therapie psychischer Störungen*, Stuttgart: Ferdinand Enke 1979, Kap. IV und V, vor allem Kap. IV.2.
- 3 Joseph Vogl: »Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München: Wilhelm Fink 1999, S. 7–16, hier S. 14.
- 4 Ebd., S. 13, 15.
- 5 Die Geschichte der Psychochirurgie ist bisher vor allem im angelsächsischen Raum, in erster Linie in den USA, erforscht. Einführungen in die Geschichte der Psychochirurgie, auf denen auch dieser kurze Überblick beruht, bieten: Jürgen Hill: *Der frontale Griff in das Hirn und die Entwicklung der Psychochirurgie*, (Diss. med.), Münster, Hamburg: Lit 1992. Elliot S. Valenstein: *Great and Desperate Cures. The Rise and Decline of of Psychosurgery and Other Radical Treatments for Mental Illness*, New York: Basic Books 1986. Meinhard Adler/Rolf Saupé: *Psychochirurgie*, a.a.O., Kap. II und III. – Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projekts »Internieren und Integrieren. Zwang in der Psychiatrie: Der Fall Zürich 1870-1970«, das durch das Nationale Forschungsprogramm »Integration und Ausschluss« (NFP 51) des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziert wird.
- 6 Vgl. zum Beispiel Meinhard Adler/Rolf Saupé: *Psychochirurgie*, a.a.O., S. VI.
- 7 Ebd., S. 45.
- 8 Vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, Frankfurt/Main: Fischer 1999.

- 9 John Forrester: »If p, then what? Thinking in cases«, in: *History of the Human Sciences*, Bd. 9, Nr. 3 (1996), S. 1–25, hier S. 3f., 13f. Gisela Steinlechner: *Fallgeschichten. Kraft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitätsverlag 1995, S. 7.
- 10 Eine Stichprobe in der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift ergab, dass zwischen 1947 und 1954 knapp ein Drittel aller Artikel Fallgeschichten enthält. Im Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie hingegen, wo – wie der Name der Zeitschrift andeutet – viele Psychiater und Psychiaterinnen publizierten, überwiegen die Artikel mit Fallgeschichten.
- 11 Zur (psychiatrischen) Krankengeschichte als (historische) Quelle s. Thomas Bedies/Andrea Dörries (Hg.): *Die Patienten der Wittenauer Heilstätten in Berlin 1919–1960*, Husum: Matthiesen 1999, S. 26f., 206 (mit Hinweisen auf ältere Literatur). Jonathan Andrews: »Case Notes, Case Histories, and the Patient's Experience of Insanity at Gartnavel Royal Asylum, Glasgow, in the Nineteenth Century«, in: *Social History of Medicine* 11 (1998), S. 255–281. Christian Müller: *Wer hat die Geisteskranken von den Ketten befreit? Skizzen zur Psychiatriegeschichte 1920–1960*, Bonn: Edition Das Narrenschiff 1998, S. 207–221. Ulrike Hoffmann-Richter/Asmus Finzen: »Die Krankengeschichte als Quelle für Wissenschaft und psychiatrischen Alltag«, in: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 2 (1998), S. 280–297. Guenter B. Risse/John Harley Warner: »Reconstructing Clinical Activities. Patient Records in Medical History«, in: *Social History of Medicine* 5 (1992), S. 183–205.
- 12 Die Einsicht in diesen Quellenbestand erforderte eine Bewilligung der Eidgenössischen Expertenkommission für das Berufsgeheimnis in der medizinischen Forschung, der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich und der klinischen Direktion der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich.
- 13 Von den ersten zwölf Patientinnen und Patienten, die in Zürich leukotomiert wurden, starben drei infolge der Operation.
- 14 Lina Tuor-Winkler: *Zur Frage der Beeinflussung der Schizophrenie durch die präfrontale Leukotomie nach Moniz*, (Diss. med.), Zürich: Orell Füssli 1948, S. 4.
- 15 Ebd., S. 16, 19.
- 16 Ebd., S. 15.
- 17 Katatonie ist eine Form von Schizophrenie mit Bewegungsstarre oder starkem Erregungszustand, in den die Bewegungsstarre schlagartig übergehen kann.
- 18 Nur in der Einleitung, der Rahmenerzählung, und im abschließenden Kommentar verwendet die Autorin einige Male Pronomen in der 1. Person, und zwar ausschließlich im Plural. Mit diesem Plural unterstellt die Autorin, dass ihre Perspektive von allen Mitgliedern der »Scientific Community« geteilt wird. Vgl. Kathryn Montgomery Hunter: *Doctor's Stories. The Narrative Structure of Medical Knowledge*, Princeton: Princeton University Press 1991, S. 98.
- 19 Vgl. ebd., S. 102f.
- 20 Lina Tuor-Winkler: *Zur Frage der Beeinflussung der Schizophrenie durch die präfrontale Leukotomie nach Moniz*, a.a.O., S. 16f.
- 21 Staatsarchiv Zürich, Z 100, Krankenakte Nr. 26210, S. 14, Eintrag vom 9.4.1947.
- 22 Vgl. Annemarie Mol: »Cutting Surgeons, Walking Patients. Some Complexities Involved in Comparing«, in: Annemarie Mol/John Law (Hg.): *Complexities. Social Studies of Knowledge Practices*, Durham: Duke University Press 2002, S. 218–257, hier S. 218, 235f., 247f.
- 23 Gisela Steinlechner: *Fallgeschichten*, a.a.O., S. 34, 36.
- 24 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger/Bettina Währg-Schmidt/Michael Hagner: »Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur«, in: Dies. (Hg.): *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin: Akademie Verlag 1997, S. 19.
- 25 Joseph Vogl: »Einleitung«, a.a.O., S. 13, 15.
- 26 Ebd., S. 11.

Der Fall und seine Geschichte

Die klinisch-psychiatrische Fallgeschichte als Narration an der Schwelle

An der historischen Zeit-Raum-Schwelle, am Beginn der Klinik,¹ kann gezeigt werden, dass zwei Dinge parallel laufen: Die Entstehung des Falls als erste Gattung der Klinik und die Entstehung der klinischen Fallgeschichte als seine ausgezeichnete Repräsentationsform. Dass im Rahmen der Rationalität der Klinik schließlich beide zu Fall kommen, der Fall und seine Geschichte, davon soll hier die Rede sein. Dass die Fallgeschichte, die den Namen verdient, erst eigentlich wird, indem sie die Klinik überwindet, davon wird der Beitrag schlussendlich handeln. Dass die Narration, die Erzählung der Kranken, der Krankheit und des Körpers endlich dabei die entscheidende Rolle spielen und zum Schlüssel der Erkenntnis werden, davon will ich im Eigentlichen berichten.

Der vorliegende Beitrag legt den Fokus auf die Genese und Transformation der Fallgeschichte im Rahmen der Psychiatrie, so wie sie seit dem 18. und 19. Jahrhundert entstanden war. Dabei verfolge ich die Entwicklung der klinisch-psychiatrischen Fallgeschichte von ihren ersten Anfängen bei Philippe Pinel bis schließlich zu Sigmund Freud.²

Dies mit dem Ziel, den Zusammenhang von Erkenntnismethode und Gegenstandserkenntnis aufzuzeigen und die methodische und methodologische Bedeutung der Narration als Erkenntnismittel, als Darstellungsmittel und schließlich als Mittel zur Heilung herauszuarbeiten.

Der Fall ist ein Fall der Klinik ...

Gilt der Fall gemeinhin als erste Gattung der Klinik,³ so muss einschränkend gesagt werden, dass die Individualität des Einzelfalls, die nach Auffassung der Zeit auf ausgezeichnete Weise im Rahmen der Klinik zur Geltung kommt, im eigentlichen Sinn in dieser auch schon wieder aufgeht: zuerst in die Varianz des Falls unter Fällen und schließlich in die Regel, die ihn als Fall von etwas bestimmt. Der Einzelfall gilt im Rahmen der Klinik schließlich nur in »seiner direkten und veränderlichen Beziehung zu einer Vielzahl anderer Fälle.«⁴ Das Prinzip der Klinik ist von Anbeginn ihrer Entstehung die Reihung des Einzelfalls zur Serie und seine Unterstellung unter das Gesetz der Verteilung, in dem selbst die äußerste Abweichung noch eine Form der Regelmäßigkeit besitzt.⁵ Ist die Fallgeschichte der Klinik dann eine bloße List der Vernunft, die den Einzelfall konstruiert, um ihn als Bestätigung der Regel einzusetzen? Ist sie schließlich bloße Fiktion, geschmiedet aus einer Vielzahl von Fällen, als Einzelfall völlig erfunden, allein der Form nach der empirischen Erkenntnis nachgebildet, ansonsten ein Kunstgriff, die Krankheit zu bestätigen und die Medizin als Wissenschaft voranzubringen?

Dafür spricht einiges, aber schließlich hat die Klinik die Fallgeschichte nicht erfunden. Seit die Medizin existiert, hat es Fallgeschichten gegeben – mit wechselnder Intensität kamen sie seit Hippokrates zur Anwendung⁶ –, nie aber waren sie für die Rationalität und Autorität der Disziplin derart bestimmend wie zum Zeitpunkt ihrer Durchsetzung als empirischer (Natur-)Wissenschaft (1800), nie kamen sie derart epidemisch zur Darstellung wie zum Zeitpunkt ihrer zunehmenden Professionalisierung und Spezialisierung (1900)⁷ und nie wirkten sie derart über die Klinik hinaus als Paradigma einer ganzen Kultur und Literatur⁸ wie am Übergang vom 19. ins 20. Jahrhunderts.

Was die Klinik für die Entstehung der modernen Fallgeschichte auszeichnet, sind die in ihr zentral gewonnenen Datenmengen – Fälle in Serie – und die in ihrem Rahmen kreierte und ihr vorausgehenden Datenträger, die Krankengeschichten.

... seine Bedingung ist die Erzählung

Was die Fallgeschichte aber im Eigentlichen ausmacht, bringt sie über die Klinik hinaus: ihre unhintergebar narrative Struktur. Diese gilt für all ihre Formen, selbst für die einfache Fallvignette, selbst für die sprödeste Geschichte eines Falls von Epilepsie, selbst noch für die implizite Erzählung des chronofotografischen Bilderbogens eines hysterischen Anfalls. Noch die Wissenschaftlichste ihres Genres ist auf die Erzählung als Kohärenz, Evidenz und Sinn stiftendes Darstellungselement angewiesen. Man mag der Poetik des Falls misstrauen oder ihr erliegen, sicher ist, dass die Form der Fallgeschichte das Potential in sich trug und trägt, nicht nur Erzählung zu sein, sondern auch Erzählungen in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Verfolgen wir die Geschichte der Fallgeschichte, hier in ihrer Ausprägung als klinisch-psychiatrische Fallgeschichte weiter, so kommt noch eine andere Dimension der Narration zum Tragen. Es ist dies die Geschichte, die die Krankheit selbst erzählt, oder der Kranke oder schließlich der Körper als Erzähler des Unbewussten, wenn ihm der bewusste Text versiegt. Hier ist die Narration nicht mehr nur Darstellungsmittel, sondern selbst Erkenntnismittel, Motor des Fallverstehens, schließlich in der »Talking Cure« sogar Bedingung der Heilung. Hier aber wird die Fallgeschichte auch zur Narration an der Schwelle zu einem neuen klinischen Denkmodell: von der »semiologischen« zur »narratologischen« Strategie, vom »Image Cluster« zur »Plot-line«, vom Krankheitsbild zur –geschichte.⁹ Damit wird die Fallgeschichte zum Ausgangs- und Endpunkt der Erkenntnisarbeit, die Narration zu ihrer zweifachen Bedingung. Und man könnte – die kunstvoll ausgearbeitete Freud'sche Falldarstellung schon vor Augen – den Eindruck gewinnen, dass je mehr die Narration als Erkenntnismittel in die Fallgeschichte einwandert, um so deutlicher ihre ästhetische Kraft als Darstellungsmittel zunimmt.

Die Erzählung als kleine Geschichte am Rande: Philippe Pinel

Wie eng die Beobachtung, Aufzeichnung und Archivierung von Einzelfällen mit der Durchsetzung der Klinik zusammenhängen, kann folgende – noch ganz in der Euphorie des Anfangs stehende – Aussage deutlich machen. Sie stammt vom eigentlichen Begründer der Psychiatrischen

Disziplin, dem französischen Psychiater und Leiter der Männerabteilung des Pariser Hospitals, Philippe Pinel (1745-1826):

Die Grundsätze der freien Forschung [...] haben den Kräften der Medizin ein weites Feld eröffnet. Diese Vorzüge werden [...] in großen Krankenhäusern und Asylen zuerst spürbar, aufgrund der vielen Möglichkeiten, die dort geboten werden, eine große Anzahl von Beobachtungen, Experimenten und Vergleichen anzustellen [...]. Die [...] auf der Ebene ihrer Ähnlichkeiten studierten Krankheiten sind [...] mithilfe der äußeren Zeichen klassifiziert, wie alle anderen Objekte der Naturgeschichte auch.¹⁰

Im Sinne einer medizinischen Semiotik stand mit Beginn der Klinik noch alles im Zeichen der Zeichen. Vielfach noch auf Basis beschreibender Phänomenologie mit dem Ziel einer besseren nosologischen Klassifikation der Geisteskrankheiten, wie bei Philippe Pinel und Etienne Esquirol (1772-1840), bald mit dem Ziel, den äußeren Zeichen einen Hinweis auf innere Läsionen zu entlocken, wie bei Jean Martin Charcot (1825-1893) und Xavier Bichat¹¹ (1771-1802). In beiden Fällen stehen noch das »Sichtbare und Räumliche«¹² im Vordergrund: auf der Ebene der Chiffren und Gesten des Wahnsinns ebenso, wie auf der Ebene der deformierten Schädel und körperlichen Degenerationen. Die ärztliche Beschreibung lieferte in erster Linie ein klinisches Bild, das bis heute im Begriff des Krankheitsbildes fortlebt. Und so waren die ersten »Fallgeschichten« der Zeit Reihenbeobachtungen und –beschreibungen zur Befestigung alter und zur Erzeugung neuer Krankheitsbilder, wie jene bekannte, von Esquirol zur Begründung der Monomanie.¹³

Schließlich war es Pinel, der parallel dazu begonnen hatte, den PatientInnen zuzuhören und ihre Erzählungen als Erkenntnismittel einzusetzen. Die Geschichten, die er hörte, nannte er »Historiettes« und begann sie aufzuzeichnen und fortlaufend zu dokumentieren. Beide Erkenntnisweisen, die semiologische und die narratologische liefen noch lange völlig unverbunden nebeneinander her. Der Zusammenhang, den Freud hundert Jahre später stiften wird, zwischen den äußeren Zeichen und Symptomen und den Erzählungen der PatientInnen, war noch völlig undenkbar.

Die Erzählung als Logik der Bilder und des Beifalls: Jean Martin Charcot

Prominentester Erbe des semiologischen Nachlasses Pinels wurde Jean Martin Charcot.¹⁴ Deutlicher noch als andere zeigt der Leiter der Salpêtrière, wie sehr seine Klinik Forschungs- und Erkenntnisstätte ist und der Einzelfall nur bedeutsam im Rahmen der ihn aufschließenden und erhellenden Reihe. Anlässlich der Errichtung des Klinischen »Lehrstuhls für die Krankheiten des Nervensystems« rief er seinen Hörern zu:

Meine Herren! [...] Wo anders [...] will man ein so reiches, für diese Art von Untersuchung geeignetes Material finden [...] Die klinischen Typen bieten sich dem Beobachter in zahlreichen Exemplaren [...] Wir sind mit anderen Worten im Besitz eines reich ausgestatteten, lebenden pathologischen Museums.¹⁵

Alles sehen, alles wissen und alles sehen lassen lautet Charcots größtes, immer wieder erneuertes, klinisches und pädagogisches Versprechen. Wenn er auch nichts dazu beitrug, die Narration im eigentlichen Sinn als Erkenntnismittel einzusetzen, so war er sich doch der Wirkung der Narration als Darstellungsmittel mehr als bewusst und perfektionierte das Genre der Falldarstellung in gesprochener und geschriebener Form:

Sie wissen, eine gute Beschreibung besitzt eine ganz besondere Kraft, Aufmerksamkeit zu erzeugen. Plötzlich wird das Licht, das über einen Gegenstand verbreitet wird, so hell, dass alle Augen es sehen, auch die am wenigsten darauf eingestellt waren. Wo früher das Nichts war, beginnt es plötzlich [...] zu leben.¹⁶

Charcot geht noch weiter: Er perfektioniert den Erzählbogen, wo er konnte: in der Inszenierung seiner Patientenvorführung ebenso wie im Bilderbogen seiner chronografischen Patientenfotografie. Er war es, der begonnen hatte, das Anfallsgeschehen seiner hysterischen Patientinnen fotografisch zu dokumentieren, in Reihe zu montieren und in Serie zu reproduzieren. »Die Kamera als oberstes Instrument der Aufzeichnung des Patienten als Krankheitsbild« – hier in wörtlich zu nehmender Bedeutung – »ersetzt das Auge des Wissenschaftlers.«¹⁷ In der »Photografischen Ikonografie« ergibt sich mit der »Phase an Phase reihenden fotografischen Technik« der Chronofotografie gleichsam »die Ordnung einer Narration«.¹⁸ Der Plot ist der auf den Höhepunkt zustrebende Anfall. Die lückenlose fotografische Reihung des hysterischen Anfallsgeschehens bildet gleichsam den Gesamttext der Krankheit.¹⁹

Was ich [...] besonders hervorheben will ist, dass im hysterischen Anfall [...] nichts der Willkür des Zufalls überlassen ist; im Gegentheil, alles geht nach Regeln vor sich, die immer die nämlichen sind, für das Spital-, sowie für die Privatpraxis, für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Racen, die also wirklich universelle Gültigkeit haben.²⁰

Die technischen Bedingungen der Chronofotografie überdeterminieren die Reihe und die Kraft ihrer Verallgemeinerbarkeit, wenn sie diese nicht gar erzeugen. Die Fotografien erscheinen vielfach als Reinszenierungen dessen, was im ästhetischen und wissenschaftlichen Archiv über die Hysterikerin schon ausgesagt und gewusst ist. Das Paradoxon der Evidenz, welches uns hier im Medium der Fotografie begegnet, wird uns vergleichbar in der Stilistik der Fallgeschichte erneut begegnen.

Die Erzählung als erkennungsdienstliches Lehrmittel: Emil Kraepelin

Dem strategischen Einsatz der Fallgeschichte ebenso verpflichtet, allerdings in mehr didaktischer Absicht, war der langfristig wirksamere Psychiater und Professor, Emil Kraepelin (1856-1926). Er gilt als Architekt der modernen psychiatrischen Nosologie und sein Klassifikationssystem ist noch heute Grundlage der dominanten diagnostischen Manuale. Seine Methode bestand in der Verknüpfung von semiologischer und narratologischer Strategie. Die im Nachhinein wohl herausragendste Entdeckung Kraepelins war die Erkenntnis, dass die Krankheit selber eine Geschichte hat und erzählt: Das isolierte Symptom ist nichts, der Beginn, der Verlauf und der Fortschritt alles, könnte Kraepelin gesagt haben. Die Narration, die Geschichte und Geschichtlichkeit geht nun in die Krankheit selbst ein und wird zum ausgezeichneten Instrument ihrer Erkennung: »Es musste daher möglich sein, aus den Endzuständen Schlüsse auf den vorauffolgenden Krankheitsvorgang zu ziehen, andererseits aus dem Beginne des Leidens diejenigen Möglichkeiten bestimmt zu umgrenzen, mit denen man für den Ausgang zu rechnen hatte.«²¹

Da war die Vorgeschichte des Kranken, meist gleichgesetzt mit seiner erblichen Belastung, respektive dem belastenden, ihn umgebenden Milieu, da war die zu erfragende oder zu ertestende ursprüngliche Veranlagung des späteren Patienten, meist gleichgesetzt mit Begabung, Entwicklung, Willensleistung, Triebleben und psychopathischer Neigung und da war schließlich die eigentliche Geschichte seiner Krankheit: Ent-

stehung, Entwicklung und Verlauf. Diese Ordnung hat sich über die Jahre derart verbreitet, dass sie bald, zum Teil bis heute – zum Schema einer jeden, klinisch-psychiatrischen Krankenakte wurde und ihre Ingedienzen sind weit über die Jahrhundertwende hinaus zum fixen Repertoire der psychiatrisch-medizinischen Fallgeschichte geworden. Die große Verbreitung seiner Ordnung ist wohl auch der Tatsache geschuldet, dass er zahlreiche Lehrbücher verfasste und die Fallgeschichten oder »Krankheitsbeispiele«, wie er sie nannte, zu einem didaktischen Apparat ausbaute: »Wer jemals Krankheitsfälle klinisch vorgestellt hat, wird auch den Wunsch empfunden haben, seinen Hörern die Erinnerung an das Gesehene fester einzuprägen, als es das flüchtige Wort vermag.«²² Wohl interessierten Kraepelin die Art und Gestik des Vortrags der Lebensgeschichten – er ermittelte daraus die Färbung des Krankheitszustandes –, der Inhalt der berichteten Ereignisse aber kümmerte ihn nicht. Das wird über eine lange Zeit der Psychatriegeschichte auch so bleiben, zum Teil bis heute.

Die Erzählung als Kunst zur Heilung: Sigmund Freud

Ganz anders nun schließlich Sigmund Freud (1856-1939). In seinen frühen psychoanalytischen Fallarbeiten kommt der Erzählung seiner PatientInnen, die meisten mit einer hysterischen Symptomatik, eine entscheidende Bedeutung zu. Mehr noch, er versteht zu entschlüsseln, wo die Erzählung stockt und wo anstelle der fortgeführten Erzählung ein psychogenes Körpersymptom entsteht. Damit ereignet sich noch einmal eine entscheidende Transformation: Nicht nur diffundiert die Geschichte (wie schon bei Kraepelin) in die Krankheit ein, dergestalt, dass diese selbst eine Geschichte, eine Krankengeschichte, hat, sondern der Symptomträger Körper wird selbst zum Erzähler. Er füllt die Lücke aus, die das sprechende Bewusstsein hinterlässt. Endlich war – zumindest für die Neurose – jener unheilvolle Abgrund überwunden, den die psychiatrische Wissenschaft bisher nicht zu lösen vermochte, der Zusammenhang zwischen Lebensereignis und Symptom, zwischen Geschichte und Krankheit. Was noch bei Pinel als zwei unverbundene Erkenntnismittel nebeneinander herlief, von Kraepelin nur einseitig berücksichtigt wurde und von Charcot auf die semiologische Strategie verengt blieb, wird bei Freud zusammengeführt. Allerdings geschieht hier noch mehr als die Verbindung der semiologischen mit der narratologischen Strategie, die

Versöhnung von Auge und Ohr als Erkenntnismittel und die Verschiebung hin zu letzterem. Die Patienten-Erzählung ist nicht nur das Mittel zur Erkenntnis des Krankheitszusammenhangs, sie ist auch das Mittel zur Heilung: Zu sich selbst befreit und erzogen werden, heißt im Kontext der Psychoanalyse auch eine »konsequente, verständige und lückenlose Erzählung«²³ über sich selber zu liefern, die mit Hilfe der Deutungsmacht des Analytikers und seines Systems zu gelingen verspricht. Umgekehrt hängt die Deutungsmacht des Analytikers vom Gelingen seiner Erzählung ab, von der bestmöglichen Ausfaltung und Ausgestaltung seines Kasus.

Die Arbeit, die ich aber von da ab begann, stellte sich als eine der schwersten heraus, die mir je zugefallen waren, und die Schwierigkeit, von dieser Arbeit einen Bericht zu geben, reiht sich den damals überwundenen Schwierigkeiten um nichts nach. Ich verstand auch lange Zeit nicht den Zusammenhang zwischen der Leidensgeschichte und dem Leiden zu finden, welches doch durch diese Reihe von Erlebnissen verursacht und determiniert sein sollte.²⁴

Freud nimmt zur Lösung des Darstellungsproblems Anleihe bei einem literarischen Muster – er selbst nennt es Novelle. Das bekannte Zitat aus den Studien: »Es berührt mich selbst noch eigentümlich, dass die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und dass sie sozusagen des ernststen Gepräges der Wissenschaften entbehren.«²⁵ Als Arzt und Wissenschaftler spricht Freud in literarisierter Form über das Geheimnis, die Aufdeckung und Lösung einer unerhörten Begebenheit. Die unerhörte Begebenheit ist die Genealogie des Krankheitsgeschehens seiner Patientinnen. Die Erzählerpatientinnen hingegen sprechen durch das Ohr des Arztes zu seinem Publikum. Wer spricht hier eigentlich, was und welche Interpretation der Erzählung, die erster oder zweiter Ordnung, obsiegt? Ist die Hauptfigur der Geschichte noch mit der Wirklichkeit der Patientin verbunden und trifft die Erzählung die Wirklichkeit ihrer Krankheit oder verfehlt sie diese? Ist die literarische Fallgeschichte noch eine Annäherung an das, was der Fall war, oder ist sie bloße Fiktion, die gerade durch das Nichtversprechen, Abbild von Wirklichkeit zu sein, den Fall erfasst mit allem, was dazugehört, auch dem, was verborgen ist? Was an problematisierender Kennzeichnung der Freud'schen Erzählung durch die oben gestellten Fragen auftaucht, ist nicht das andere der Fallgeschichte. Es liegt im bezeichneten Fall nur offenkundiger zu Tage, was die klinische Fallgeschichte auch gemeinhin kennzeichnet: eine spezifische Poetik des Falls, auch ohne literarischen

Anspruch, eine doppelte Autorschaft, eine durch eine wissenschaftliche Rahmenerzählung überschriebene Binnenerzählung, ein gutes Maß Fiktionalität.²⁶ Dies alles mit dem Unterschied, dass in der Freud'schen Variante das methodische Problem angesprochen wird und der Griff zur Kunst (der Kunstgriff) die Kraft der Überzeugung entfaltet, nachhaltiger als es allen anderen Falldarstellungen gelingt und gelungen ist.

Selbstverständlich warf Freud sein Licht nicht nur voraus, sondern gerade im Kontext einer Geschichte der Fallgeschichte muss auch die Frage gestellt werden, in welches soziale Erbe er einwilligte, als er begann, die Fallgeschichte zum kunstvollen Behandlungsbericht auszuarbeiten. In mancher Hinsicht ist sein Verfahren – so sehr es sich an anderer Stelle auch unterscheidet – durchaus kongruent mit der Haltung der bislang vorgestellten Autoren: Auch er führt den meist weiblichen Anfang der Geschichte zu einem männlichen Ende (in eine gelungene, heterosexuelle Bindung), wendet die Erzählung von Erkenntnismittel in Beweisstück und zurück und rekonstruiert die Erzählung mit der notwendigen Finalisierung auf die Pathologie als Beleg für die Architektur seiner Theorie. Er ist Detektiv und arbeitet das Verhältnis von Sichtbarem und Sagbarem, um das es in Bezug auf den »beredten ärztlichen Blick«²⁷ von Anfang an ging, neu aus, über die äußeren Sichtbarkeits- und Sagbarkeitsgrenzen hinaus. Aus seinen *Bruchstücken der Hysterie* erfahren wir im Rahmen des unvollendeten Falls Dora aus dem Jahre 1905:

Als ich mir die Aufgabe stellte, das, was die Menschen verstecken, nicht durch den Zwang der Hypnose, sondern aus dem, was sie sagen und zeigen, ans Licht zu bringen, hielt ich die Aufgabe für schwerer als sie wirklich ist. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, überzeugt sich, dass die Sterblichen kein Geheimnis verbergen können. Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen; aus allen Poren dringt ihm der Verrat.²⁸

Allerdings ist Sigmund Freud darin immer wirklich Kasuist.²⁹ Sein fall-rekonstruktives Vorgehen vertraut darauf, dass der Fall sich selbst preisgibt und die Struktur des ganzen Zusammenhangs zum Vorschein bringt. Neue Erkenntnis brächte demnach nicht ein immer ausgefeilteres, axiomatisches Verfahren, welches einem Prinzip möglichst viele Fälle zuordnet, sondern ein kasuistisches. Darin nun kommt Freud ganz und gar über die Klinik hinaus und darin nun ist nichts, was seine Fallrekonstruktion noch mit den Fallgeschichten, die dem Feld der psychiatrischen Klinik entstammen, verbände. In dieser Hinsicht ist die methodi-

sche Hinterlassenschaft Freuds groß – ungleich größer allerdings als für die Medizin für die Sozial- und Kulturwissenschaften, bis heute.

Das Besondere im Allgemeinen

Was durch die Klinik entstand, musste schließlich, um zu werden, diese überwinden. Der Einzelfall, der als erste Gattung der Klinik gepriesen wurde, war als solcher in ihr nie gemeint. Er war immer schon ein Fall unter Fällen oder ein Fall von etwas, nie aber ein Fall für sich. Immer war das Verhältnis zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen schon vorgegeben: entweder dadurch, dass die vielen Einzelnen das Allgemeine im Schnitt zu ermitteln hatten oder aber umgekehrt, dass sie das bereits vorausgesetzte Allgemeine bloß auf besondere Weise veranschaulichen sollten.

Dass »das irreduzible Besondere«³⁰ das Allgemeine aus sich heraus preisgibt, und sich der Einzelfall erst nach und nach – fallrekonstruktiv – als Fall von etwas erweist, das war im Kontext der spezifischen Rationalität der Klinik und im Rahmen der Medizin als empirischer (Natur-) Wissenschaft nicht vorgesehen. Das aber wäre der einzig wirkliche Gewinn der Fallgeschichte gewesen: die Nahaufnahme einer Biografie, die gerade durch die Tiefe des gewährten Einblicks in das Besondere über sich hinauswächst und als einzigartige, aber mögliche Geschichte auf das Menschenmögliche und damit auf das Allgemeine der Geschichte schließen lässt.

Das Allgemeine der Geschichte aber scheint mir auch noch in einem ganz anderen Sinne von Bedeutung. Wie konnte eine derart gelungene Fallgeschichte gegen Ende des 19. Jahrhunderts gelingen und wie konnte sie eine derart ausgreifende Wirkung auf das 20. bis in das 21. Jahrhundert entfalten? Als Narration an der Schwelle scheint mir die psychoanalytische Fallgeschichte geeignet, das unsicher gewordene Subjekt³¹ zu repräsentieren und zu überwinden, das moderne Individuum zu initiieren³² und ihm für seine neue Aufgabe eine versichernde Kulturtechnik zur Hand zu geben: die Selbstaufklärung. Dass diese Selbstaufklärung den Weg über die Erzählung nimmt, ist dabei von entscheidender Bedeutung: sie versichert dem Individuum, sich durch Erzählung zu gewinnen. Darin ist die Psychoanalyse wohl die einzige *säkulare* Kultur, die das durch Erzählung gewonnene Selbst repräsentiert.³³ Offensichtlich versorgt uns die Fallgeschichte der Jahrhundertwende auch

heute noch mit einem kulturellen Text, der uns hilft, uns sowohl wieder zu finden, als auch zu erfinden.³⁴ Dabei ist nicht so sehr von Bedeutung, ob wir mit der Story, die sie erzählt, einverstanden sind, wenn wir mit der Story-line übereinstimmen. Wenngleich auch hier einschränkend gesagt werden muss, dass auch die Erzähllogik heute in Veränderung ist und eine auf Kohärenz und einheitliche Sinnstiftung ausgelegte Narration, die den Bogen spannt, um am Ende die Auflösung der Lebensgeschichte zu präsentieren, nicht mehr leicht zu haben ist. Jedenfalls hat sich seit der Freud'schen Fallgeschichte Folgendes mit Sicherheit gewandelt: Der Erzähler erster Ordnung ist nicht mehr Patient, zumindest nicht notwendiger Weise, die, die um ihr Leben redet, ist nicht mehr nur die Frau³⁵ und ihre Lösung ist lange nicht mehr der junge Mann auf der Tanzveranstaltung, mit dem sie zu ihrer Bestimmung anwächst.³⁶

Anmerkungen

- 1 Vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, München: Hanser 1973.
- 2 Vgl. Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung: Krankheitsbilder, Lebensgeschichten und die erste psychoanalytische Fallgeschichte«, in: *Psyche* 9 (1993), S. 815-855. Der Beitrag ist m. E. der erste und bislang einzige zur Vorgeschichte der psychoanalytischen Fallgeschichte aus psychiatrie-geschichtlicher Perspektive. Er wurde grundlegend auch für den vorliegenden Aufsatz.
- 3 Georges Didi-Hubermann: *Erfindung der Hysterie*, München: Wilhelm Fink 1997, S. 33f.
- 4 Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung«, a.a.O., S. 819.
- 5 Vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik*, a.a.O., S. 102ff.; im Zusammenhang mit der Normalverteilung auch: Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, S. 192ff.
- 6 Die *Observationes* als ausführliche Fallbeschreibungen und Heilungsgeschichten begründeten schon in der Neuzeit die Autorität so manchen Arztes, die *Merabilia*, die *Observationes rares*, verbürgten seine außergewöhnliche Kenntnis.
- 7 Fallsammlungen beispielhaft: Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis*, 16. und 17. Ausgabe, Stuttgart, 1926 [1886]; F.H. Myers; *Human Personality and its survival of Bodily Death*, London/New York/Bombay, 2Bde, 1903; Georges M. Beard, *Sexual Neurasthenia, its Hygiene, Causes, Symptoms and Treatment*, 5. Auflage, New York, 1900; Josef Breuer/Sigmund Freud, *Studien über die Hysterie*, Frankfurt/Main, 1991 [1895]
- 8 Vgl. u.a.: Ursula Link-Heer: Doppelgänger und multiple Persönlichkeiten. Eine Faszination der Jahrhundertwende, in: Christina von Braun/Gabriele Dietze (Hg.): *Multiple Persönlichkeit*, Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik 1999, S. 32-60, Ursula Link-Heer: »Le mal a marché trop vite«. Fortschritts- und Dekadenzbewusstsein im Spiegel des Nervositäts-Syndroms, in: Wolfgang Drost (Hg.): *Fortschrittsglaube und Dekadenzbewusstsein im Europa des 19. Jahrhunderts. Literatur – Kunst – Kulturgeschichte*, Heidelberg: Winter 1986, S. 45-69. Annette Runte: *Biografische Operationen. Diskurse der Transsexualität*, München: Wilhelm Fink 1996. Elisabeth Bronfen: *Das verknottete Subjekt*, Berlin: Verlag Volk & Welt 1998, S. 257-365.

- 9 Vgl. Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung«, a.a.O.
- 10 Philippe Pinel: *Traité médico-philosophique sur la' alienation mentale ou la Manie*, Paris: Chez Richard 1801, S. 46ff., sowie Philippe Pinel: *La Médecin Clinique. Rendue plus précise et plus exacte par l'application de l'analyse ou Recueil et résultat d' observations sur le maladies aignes faites a la Salpêtrière*, Paris: Caille et Ravier
- 11 Vgl. Xavier Bichat: *Recherches physiologiques sur la vie et la mort*, Paris: chez Bresson 1804, S. 72-73.
- 12 Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung«, a.a.O., S. 822f.
- 13 Vgl. Etienne Esquirol: *Des Maladies Mentales, Seconde Partie, XI: De la Monomanie*, Paris: Baillière 1838.
- 14 Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung«, a.a.O., S. 826.
- 15 Jean Martin Charcot: *Neue Vorlesungen über das Nervensystem, insbesondere über Hysterie*, Leipzig/Wien: Toepflitz & Deuticke 1886, 1 und 3.
- 16 Martin Charcot: *Oeuvres completes*, Paris: Bureau du Progrès Médical 1887/1888, S. 155.
- 17 Stephanie Kiceluk: »Der Patient als Zeichen und Erzählung«, a.a.O., S. 826.
- 18 Marianne Schuller: »Hysterie als Artefakt«, in: *Loccumer Protokolle* 8 (1988), S. 244-264, S. 251.
- 19 Ebd., S. 249.
- 20 Jean Martin Charcot: *Neue Vorlesungen über das Nervensystem*, a.a.O., S. 13.
- 21 Emil Kraepelin: *Lectures of a Clinical Psychiatry*, London: Baillière 1904, Lection XXI (Final Stages of Dementia Praecox), S. 200f.
- 22 Emil Kraepelin: *Einführung in die psychiatrische Klinik*, Leipzig: Barth 1916 (aus dem Vorwort zur 1. Ausgabe).
- 23 Sigmund Freud: »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« [1905], in: Ders.: *Gesammelte Werke*, London/Wien: Imago 1940, S. 175.
- 24 Josef Breuer/Sigmund Freud: *Studien über Hysterie*, Leipzig/Wien: Deuticke 1895, S. 119.
- 25 Ebd., S. 120.
- 26 Vgl. Wolfgang Müller-Funk: »Die Fallgeschichte(n) der Psychoanalyse: Anna O.«, in: Ders.: *Die Kultur und ihre Narrative*, Wien/New York: Springer 2002, S. 199-222.
- 27 Vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik*, a.a.O.
- 28 Sigmund Freud: »Bruchstück einer Hysterie-Analyse«, a.a.O., S. 179.
- 29 Vgl. Heinz Bude: »Freud als Novellist«, in: Ulrich Stuhr/Friedrich-W. Denke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*, Heidelberg: Asanger 1993, S. 3-17.
- 30 Diese Wendung stammt von Johannes Süßmann aus seinen „Einführenden Überlegungen“ zur Internationalen Tagung »Fallstudie: Theorie – Geschichte – Methode« (Frankfurt, 2005). Für die zahlreichen Anregungen auf der Konferenz, hier noch einmal: herzlichen Dank.
- 31 Verdrängt von seiner vormals privilegierten Stellung als Ursprung und Quelle von Bewusstsein, Intentionalität und Autonomie (Descartes, Kant, Hegel) gerät das Subjekt der Moderne gleichsam von mehreren Seiten theoretisch unter Druck (Marx, Nietzsche, Heidegger). Freud tut beides: Er arbeitet die Verunsicherung aus – das Individuum ist nicht mehr Herr im eigenen Haus – und bietet eine Lösung an: die umfassenden *Talking Cure*, die Erzählung als Kunst zur Heilung und Kunst des Werdens.
- 32 Vgl. Wolfgang Müller-Funk: »Die Fallgeschichte(n) der Psychoanalyse«, a.a.O.
- 33 Jay M. Bernstein: »Self-knowledge as Praxis: Narrativ and Narration in Psychoanalysis«, in: Christopher Nash: *Narrative in Culture*, New York: Routledge 1990.
- 34 Vgl. Wolfgang Kraus: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, Herbolzheim: Centaurus 2000.
- 35 Gemeint ist hier die Hysterikerin der Psychoanalyse. Vgl. Gisela Steinlechner: »Freuds kleiner Roman«, in: Dies.: *Fallgeschichten: Krafft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitäts-Verlag 1995, S. 130-177.
- 36 Im Fall Dora und im Fall Elisabeth von R. kommt die Geschichte jeweils zu einem guten Ende. Die nachträgliche Heirat der Patientin ist ein Beleg der Heilung.

Andere Völker, andere Zeiten

Das evolutionistische Narrativ in den Humanwissenschaften, 1750-1930

Einleitung

Zu Beginn seiner 1913 erschienenen Studie *Totem und Tabu* erklärt Sigmund Freud, der Mensch der Vorzeit sei »noch in gewissem Sinne unser Zeitgenosse«, was er wie folgt ausführt: »[E]s leben Menschen, von denen wir glauben, daß sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken.«¹ Da die »Wilden« paradoxerweise zugleich unsere Zeitgenossen und unsere prähistorischen Ur-ahnen sind, meint Freud, dass »die Aufklärung des Tabu ein Licht auf den dunkeln Ursprung unseres eigenen ›kategorischen Imperativs‹ zu werfen vermöchte.«² Eine wissenschaftliche Analyse indigener polynesischer und australischer Praktiken, so die Logik, ermöglicht die Rekonstruktion der kulturellen Evolution Europas.

Um solcherart hergeleitete Entwicklungsgeschichten dreht sich der vorliegende Beitrag. Das evolutionistische Narrativ, das sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Philosophie, Reiseliteratur, Biologie und Anthropologie etabliert, zeigt geradezu musterhaft die Interaktion zwischen literarischen und humanwissenschaftlichen Diskursen auf, die Thema dieses Bandes ist. Literatur und Wissenschaft stehen hier in einem so regen Austausch und produzieren dabei so starke interdiskursive Überschneidungen, dass kaum beantwortet werden kann, wo genau die beiderseits

verwendeten Modelle und Konzepte ihren Anfang nahmen, ob in literarischen Fiktionen oder in wissenschaftlichen Reflexionen.

Jean-Jacques Rousseaus Annäherung zeitgenössischer »Wilder« an die Fiktion des Naturzustands markiert den vielleicht wichtigsten Ausgangspunkt der *kulturevolutionären* Spielart dieses Narrativs. Eine *evolutionsbiologische* Variante manifestiert sich in populärwissenschaftlichen Schriften des späten 19. Jahrhunderts. Der darin zu beobachtende Wandel des Evolutionismus – bei aller Kontinuität der theoretischen Grundannahmen – soll im Folgenden als Dynamisierung eines feste Grundstrukturen vorgebenden Paradigmas erklärt werden.

Rousseaus spekulative Evolutionstheorie

Fasst man das in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und literarischen Genres stattfindende Schreiben über das Andere Europas unter dem etwas vereinfachenden Begriff »Alteritätsdiskurs« zusammen, so kann man sagen, dass keine andere theoretische Schrift des 18. Jahrhunderts diesen Diskurs so stark und nachhaltig geprägt hat wie Jean-Jacques Rousseaus 1755 veröffentlichter *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. Die von Rousseau entwickelte »spekulative Evolutionstheorie«³ hatte grundlegende Konsequenzen für die Bestimmung kultureller Differenz: Sie stellte »Zivilisierte« (Europäer) und »Wilde« (Nicht-Europäer) in ein neues, kulturevolutionäres Verhältnis.

Entgegen einer bis heute verbreiteten Auffassung behauptet Rousseaus Abhandlung dabei keineswegs, eine Rekonstruktion »historischer Wahrheiten« zu sein, sondern präsentiert ausdrücklich »hypothetische«⁴ Überlegungen. Zwar stützt Rousseau seine »Annahme«⁵ vom Naturzustand auf zeitgenössische koloniale Reiseberichte, was seinen Beschreibungen den Anschein empirischer Fundiertheit gibt.⁶ Tatsache ist aber, dass auch die zeitgenössischen »Wilden«, welche im ersten Teil des Essays wiederholt als Beispiele angeführt werden, nicht im Naturzustand leben. Rousseau kritisiert an einer Stelle ausdrücklich, es sei immer wieder übersehen worden, »wie weit diese Völker bereits vom ersten Zustand der Natur entfernt waren«,⁷ als die Europäer sie entdeckten.

Was sie von Europa unterscheidet, ist ihre *relative* Nähe zum Naturzustand. So sind für Rousseau die Kariben »von allen existierenden Völkern dasjenige, das sich bisher am wenigsten vom Naturzustand entfernt

hat.«⁸ Das heißt, die Kariben sind zwar keineswegs mit dem Naturmenschen gleichzusetzen, sie haben sich aber (noch) vergleichsweise wenig weit vom ursprünglichen Zustand wegbewegt. Indem Rousseau den Naturzustand als einen allen Kulturen gemeinsamen Ausgangspunkt setzt, macht er die Erstellung eines universalen Modells der menschlichen kulturellen Evolution möglich. Jede Kultur kann demzufolge in eine Achse eingetragen werden, deren Pole der Naturzustand und der Zustand der modernen europäischen Zivilisation sind, während der Raum dazwischen durch verschiedene Übergangsstadien ausgefüllt wird. Eines dieser intermediären Stadien ist dasjenige der »entstehenden Gesellschaft (*société naissante*)«,⁹ bei dem es sich um das insgesamt »glücklichste«¹⁰ handeln soll, wie Rousseau unter Verweis auf die zeitgenössischen »Wilden« argumentiert. Diese erfüllen bei genauerer Betrachtung den alleinigen Zweck, die Nachteile der modernen Zivilgesellschaft kontrastiv vor Augen zu führen, als utopischer Gegenentwurf zum eigenen, beklagenswerten Zustand der Europäer.

In diesem Sinne wurde Rousseaus Zivilisationskritik auch in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts vielfach narrativ umgesetzt. So etwa in *Typee. A Peep at Polynesian Life*, Herman Melvilles fiktionalisiertem Bericht von seinen Südseeabenteuern als Matrose eines amerikanischen Walfangschiffs aus dem Jahr 1846. Melvilles Ich-Erzähler »Tommo« schildert hier seine große Enttäuschung, bei der Einfahrt in die Bucht der Marquesas-Insel Nuku Hiva, angesichts der unerwarteten Präsenz der Franzosen. Während eines Landgangs beobachtet er die Begegnung zwischen dem Admiral Abel Aubert Dupetit-Thouars, der in voller Montur mitsamt Orden auftritt, und dem alten, tätowierten Häuptling von Tior, der dem Franzosen nackt bis auf einen Lendenschurz begegnet. Beide Männer, so wird die Szene geschildert, sehen auf ihre Weise edel aus. Es überwiegt jedoch der »Kontrast«:

At what an immeasurable distance, thought I, are these two beings removed from each other. In the one is shown the result of long centuries of progressive civilization and refinement, which have gradually converted the mere creature into the semblance of all that is elevated and grand; while the other, after the lapse of the same period, has not advanced one step in the career of improvement. »Yet, after all«, quoth I to myself, »insensible as he is to a thousand wants, and removed from harassing cares, may not the savage be the happier of the two?«¹¹

Melville verwendet an dieser Stelle eine räumliche Metapher. Was er mit der »Distanz« zwischen den beiden Autoritätsfiguren bezeichnet, ist

aber ein *zeitlicher* Abstand: der kulturevolutionäre Vorsprung des Europäers gegenüber dem Polynesier, der noch »keinen einzigen Schritt« in Richtung Zivilisation zurückgelegt hat, sondern in seinem ursprünglichen Zustand verharret. Diesen Zustand hat Melville in einer früheren Passage des Romans bereits als »state of nature«¹² identifiziert – in einer für die Rousseau-Rezeption des 19. Jahrhunderts charakteristischen Fehlinterpretation des zweiten *Discours*.

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Die Evolutionstheorie des *Discours sur l'inégalité* wurde nicht nur von literarischen Reiseberichten aufgegriffen. Stets aufs Neue bestätigten auch dem Selbstverständnis nach szientifische, (proto-)ethnographische Texte, was Rousseau selbst unmissverständlich als reine »conjecture«, »hypothèse« und »supposition« ausgewiesen hatte. Ein früher und eindrucksvoller Beleg hierfür ist ein Vortragstext aus dem Jahre 1800, mit dem sich Joseph-Marie de Gérando als Mitglied der französischen *Société des observateurs de l'homme* an verschiedene Forscher richtete, die wenig später nach Australien und ins innere Afrikas aufbrechen sollten. Ziel seines Vortrags war es, den Forschern methodische Hinweise zur richtigen Beobachtung der »wildten Völker« mit auf den Weg zu geben. Hierbei bediente er sich des Bilds der Reise im Raum als einer Zeitreise: »Der philosophische Reisende, der in die entferntesten Teile der Erde reist, durchquert in Wahrheit die Abfolge der Zeitalter; er reist in die Vergangenheit; jeder Schritt, den er macht, ist ein Jahrhundert, das er zurücklegt.« Wenn De Gérando in Anschluss an diesen Satz erklärt, die fremden Völker zeigten dem europäischen Reisenden den »Zustand unserer eigenen Vorfahren«¹³ auf, so setzt er damit nicht nur eine prinzipielle Vergleichbarkeit, sondern geradezu eine Entsprechung der heutigen »Primitiven« mit den »primitiven« Urahnen der Europäer voraus, die Rückschlüsse von den einen auf die anderen zulässt. In der Fremde sieht sich der Europäer demnach wahrhaftig mit seinen eigenen Urahnen konfrontiert. Diese Grundannahme wurde zu einem entscheidenden Ausgangspunkt der modernen anthropologischen Theorie.

In seinen die moderne Ethnologie mitbegründenden Büchern *Primitive Culture* (1871) und *Anthropology* (1881) unterteilt Edward Burnett Tylor die gesamte Menschheit in die drei Entwicklungsstadien »wild«, »barbarisch« und »zivilisiert«. Die Ureinwohner Brasiliens, argumen-

tiert er, seien wild, diejenigen Neuseelands barbarisch, und beide zusammen könnten den Europäern Auskunft geben über den »Fortschritt der Zivilisation«. ¹⁴ Alles *jenseits* von Europa ist, so betrachtet, *vor* Europa: ¹⁵ »the European may find among the Greenlanders or Maoris many a trait for reconstructing the picture of his own primitive ancestors.« ¹⁶ Jegliche Differenzen werden erklärt als bloße Entwicklungsunterschiede in einem ansonsten für alle Menschen identischen Evolutionsprozess. Das Andere wird angeglichen an das Eigene, das als universaler Maßstab gesetzt wird, was die behaupteten Unterschiede einerseits zu nivellieren scheint. Andererseits impliziert diese Theorie jedoch ein äußerst rigides Differenzkonzept. »Wir« und »sie« stehen demzufolge weder in räumlicher noch in zeitlicher Hinsicht auf gemeinsamem Boden.

Das evolutionistische Paradigma: Theoretisch-methodischer Exkurs

Sowohl Rousseaus spekulativer philosophisch-anthropologischer Entwurf als auch seine Fortführungen und Weiterentwicklungen in der fiktionalen und wissenschaftlichen Literatur zeichnen sich durch ein immer gleiches Muster aus. Sie variieren allesamt ein narratives Grundschema von geradezu märchenhafter Einfachheit: »Es war einmal... (unser vorzivilisatorischer Urahn), und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute (auf anderen Kontinenten).« Hinter dieser simplen narrativen Struktur verbirgt sich, epistemologisch betrachtet, eine spezifische Art und Weise, das Verhältnis zwischen Europa und Nicht-Europa zu veranschaulichen, die Tzvetan Todorov auf die prägnante Formel gebracht hat: »Sie (*dort*) sind *jetzt*, wie wir (*hier*) *früher* waren.« ¹⁷

Diese Kernaussage aller evolutionistischen Narrative kann, mit einem vielbemühten Begriff des amerikanischen Wissenschaftstheoretikers Thomas Kuhn, als *Paradigma* beschrieben werden. Es lohnt sich, hier noch einmal zu Kuhns eigener Bestimmung dieses schnell inflationär und wenig differenziert verwendeten Konzepts zurückzukehren. In einem Nachtrag zu seinem erstmals 1962 erschienenen Buch *The Structure of Scientific Revolutions* erklärt Kuhn, den Begriff »Paradigma« mit zwei Bedeutungen versehen zu haben. ¹⁸ Von Interesse ist im vorliegenden Zusammenhang vor allem die zweite Bedeutung. »Paradigma« steht hier für eine modellhafte Veranschaulichung einer Sachlage oder eines Verhältnisses, an der sich die Wissenschaftler einer *scientific community*

orientieren, aus der sie immer neue Erklärungen ableiten und die so ihren Blick auf die Welt prägt und strukturiert, bis, in Folge einer wissenschaftlichen Revolution, ein Paradigmenwechsel eintritt und das Modell durch ein anderes abgelöst wird. In Anlehnung an diese Begriffsbestimmung kann die oben beschriebene Überlagerung räumlicher und zeitlicher Grenzziehungen im europäischen Alteritätsdiskurs des 19. Jahrhunderts als das *evolutionistische Paradigma* zusammengefasst werden.

Deutliche Berührungspunkte ergeben sich auch zu Michel Foucaults Konzept der *episteme*. Insofern sie »historische Aprioris«¹⁹ darstellen, lassen sich Foucaults *epistemen* beschreiben als »Vorbedingungen des Erkennens wie die transzendentalen Formen, die sich aber nur während einer begrenzten Periode der Geschichte halten und ihren Platz anderen abtreten, sobald ihre Kraft sich erschöpft«²⁰ – in dieser Eigenschaft durchaus Kuhns Paradigmen vergleichbar, wie schon der hier zitierte Jean Piaget 1968 unterstrich.²¹ Der Übergang von einer *episteme* zur nächsten ist laut Foucault – wie Kuhns Paradigmenwechsel – ein »radikales Ereignis«,²² das mit »Plötzlichkeit« und »Gründlichkeit« nicht nur eine Wissenschaft »reorganisiert«, sondern »ähnliche Veränderungen in offensichtlich sehr verschiedenen Disziplinen«²³ herbeiführt. Letzterer Zusatz macht einen wichtigen Unterschied zu Kuhns »Paradigma« deutlich, das sich ausdrücklich nur auf die Naturwissenschaften bezieht.

Gemeinsam ist Kuhn und Foucault das Interesse an den Möglichkeitsbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnisse und Aussagen sowie am umfassenden Wandel dieser Bedingungen. In *Archäologie des Wissens*, seiner 1969 veröffentlichten methodologischen Grundlagenschrift, stellt Foucault das Moment der Diskontinuität besonders stark in den Vordergrund.²⁴ Interessanterweise ist aber genau dieser Aspekt in bisherigen Anwendungen seiner Methode häufig vernachlässigt worden. So steht etwa in *Orientalism* (1978) – Edward Saids zum oft imitierten Muster einer Diskursanalyse gewordenen Hauptwerk – der orientalistische Diskurs ganz im Zeichen der Kontinuität. Der Orientalismus-Diskurs besteht in einem bloßen Weiterreichen immer identischer *idées reçues*, die von einem Kontext in den anderen übergehen, ohne wesentlich modifiziert zu werden.²⁵ Dem gegenüber steht Foucaults Hervorhebung der »Tatsache, daß eine Kultur mitunter in einigen Jahren aufhört zu denken, wie sie es bis dahin getan hat, und etwas anderes und anders zu denken beginnt«²⁶ – eine Beobachtung, die ihrerseits allerdings einen monolithisch geschlossenen Epochenbegriff zu implizieren scheint.

Das hier zu Diskussion stehende Beispiel legt einen Kompromiss zwischen Edward Saids einflussreichem Modell eines epochenübergreifenden, kontinuierlichen Diskurses und Michel Foucaults auf Epochenbrüche beschränkte These von der radikalen Diskontinuität der Diskurse nahe. Der Wandel des evolutionistischen Narrativs im Verlauf des 19. Jahrhunderts ist am besten als *Diskontinuität in der Kontinuität* zu verstehen. Hierbei spielt die Vermischung mit dem Literarischen eine entscheidende Rolle. Der Kontinuität des evolutionistischen Paradigmas steht die Dynamik der einzelnen Narrative gegenüber, die es in verschiedenen historischen Kontexten und Disziplinen konkret ausformen. Das evolutionistische Paradigma kann als zentrales Strukturmerkmal der Evolutionsgeschichten immer anders realisiert und konkretisiert werden. Der (relativen) Statik des epistemologischen Grundgerüsts steht die Wandelbarkeit der verschiedenen narrativen Konstrukte gegenüber, die darum herum entstehen. Dies wird deutlich, wenn man die weitere Karriere des evolutionistischen Narrativs in den Humanwissenschaften betrachtet.

Diskontinuität in der Kontinuität: Die evolutionsbiologische Umdeutung des evolutionistischen Paradigmas im 19. Jahrhundert

Die Bedeutung, die Rousseaus *Discours* für die Evolutionsgeschichten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat, kommt Charles Darwins Hauptwerk *The Origin of Species by Means of Natural Selection* (1859) in der zweiten Jahrhunderthälfte zu. In einer berühmt gewordenen Formulierung beschrieb Sigmund Freud 1917 die Wirkung Darwins als Kränkung des menschlichen Narzissmus, wobei er diese Kränkung wie folgt erläuterte:

Der Mensch ist nichts anderes und nichts Besseres als die Tiere, er ist selbst aus der Tierreihe hervorgegangen, einigen Arten näher, anderen ferner verwandt. Seine späteren Erwerbungen vermochten es nicht, die Zeugnisse der Gleichwertigkeit zu verwischen, die in seinem Körperbau wie in seinen seelischen Anlagen gegeben sind.²⁷

Entscheidend ist hier vor allem der zweite Punkt. Der Mensch stammt Darwin zufolge nicht nur von einer »lower form«²⁸ ab, die er in seiner weiteren Entwicklung als einen fernen Ursprung hinter sich gelassen hat, sondern er teilt *bis heute* einen Großteil seiner körperlichen und geistig-

seelischen Merkmale mit anderen Säugetieren. Im ersten Kapitel seiner in Hinblick auf die von Freud beschriebene Kränkung relevantesten Schrift, *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex* (1871), führt Darwin eine ganze Reihe von Beispielen an, welche in seinen Augen die menschliche Abstammung von einer niederen Form belegen. Am ausführlichsten diskutiert er dabei sein letztes Argument: die Existenz von Rudimenten, also überflüssig gewordenen Organen, die sich zurückgebildet haben oder ganz verschwunden sind, jedoch in Folge einer Umkehr (*reversion*) gelegentlich wiederauftreten.²⁹

Die von Darwin beschriebene Wiederkehr entwicklungsgeschichtlich eigentlich überholter Merkmale schien ganz grundsätzlich die Möglichkeit eines Rückfalls in eine stammesgeschichtlich ältere Entwicklungsstufe zu beweisen. Zeitgenössische Autoren wie der italienische Kriminalanthropologe Cesare Lombroso waren bemüht, die daraus entstandene Gefahr auf bestimmte, »degenerierte« Menschentypen einzugrenzen.³⁰ Max Nordau sprach in seiner stark an Lombroso angelehnten populärwissenschaftlichen Schrift *Entartung* (1892-93) von einer atavistischen »Umkehr zur ältesten Thierheit«:³¹

Der Rückfall des Entarteten kann bis zur schwindelerregenden Tiefe gehen. Wie er körperlich bis zur Stufe der Fische, ja der Gliederthiere und selbst der geschlechtlich noch nicht differenzierten Wurzelfüßer hinabsinkt, [...] so erneuert er geistig im besten Falle, als höherer Entarteter, den Typus des Urmenschen der ältern Steinzeit, im schlimmsten Falle, als Idiot, den eines weit vormenschlichen Thiers.³²

Lombroso war der Überzeugung, dass die atavistischen Merkmale des Verbrechers »durch Erziehung und Umgebung zurückgehalten werden können, aber plötzlich unter dem Einflusse gegebener Umstände wieder hervortreten«.³³ Dieser Gedanke findet sich überdeutlich in verschiedenen zeitgenössischen literarischen Texten wieder. Joseph Conrads erstmals 1899 erschienener Roman *Heart of Darkness* zum Beispiel skizziert genau einen solchen von Nordau beschriebenen Rückfall.³⁴ Das Hervortreten eines zuvor verdrängten atavistischen Merkmals bei dem weißen Kolonialisten Kurtz im Inneren des belgischen Kongo-Freistaats. Der Konstruktion des Schwarzafrikaners als »prehistoric man«³⁵ steht in *Heart of Darkness* die Vorstellung gegenüber, dass der »zivilisierte Mensch« selbst noch Spuren seiner primitiven Abstammung in sich trägt. Die Grenze zwischen »Zivilisation« und »Barbarei« wird nicht mehr nur als eine äußere gedacht, sondern *internalisiert*; sie verläuft gerade durch die Psyche des »zivilisierten« Menschen, der nur verdrängt

und vergessen hat, was Conrad seine »brutal and forgotten instincts«³⁶ nennt. Der Urahn des Europäers ist demnach sowohl »dort«, außerhalb von Europa, als auch »hier«, im Europäer selbst, als Atavismus (von lat. *atavus*, »Urahn«), vorhanden.

Die von Conrads Erzähler Marlow in diesem Zusammenhang ausgesprochene Beobachtung »The mind of man is capable of anything – because everything is in it, all the past as well as all the future«³⁷ scheint dabei eine der Kernthesen der Psychoanalyse vorwegzunehmen, die ihrerseits, zumindest auch, eine Fortsetzung der Evolutionstheorie des 19. Jahrhunderts ist. In seinem kulturpessimistischen Essay *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) spricht Freud in ganz ähnlichen Worten von einer »Erhaltung des Primitiven neben dem daraus entstandenen Umgewandelten« auf »seelischem Gebiet« und erklärt, »daß im Seelenleben nichts, was einmal gebildet wurde, untergehen kann, daß alles irgendwie erhalten bleibt und unter geeigneten Umständen, z.B. durch eine so weit reichende Regression, wieder zum Vorschein gebracht werden kann.«³⁸ Das evolutionistische Narrativ wird Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entscheidend variiert. Zwar bleibt das evolutionistische Paradigma weiterhin gültig: »Sie (dort) sind jetzt wie wir (hier) früher waren.« Die daraus abgeleiteten Entwicklungsgeschichten erhalten jedoch eine neue Pointe: »So wie sie (dort) sind wir (hier) zum Teil ebenfalls geblieben – und so wie sie könnten wir darum in Zukunft wieder sein.«

Schluss

Der Verweis auf Sigmund Freuds psychoanalytische Aneignung des Narrativs vom zeitgenössischen Urahn führt zum Ausgangspunkt zurück. Auf den ersten Blick scheint Freuds eingangs zitierte Aussage, einige Menschen stünden den »Primitiven« noch viel näher als »wir«, genau dieselbe Geschichte zu erzählen wie Rousseaus zweiter *Discours*: Alle Kulturen haben ihren gemeinsamen Ausgangspunkt verlassen; einige nicht-europäische Gesellschaften befinden sich aber noch in (relativer) Nähe zum Urzustand und lassen daher Rückschlüsse sowohl auf diesen Zustand als auch auf die seither vollzogene Entwicklung seitens der Europäer zu. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die so gezogene Grenze bei Freud zugleich unterlaufen wird. Zwar gehört das Tabu nach Freuds Ansicht der Vorgeschichte der modernen Zivilisation an, als urchimliches Phänomen tritt es aber eben nicht nur in »primitiven«

Gesellschaften auf, sondern auch bei neurotischen Europäern, die »eine archaische Konstitution als atavistischen Rest mit sich gebracht haben«. ³⁹ Dem äußeren, zeitgenössischen Urahn, wie ihn etwa die australischen Aborigines verkörpern, korrespondiert ein innerer Atavismus, der als verdeckte, aber untilgbare evolutionäre Spur in der Psyche des Europäers erhalten geblieben ist und jederzeit wieder an die Oberfläche treten kann.

Mit dem Zeitraum zwischen 1750 bis 1930 wurde in diesem Beitrag die Blütezeit des Evolutionismus thematisiert. Geschrieben wurde, mit Michel Foucault gesprochen, aber auch eine »Geschichte der Gegenwart«. ⁴⁰ Bereits 1983 bemerkte der Ethnologe Johannes Fabian, die von ihm als »Verweigerung der Gleichzeitigkeit« ⁴¹ gekennzeichnete Strategie der temporalen Distanzierung habe – als Erbe des Kolonialismus – alle anderen Distanzierungsstrategien bis heute überdauert. ⁴² Zwar wurde die evolutionsbiologische Variante des evolutionistischen Narrativs inzwischen durch gesellschafts- und wirtschaftsevolutionäre Konstruktionen abgelöst; das Bewusstsein einer exklusiv westlichen »Moderne«, von der, ungeachtet aller oft diskutierten Globalisierungsprozesse, ein großer Teil der restlichen Welt noch in jeweils unterschiedlichem Maße entfernt ist, hat aber nach wie vor großes Gewicht. Diese Kontinuität des evolutionistischen Paradigmas in der heutigen Zeit, bei aller Diskontinuität der (Einzel-)Narrative, verdient eine eigene Untersuchung.

Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud: *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker* [1912/13], Frankfurt/Main: Fischer 2000, S. 47.
- 2 Ebd., S. 71.
- 3 Hinrich Fink-Eitel: *Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte*, Hamburg: Junius 1994, S. 171.
- 4 Jean-Jacques Rousseau: »Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité«, in: Ders.: *Œuvres complètes*, III: *Du Contrat social. Écrits politiques*, hg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Paris: Gallimard 1964, S. 111-237, hier S. 133 (meine Übers.).
- 5 Jean-Jacques Rousseau: »Discours«, a.a.O., S. 160 (meine Übers.).
- 6 Zu Rousseaus Quellen vgl. Karl-Heinz Kohl: *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Berlin: Medusa-Verlag 1981, S. 193ff.
- 7 Jean-Jacques Rousseau: »Discours«, a.a.O., S. 170 (meine Übers.).
- 8 Ebd. (meine Übers.).
- 9 Ebd. (meine Übers.).
- 10 Ebd., S. 171 (meine Übers.).
- 11 Herman Melville: *Typee. A Peep at Polynesian Life*, hg. von John Bryant, Harmondsworth: Penguin 1996, S. 29.

- 12 Ebd., S. 11.
- 13 Joseph-Marie de Gérando: »Considérations sur les diverses méthodes à suivre dans l'observation des peuples sauvages«, in: Jean Copans/Jean Jamin (Hg.): *Aux origines de l'anthropologie française. Les mémoires de la Société des observateurs de l'homme en l'an VIII*, Paris: Éditions Le Sycomore 1968, S. 126-169, hier S. 131f. (meine Übers.).
- 14 Edward Burnett Tylor: *Anthropology*, Bd. 1., London: Watts & Co. 1946, S. 18f., hier: S. 19 (meine Übers.).
- 15 Vgl. Bernard McGrane: *Beyond Anthropology. Society and the Other*, New York: Columbia University Press 1989, S. 94.
- 16 Edward Burnett Tylor: *The Origins of Culture*, New York/Evanston: Harper & Row 1958, S. 21.
- 17 Tzvetan Todorov: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985, S. 201.
- 18 Vgl. Thomas S. Kuhn: »Postscript – 1969«, in: Ders.: *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago: Chicago University Press 1996, S. 174-210, hier S. 175.
- 19 Vgl. zu diesem Begriff v.a. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, S. 204, sowie Ders., *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1981, S. 183-190.
- 20 Jean Piaget: *Der Strukturalismus*, Olten/Freiburg i. Br.: Walter-Verlag 1973, S. 126.
- 21 Vgl. Jean Piaget: *Der Strukturalismus*, a.a.O., S. 126f. Eine solche Parallelisierung erfolgt, in Anschluss an Piaget, auch bei Manfred Frank: *Was ist Neostrukturalismus?*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984, S. 147f. Dazu ist zu sagen, dass Foucault, was die Klassifikation seines Werkes betraf, wohl nichts mehr hasste, als die Zuordnung zum Strukturalismus und dass er dementsprechend wenig mit Piagets Buch anfangen konnte, dessen Foucault-Kapitel den Titel »Ein Strukturalismus ohne Strukturen« trägt. Vgl. Michel Foucault: »Die große Einsperrung. Gespräch mit dem Tagesanzeiger Magazin [1972]«, in: Pravu Mazumdar (Hg.): *Foucault*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2001, S. 396-409, hier S. 396f. Dies hat allerdings auch Richard Dreyfus und Paul Rabinow nicht davon abgehalten, auf die Parallele zu Kuhn hinzuweisen, obgleich sie Foucault im Titel ihrer 1983 erschienenen Monographie ausdrücklich *jenseits* des Strukturalismus verorteten. Vgl. Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Weinheim: Beltz Athenäum 1994, S. 77-104, hier S 84f. u. 102f.
- 22 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O., S. 269.
- 23 Ebd., S. 12.
- 24 Vgl. hierzu die ausführlichere Darstellung in Michael C. Frank: »Kolonialismus und Diskurs: Michel Foucaults ›Archäologie‹ in der postkolonialen Theorie«, in: Susanne Kollmann/Kathrin Schödel (Hg.): *PostModerne De/Konstruktionen. Ethik, Politik und Kultur am Ende einer Epoche*, Münster: Lit 2004, S. 139-155, hier: S. 143-144.
- 25 Vgl. Edward Said: *Orientalism*, Harmondsworth: Penguin 1995, S. 94.
- 26 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O., S. 83.
- 27 Sigmund Freud: »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«, in: Ders.: *Abriß der Psychoanalyse. Einführende Darstellungen*, Frankfurt/Main: Fischer 1994, S. 187-194, hier S. 191.
- 28 Vgl. das Kapitel »The Evidence of the Descent of Man from Some Lower Form« in Charles Darwin: »The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex, Part One«, in: *The Works of Charles Darwin*, Vol. 2, hg. von Paul H. Barrett/R. B. Freeman, London: William Pickering 1989, S. 9-29.
- 29 Vgl. ebd., S. 15-29.
- 30 Zur Entwicklung der Degenerationstheorie im 19. Jahrhundert, bei Lombroso und anderen europäischen Autoren, vgl. die materialreiche Rekonstruktion von Daniel Pick: *Faces of Degeneration. A European Disorder, c. 1848 - c. 1918*, Cambridge: Cambridge University Press 1989.
- 31 Max Nordau: *Entartung*, Bd. 2, Berlin: Verlag von Carl Dunder 1893, S. 497.
- 32 Ebd., S. 500.
- 33 A. von Kirchenheim: »Zur Einführung«, in: Cesare Lombroso: *Der Verbrecher (Homo delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*, Bd. 1, Ham-

- burg: Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Königl. Hofbuchhandlung 1894, S. iii-xiii, hier: S. viii.
- 34 Zum Atavismusmotiv bei Joseph Conrad vgl. auch Horst Breuer: »Atavismus bei Joseph Conrad, Bram Stoker und Eugene O'Neill«, in: *Anglia* 117 (1999), S. 368-394, hier S. 368-378. Auf Parallelen zu Max Nordau hatte zuvor schon Cedric Watts aufmerksam gemacht. Vgl. Cedric Watts: *Conrad's Heart of Darkness. A Critical and Contextual Discussion*, Milano: Mursia International 1977, S. 132-136, sowie Ders.: *A Preface to Conrad*, London/New York: Longman 1982, S. 93-95.
- 35 Joseph Conrad, *Heart of Darkness with The Congo Diary*, hg. von Robert Hampson, Harmondsworth: Penguin 1995, S. 62.
- 36 Ebd., S. 106.
- 37 Ebd., S. 63.
- 38 Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften* [1930], Frankfurt/Main: Fischer 1997, S. 35f. Auf diese äußerst aufschlussreiche Parallele ist, soweit ich sehe, bislang erst Tim Youngs zu sprechen gekommen. Vgl. Tim Youngs: *Travellers in Africa. British Travelogues, 1850-1900*, Manchester/New York: Manchester University Press 1988, S. 201 u. 203.
- 39 Sigmund Freud: *Totem und Tabu*, a.a.O., S. 117.
- 40 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994, S. 43.
- 41 Vgl. Johannes Fabian: *Time and the Other. How Anthropology Makes Its Object*, New York: Columbia University Press 1983, S. 25-35.
- 42 Vgl. ebd., S. 35.

»... aus der *Ordnung* der Fakten«

Zur historischen Gattungspoetik des Sachbuchs

I.

Obwohl das Thema »Wissenschaft und Literatur« in den letzten Jahren einen enormen Aufschwung erfahren hat und eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven und Arbeitsfelder erschlossen worden sind, kann von einem gesteigerten Interesse am Phänomen des Sachbuchs nicht die Rede sein.¹ Und das, obwohl gerade das populäre Sachbuch den Anspruch erhebt, zwischen Literatur und Wissenschaft zu vermitteln, mithin also die mit ästhetischen Strategien ins Werk gesetzte Inszenierung verschiedener Wissensbestände ein ganz zentrales Anliegen der Gattung ist.

Zahlreiche Gründe für diese weitgehende Ignoranz dem Sachbuch gegenüber sind auszumachen; ich möchte hier lediglich zwei nennen: Zum einen fallen weite Bereiche der Sachbuchproduktion in jenen toten Winkel kultureller Textproduktion, für den sich niemand so recht zuständig weiß. Weder eine traditionelle Literaturwissenschaft noch die Wissenschaftsgeschichte konnten im Sachbuch je ein lohnenswertes Objekt der Forschung erblicken. Aber auch einer avancierten Kulturwissenschaft schien es allemal interessanter zu sein, den Konnex von »hoher Literatur« und »neuer Wissenschaft« ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken, so dass die oft einflussreichen, aber vermeintlich bloß sekundären Formen der Vermittlung und populären Verbreitung von Wissen aus dem Blick geraten sind.

Zum Zweiten existiert immer noch keine zufrieden stellende und allgemein gängige Definition des Sachbuchs als spezifische literarische Gattung. Schlimmer noch, der alltägliche Gebrauch des Wortes »Sachbuch«, etwa in Bestsellerlisten und Verlagswerbung, kennt nur ein einziges Differenzierungskriterium, nämlich das der Nicht-Fiktionalität. Wird aber unter Sachbuch alles verstanden, was sich als Sachtext in Buchform auf dem literarischen Markt hin und her bewegen lässt, kann die Kategorie des Sachbuchs nie mehr sein als die andere Seite der schönen Literatur und eine Ordnungskategorie zweiter Klasse, die unter oder über weit präziseren Bestimmungen (Biographie, Ratgeberliteratur usw.) eine zwar für den Buchhandel relevante, aber literaturwissenschaftlich weitgehend uninteressante Position besetzt.²

Würde man versuchen, allein unter Berufung auf diese zeitgenössische Verwendung des Begriffs eine Gattungsnorm für das Sachbuch zu entwerfen oder der disparaten Empirie auch nur einige hinreichend präzise deskriptive Merkmale abzunötigen, so wäre das wohl der recht Don Quichotteske Versuch einer Kolonisierung der Lebenswelt durch die Begriffe der Literaturwissenschaft. Nun ist aber der heutige Gebrauch des Wortes das Ergebnis einer Bedeutungserweiterung, die sich, um ein wenig übergenu zu sein, auf den 18. Oktober 1961 datieren lässt. Hier erschien nämlich die erste *Spiegel*-Bestsellerliste mit der Unterteilung von Belletristik und Sachbuch, und man begann nach und nach vom Lexikon bis zum Gesetzestext unter dem Sachbuch alle nicht-fiktionalen Bücher zu verstehen. Vorher war die Bedeutung relativ eingegrenzt auf eine Traditionslinie, deren Dreh- und Angelpunkt das wohl erfolgreichste deutsche Sachbuch aller Zeiten, C. W. Cerams (d.h. Kurt W. Mareks) *Götter, Gräber und Gelehrte* (1949), war. Seit dem Ende der vierziger Jahre fasste man unter den Begriff des Sachbuchs »kommerziell erfolgreiche, professionell erzählte und ansprechend gestaltete – romanhafte – Bücher, die, auf wissenschaftliche Fakten gestützt, Informationen und Zusammenhänge unterhaltsam vermittelten«.³ Ceram ist für die Geschichte des Sachbuchs nicht nur deshalb von Bedeutung, weil er bis in die 70er Jahre hinein das Vorbild für zahllose weitere archäologische Sachbücher lieferte, sondern auch, weil er sich explizit auf eine Tradition berief, die Ende der zwanziger Jahre als »Tatsachenroman« Bekanntheit erlangte.⁴

Es werden also die Umriss einer – allerdings recht kurzen – Gattungsgeschichte sichtbar, die sich einer relativ präzise zu beschreibenden Bezugnahme der Werke und Autoren aufeinander verdankt. Sie beginnt

Ende der zwanziger Jahre und endet – ungefähr – mit dem Erscheinen des *Ersten Amerikaners* (1972), Cerams letztem Buch. Etwa in den gleichen Zeitraum fällt auch innerhalb der Wissenschaft eine Periode der relativ intensiven Forschung zum Phänomen des Sachbuchs, die aus heutiger Sicht allerdings ungenügend ausgefallen ist.⁵ Das ist wenig, reicht aber um zu verdeutlichen, dass das Sachbuch durchaus eine Zeit lang als »historisch-soziale Institution« – sprich: Gattung – Erwartungsmuster prägte und spezifische Schreib- und Rezeptionsnormen herausbildete. Festgestellt werden kann aber auch, dass eine Reihe von Veröffentlichungen, die man intuitiv einer Geschichte des Sachbuchs zuschlagen würde, z.B. die Welle populärwissenschaftlicher Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hier noch nicht wieder zu finden sind.

Geht man also nur von diesen Befunden aus, um eine umfassendere Poetik und Geschichte des Sachbuchs zu konstruieren, steht man vor dem alten gattungstheoretischen Problem, dass man aus einem partikularen Korpus von Texten Merkmale und Kennzeichen zu extrahieren versucht, die für eine weitaus größere Anzahl von Texten gelten sollen. Das darf natürlich nicht bedeuten, dass man darauf verzichtet, die Geschichte und Poetik des Sachbuchs auf Bereiche auszudehnen, in denen das Wort »Sachbuch« keine Rolle spielt. Vielmehr sollte es darum gehen, durch eine ständige Rückkopplung von gesicherter Empirie und kategorialer Feinabstimmung das Sachbuch als interessantes und vielschichtiges Phänomen der Moderne – und der modernen Literatur – sichtbar zu machen.

II.

Ein Ansatzpunkt könnte sein, unter Einbeziehung paratextueller und poetischer Signale, der Produktions- und Rezeptionsbedingungen von populärwissenschaftlicher Literatur und einer genauen Analyse der zeitgenössischen und historischen Dimensionen des Begriffs, einen Katalog von Merkmalen zu erstellen, der etwa im Sinne Wittgenstein'scher Familienähnlichkeit eine plausible Situierung des Sachbuchs innerhalb eines mehr oder weniger systematischen Feldes moderner Gattungen erlaubt. Als wichtige Bestandteile dieses Katalogs müssten zum Beispiel die Professionalität der Autoren, der in der Regel nur kurz- oder mittelfristige Erfolg von Sachbüchern, der Erwartungshorizont der Leser (un-

terhaltsam informiert zu werden), genau so auftauchen, wie die für das Sachbuch typischen Beglaubigungsstrategien oder die Spannung zwischen narrativer bzw. illustrativer Formgebung und wissenschaftlicher Information. Vorbedingung für die Festlegung dieser zum großen Teil extratextuellen Bestimmungen ist eine breite Aufnahme und Dokumentation des Materials, die eine Auswertung von Verlagskorrespondenzen ebenso umfasst wie die Ermittlung bio-bibliographischer Informationen und Archivierung privilegierter Paratexte. Dass eine solche empirische Grundlagenforschung sinnvoll ist, steht außer Frage. Fragwürdig ist dagegen, ob und wie eine Sachbuchforschung an die aktuellen Debatten um Wissen und Literatur, an eine »Poetologie des Wissens« anschließen kann. Dazu möchte ich im Folgenden einen Vorschlag machen.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen soll das Moment der Irritation sein, das das Sachbuch, trotz aller begrifflichen Zähmungsversuche, immer noch und immer wieder, für den Literaturwissenschaftler genauso wie für den ganz normalen Leser, bereithält. Wir sprechen oft genug von einem Sachbuch, wenn wir irritiert sind von einem Text, dessen Verwandtschaftsbeziehungen wir nicht umstandslos anzugeben wissen. Ein Sachbuch ist – offensichtlich – kein ordinärer Roman, weil die fiktionalen Elemente hinter das referenzialisierbare Wissen zurücktreten; es ist keine wissenschaftliche Arbeit, weil es sich dem Zwang zur präzisen Begriffsbildung entzieht, aber auch kein Essay, keine Ratgeberliteratur und kein philosophisches Traktat. Und doch: das Sachbuch kann Formen und Darstellungsstrategien integrieren, die gemeinhin mit anderen Gattungen verbunden werden. Denn es stellt ein Wissen bereit, das nicht nur den Anspruch auf Faktizität, wissenschaftliche Geltung und Wahrheit erhebt, sondern darüber hinaus Narrative existentieller und kollektiver Selbstvergewisserung gestaltet. Es ist dem Sachbuch erlaubt, ja geradezu geboten, auf die emotiven, projektiven und prognostischen Bedürfnisse seiner Leser Rücksicht zu nehmen, mithin also da zu sprechen, wo Wissenschaft zu schweigen hat. Dadurch darf es sich von Fall zu Fall fiktiver Charaktere, großer Erzählungen, typisierender Wahrnehmungen und persönlicher Erfahrungen, also genuin literarischer Strategien bedienen, ohne Tabellen, Formeln, Karten oder andere eher wissenschaftliche Darstellungsmodi aufzugeben.

Als hybrides Genre *par excellence* kann es so unterschiedlichste Wissensbestände inszenieren, ohne sich auf eine einzige Tradition festlegen zu müssen. Zu verfolgen sind vielmehr Textbewegungen, die etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, von enzyklopädischen Auszügen in die

Dramatik einer romanhaften Handlung springen. So etwa in Karl Aloys Schenzingers *Anilin* (1936), einem Tatsachenroman über die Entstehung der reichsdeutschen Chemie-Industrie:

Ein Gemenge von Methan und Sauerstoff oder atmosphärischer Luft ist in höchstem Grade explosiv. Es bedingt die gefürchteten „Schlagenden Wetter“. Bei der Explosion des Gemenges verbrennt das Methan zu Kohlensäure und Wasser: $CH_4 + O_4 = CO_2 + 2H_2O$. Diese einfache Formel kostete schon Tausenden von Bergleuten das Leben.

Um die Mittagszeit des 1. Juli 1867 starteten die Augen aller mit Entsetzen auf die Schlagzeile des Extrablattes, das an allen Ecken ausgerufen wurde.⁶

Was hier bei Schenzinger besonders sichtbar wird und durch Typographie und Satz explizit markiert wird, ist eine Textbewegung, die zum Kernbestand einer Poetik des Sachbuchs gerechnet werden muss. Wenn auch nicht immer so offensichtlich, bewegt sich das Sachbuch doch oft zwischen schon etablierten, meist populären Schreibweisen und Ordnungsmustern hin und her, integriert und refunktionalisiert Darstellungsformen, die im Kontext anderer Gattungen entwickelt worden sind und inszeniert sich so selbst als hybrid.

Ähnlich wie der Roman entfaltet das Sachbuch ein hochgradig integratives Moment, ohne allerdings wie der Roman dabei auf die Fiktion angewiesen zu sein. Auch wenn die Schnittfläche von Roman und Sachbuch – eben der Tatsachenroman – sicherlich als eine der interessantesten Formationen auszumachen ist, kann das Sachbuch zur Reisebeschreibung, zum historischen Fachbuch usw. tendieren. Und ebenfalls anders als beim Roman ist diese Leistung selten als spezifisch »moderne« Technik wahrgenommen worden.

Vielmehr dominiert über weite Strecken der Rezeption eine kritische Wertung, die es oft vorgezogen hat, im Sachbuch und in anderen populärwissenschaftlichen Formaten eine Art perverses Medium zu sehen, das mit literarischen Mitteln die »reine Botschaft« der Wissenschaft verfälscht. Der Fokus liegt also allemal auf der Frage, ob es dem Sachbuch gelingt, »richtiges Wissen« in populärer Form zu vermitteln. Gerade diese angenommene Asymmetrie eines Sender-Medium-Empfänger-Modells aber verstellt den Blick für eine poetologische Betrachtungsweise.

Doch die Gründe liegen natürlich auch in der Gattung selbst, denn der Rhetorik des Sachbuchs kommt es ja weniger auf einen kühlen Gestus avantgardistischer Konstruktion an, denn vielmehr auf eine Naturalisierung der Sprache, einen sanften erzählerischen *Flow*, der selbst schwie-

rige Themen leicht zugänglich werden lässt und gleichzeitig von seiner *Gemachtheit* ablenkt. Das Sachbuch, anders ausgedrückt, will seine Leser glauben machen, dass seine Existenz und Eigenart ganz und gar am Dasein einer *Sache* hängen und nicht auf literarische oder mediale Entwicklungen verweisen. Zurückgegriffen wird deshalb oft auf längst arrivierte und schon bekannte Formen, etwa der realistischen Literatur oder kulturjournalistischer *Evergreens*.

Es darf also nicht verwundern, dass die Gebrochenheit der Darstellung auch und gerade in den Selbstaussagen der Autoren thematisiert und relativiert wird, indem sie etwa behaupten, dass es die Wirklichkeit selber sei, die ihnen die Feder geführt habe. Ceram schreibt davon, das »romanhafte[] Element nur aus der ›Ordnung‹ der Fakten«⁷ gewonnen zu haben und verdunkelt damit, ähnlich wie unreflektierte Geschichtsschreibung, den konstruktiven Akt der Montage heterogener Elemente. Die potentiell irritierenden Brüche der Darstellungsweise werden einem prästabilierten Gegenstandsbereich überantwortet, der – dem Anspruch nach – gleichsam nur nachgezeichnet wird. Mit der postulierten Identität von Form und Geschichte soll die Lektüre auf eine rein referentielle Dimension verengt werden.

In extremen Fällen, man denke etwa an die Bücher Erich von Dänikens oder an Wilhelm Bölsches *Liebesleben in der Natur*, ist es ein einziger Grundgedanke, der zu einer Neuinterpretation der gesamten Menschheitsgeschichte führt und den Autor zum Vollzugsorgan einer höheren Weisheit avancieren lässt. »Ptolemäische Abrüstung« nannte Peter Sloterdijk diese Präsentation eines »positiven Schlusswissens«, in dem das gesamte Material auf die eine große Tatsache verweist und so der formale wie inhaltliche Synkretismus des Textes zum Verschwinden gebracht wird.⁸ Hier öffnet sich das Sachbuch für einen Bereich, den man mit Horst Thomé als »Weltanschauungsliteratur« bezeichnen könnte und dessen radikal integrativer Gestus verspricht, die zentrifugalen Tendenzen der Zeit wieder miteinander zu versöhnen.⁹

Eine Sachbuch-Lektüre, die sich dagegen an der Heterogenität der Texte orientiert und die programmatisch vertretenen Wahrheitsansprüche in die Analyse mit einbezieht, kann zumindest in zweifacher Weise fruchtbar gemacht werden. Zum einen in Hinsicht auf eine Gattungsgeschichte des Sachbuchs: Erst wenn man die Aufmerksamkeit auf die Hybridität des Sachbuchs legt, lässt sich der Fokus auf die verschiedenen Inszenierungsweisen von Wissen legen, die das Sachbuch mit seiner diskursiven Umgebung teilt oder in denen es sich von ihr unterscheidet. Denn aus-

zugehen ist davon, dass das Sachbuch erst in der ständigen Reibung mit alternativen Präsentations- und Expositionsrouninen an Kontur gewinnt, bzw. sein Platz in der kulturellen Wissensproduktion und -distribution nur im Vergleich zu erschließen ist. Eine Geschichte des Sachbuchs wäre so als bewegliches Feld von Austauschbeziehungen mit, und Abgrenzungsbewegungen von anderen Gattungen zu schreiben. Wenn etwa Johann Heinrich Campe Robinson Crusoes Abenteuer als didaktisches Gespräch um- und weiter schreibt, Justus von Liebig die Briefkultur des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in populärwissenschaftlicher Absicht beerbt oder Wilhelm Heinrich Riehl kulturgeschichtliche Novellen verfasst, werden Momente greifbar, in denen spezifische Formen in neue Funktionszusammenhänge eingebettet werden.

Damit aber gewinnt das Sachbuch an Bedeutung für wissenspoetologische Fragestellungen aller Art. Denn es muss, nicht zuletzt aufgrund seiner Popularität, als ganz zentrale Ausprägung jenes *kulturellen Wissens* betrachtet werden, das sich gleichermaßen in Literatur wie Wissenschaft formiert. Als Buchform, die vielleicht mehr als andere den Gesetzen einer Aufmerksamkeitsökonomie gehorcht, erweist es sich als hervorragender Resonanzkörper kultureller Schwingungen, auf die es mit formaler und marktwirtschaftlicher Flexibilität reagieren kann. Gerade die Geschichte des Sachbuchs stellt also ein ausgezeichnetes Jagdgebiet für jene Wahrnehmungsmuster und Figuren bereit, deren Wirklichkeit konstituierende Funktion das Objekt kulturwissenschaftlicher und wissenspoetologischer Forschungen ausmacht.

III.

Anhand einiger Beispiele – dem geopolitischen Diskurs im Deutschland der 1920er und 1930er Jahre entnommen – soll die Sinnfälligkeit dieser doppelten Perspektivierung des Sachbuchs in aller Kürze aufgezeigt werden. Quer durch alle Publikationsmedien ist zu dieser Zeit eine besondere Aufmerksamkeit für global-politische Anliegen zu beobachten. Zentrale Themen waren die Brüchigkeit des kolonialen Systems, die zukünftige Rolle Europas in der Welt und die Rohstoff- und Wirtschaftskrisen der Zeit.

Ihren theoretisch-institutionellen Kondensationspunkt besaß die Geopolitik in einem Kreis von Publizisten und namhaften Geographen rund um Karl Haushofer und die *Zeitschrift für Geopolitik*. Durch ein Denken,

das sich primär an den räumlichen Konstellationen und der Dynamik von Kraftfeldern und Machtvektoren orientierte, und angetrieben durch revisionistische Interessen, gelang es den »Geopolitikern« schnell, sich als Spezialisten für global-politische Fragen zu profilieren, und das sowohl in der wissenschaftlichen wie der im weitesten Sinn öffentlichen Sphäre.

Gleichwohl handelt es sich bei diesen im engeren Sinn geopolitischen Denkern nur um einen Teilbereich eines wesentlich umfassenderen Diskurszusammenhangs, der sich an denselben Themen versuchte, ähnliche Metaphern, Narrationen und Motive ausbildete und ebenfalls das, im ganz konkreten Sinn, Weltbild des modernen Menschen prägte. Zu denken ist dabei etwa an »konservativ-revolutionäre« Weltanschauungsliteratur von Oswald Spengler oder Ernst Jünger aber auch an die viel gelesenen Romane unterhaltungsliterarischer Provenienz, die man geradezu als *geopolitical fiction* bezeichnen müsste.¹⁰ Hier ist ein breites und dichtes Feld jeweils distinkter, aber kommunizierender Ausformulierungen eines »Weltwissens« auszumachen, an dem auch das Sachbuch partizipiert und in der Zeit nach 1933 zu einer der erfolgreichsten Gattungen nationalsozialistischer Buchproduktion avanciert.

Karl Aloys Schenzingers *Anilin* kann zwischen 1937 und 1944 920.000 Mal verkauft werden und rangiert damit weit vor Klassikern wie Heinrich Spoerls *Feuerzangenbowle* oder Hans Grimms *Volk ohne Raum*.¹¹ Aber auch Anton Zischka, dessen Bücher ganz und gar nichts Romanhaftes haben, sondern in feuilletonistisch aufgelockerter Prosa über Rohstoffe und ihre Bedeutung für die Weltpolitik erzählen, kann gegen Ende des Dritten Reiches auf eine Gesamtauflage von über einer Million verkaufter Bücher zurückblicken. Liegt dieser Erfolg zum einen an dem durch Schenzinger, Zischka u.a. bedienten Glauben an die Qualität deutscher Wissenschaft und Arbeit, so zum anderen sicher auch daran, dass sich das Sachbuch als hervorragender Kommunikator geopolitischer Weltbilder eignete. Gerade das Sachbuch konnte aufgrund seiner sowohl inhaltlichen wie formalen Flexibilität jene Verbindung von Wissen, Weltanschauung und Identitätskonstruktion realisieren, die ihm nicht nur veröfentlichungspolitische Vorteile, sondern auch wirkliche Leser einbrachten. Als ausgesprochene Hybridgattung konnte es die Bedürfnisse nach Orientierung und Information mit ästhetischen Mitteln befriedigen, mithin also die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge konkret und fesselnd für eine breite Leserschaft aufbereiten.

Neben der Romanform, die für Autoren wie Rudolf Brunngraber (*Optimalkrieg*, 1939), Walter Persich (*Aktien von Suez*, 1942) oder Frank Thiess (*Tsushima*, 1936) von Bedeutung war, ist es vor allem der Reisebericht, der für die Gestaltung geopolitischer Sachbücher ein Reservoir von Inszenierungsstrategien bereitstellte. Zumindest drei Gründe für diese Assimilation des Reiseberichts durch das Sachbuch sind schnell auszumachen. Zum einen kann das Authentizitätsversprechen der unmittelbaren Wahrnehmung und persönlichen Erfahrung für die Darstellung geopolitischer, und damit auch immer abstrakter Verhältnisse, in Anspruch genommen werden. Zweitens können so primär räumliche Sachverhalte durch eine Bewegung im Raum inszeniert werden. Die Reise funktioniert als hermeneutische Bewegung, die, ihrem Gegenstand angepasst, schon strukturell zu einem bestimmten Verstehensprozess anregt. Drittens ist in Zeiten, in denen das Reisen, auch die Weltreise, zwar theoretisch möglich, aber praktisch schwierig war, der Reisebericht als Kompensation zu verstehen.

Dabei geht es nicht nur um die Vermittlung von Wissen, sondern darum, weltpolitische Fragen den Lesern nahe zu bringen, um Politisches als Existentielles auszuweisen. Mit kommuniziert wird also auch immer das Bewusstsein von einer Welt, in der das eigene Erleben nicht prinzipiell getrennt ist von den Fragen großer Politik, globaler Konstellationen. Die Sachbücher der dreißiger Jahre sind als Teil einer literarischen Mobilisierung zu begreifen, die der wirklichen, militärischen vorausgeht. Mir soll es im Folgenden allerdings nicht um diese literarhistorische Funktion gehen, sondern primär um Formales: Wie sieht eine Sachbuchliteratur aus, die Formen des Reiseberichts integriert? Und wie kommentieren das die Autoren selbst?

In Margret Boveris *Weltgeschehen am Mittelmeer* etwa heißt es im Vorwort ganz programmatisch:

So will ich denn kühnlich bekennen: dieses Buch über das Mittelmeer soll etwas Neues sein, nicht Reisebeschreibung, nicht Wissenschaft, nicht Hymne, aber auch nicht Geographie und Geschichte, keine Zusammenstellung von verschiedenen Leitartikeln, obwohl gar mancher Leitartikel, der im „Berliner Tageblatt“ erschienen ist, darin verarbeitet wurde. Nichts von alledem, aber gleichzeitig doch alles zusammen.¹²

Das Bekenntnis zur Neuheit und damit zur Inkohärenz, zur Gebrochenheit der Darstellung wird aber, und das ist ja das Charakteristische am Sachbuch, kurz darauf wieder relativiert, denn: »Alles zusammen soll aber ineinander klingen, ebenso wie der Himmel und das Meer nicht von

den Inseln zu trennen ist [...] Wenn das Mittelmeer in diesem Buch zur Einheit geworden ist, dann hat das Buch sein Ziel erreicht.«¹³ Es gilt, das Wesen des Mittelmeeres im Portrait zu erfassen, einen räumlich-kulturellen Organismus naturgetreu wiederzugeben. Der Text selber, ein *Pastiche* aus geostrategischen Überlegungen, Anekdoten, historiographischen Exkursen und persönlichen Erlebnissen, realisiert dann auch wie versprochen die Verbindung von Erzählung und Analyse, von Sinnlichkeit und Abstraktion.

Ein anderes – und ebenso typisches – Beispiel ist Walter Pahls Buch *Wetterzonen der Weltpolitik* (1937). Im Vorwort verspricht er den Leser mit auf eine politische Reise um den Erdball zu nehmen, und sein Weg führt ihn über den mittleren Osten nach Afrika und über die Sowjetunion nach China, Japan und Amerika, aber, und das ist entscheidend, es handelt sich dabei um eine reine *Armchair*-Reise, und zwar für Leser und Autor. Der nämlich weiß zwar mit allerhand Illustrationen ein lebendiges Bild der Landschaften und Orte zu vermitteln, die Aufnahmen stammen aber allesamt von Scherls Bilderdienst. Die Texte sind dann auch meist flott erzählte geopolitische und historische Analysen, keine Erfahrungsberichte. Pahls »Reise« führt den Leser also, wenn irgendwohin, doch eher in die oszillierende Bewegung zwischen zwei unterschiedlichen Präsentationsroutinen, zusammengehalten durch eine Figur, die wiederum einer Tradition von Reiseberichten angehört: Europa wird von Pahl nicht »bereist« und doch, so schreibt er im Vorwort: »geht es in diesem Buch, das in der Hauptsache die außereuropäische Welt zum Gegenstand hat, [...] in erster Linie um Europa.«¹⁴ Inszeniert wird eine Bewegung im Raum, die wieder auf den Ausgangspunkt zurückkommt, so dass die Auseinandersetzung mit dem Anderen zur Bestimmung der eigenen Identität umschlägt.

Sind also einerseits die Entlehnungen und Assimilationen bestimmter Formen und Textstrategien anderer Gattungen durch das Sachbuch zu beobachten, so andererseits auch seine Partizipation an der Verbreitung und Verfertigung jener Wahrnehmungsmuster, die in den unterschiedlichsten Gattungen geteiltes und mitteilbares »Weltwissen« generieren.

Auch dafür ein kurzes Beispiel. Ein Bild aus Walter Pahls *Wetterzonen* zeigt einen mongolischen Offizier nebst schwer bewaffnetem Soldat im Dienst der russischen Armee, der beim Betrachter unweigerlich jene Vorstellungen von einer asiatischen Gefahr wachrief, die sich um 1900 als Massenphänomen bildeten und bis 1945 zum festen Bestandteil stereotyper Topoi zur Lage der Welt gehörten. Bei der »gelben Gefahr«

handelt es sich um eine ausgesprochen synthetische Vorstellung, in der rassistische, räumliche und kulturelle Grenzziehungen zusammenlaufen, die prognostische Visionen und historische Interpretationen vereint und zwischen fiktionalen und faktographischen Textformen zirkuliert.¹⁵ Der »ewige Kampf Europa gegen Asien«¹⁶ wird auf die unterschiedlichste Art nachgewiesen, erzählt und illustriert; kaum je ein Text umfasst alle Dimensionen dieses Wahrnehmungsmusters, und doch trägt jede Äußerung, die sich darauf bezieht, auf ihre Art zur Stabilisierung bei.

Verfolgt man die textsortenspezifischen Inszenierungsleistungen, zeigt sich wenig überraschend, dass in Sachbüchern besonders die historische und zeitgenössische Wirklichkeit der »gelben Gefahr« thematisiert wird, während etwa die populäre fiktionale Literatur von zukünftigen Krisen und Kriegen zwischen den asiatischen und europäischen Mächten erzählt. Gleichwohl finden sich an den Rändern der Texte jene Bezüge aufeinander, die auch ein Kontinuum des Wahrnehmungsmusters indizieren. So ist im Vorwort von Joachim Barckhausens *Das gelbe Weltreich. Lebensgeschichte einer Macht* zu lesen:

Diese Geschichte des mongolischen Weltreiches, dargestellt in einer Form, die sie einem größeren Leserkreis zugänglich macht, soll darum nicht nur unser Vorstellungsbild vom Ablauf der Geschichte ergänzen und korrigieren, sie mag auch gleichzeitig als ein Menetekel dienen. Wir müssen heute wissen, welche politischen Kräfte im asiatischen Kontinent schlummern. Die Idee, aus der Dschingis-Khan seinen Staat schuf, ist noch nicht tot.¹⁷

Und seine Rückkehr ist damit zu befürchten. Die allerdings hat schon ein Jahrzehnt vorher stattgefunden, etwa in Hans Dominiks Roman *Die Spur des Dschingis Khan*. Geschildert wird die Invasion Europas durch das chinesische Militär: »Aus den Truppen, die da [...] in modernster Ausrüstung vorwärts hasteten, wurden die Krieger der goldenen Horde, wie sie der große Dschingis-Khan vor acht Jahrhunderten nach Westen führte.«¹⁸ Verwandelt werden hier nicht nur einige Millionen Chinesen, sondern auch ein Text, der nicht mehr antizipiert und phantasiert, sondern Historisches aktualisiert. In dieser Überkreuzung, die zwischen den verschiedenen Texttraditionen kurze Momente des Einverständnisses, der gegenseitigen Bezugnahme aufblitzen lässt, behauptet sich die Einheit eines Wahrnehmungsmusters, das sich auf immer unterschiedliche Weise als das Gleiche zur Anschauung bringt.

Deutlich werden sollte also auch, dass die Ausdifferenzierung der gattungsspezifischen Inszenierungsformen von Wissen nicht ohne ein Min-

destmaß an gemeinsamer Kommunikation zu denken ist, die ein kulturelles Wissen erst ermöglicht. Und gerade das notorisch hybride Sachbuch kann als privilegiertes Beobachtungsobjekt für ein Wissen gelten, das sich zwischen den unterschiedlichen Artikulationsformen, in wechselseitiger Bezugnahme aufeinander, herausbildet.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Nicolas Pethes: »Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht«, in: *IASL* 28 (2003), S. 181-231.
- 2 Vgl. David Oels: »Sachbuch«, in: Erhard Schütz u.a.: *Das BuchmarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2005, S. 323-327.
- 3 Andy Hahnemann/David Oels/Stephan Porombka/Erhard Schütz: »Das Sachbuch. Ein noch unerschlossenes Forschungsfeld für die Literaturwissenschaft in der Wissensgesellschaft«, in: *Humboldt-Spektrum* 12 (2005), H.2, S. 36-41, hier S. 38.
- 4 Vgl. David Oels: »Ceram – Keller – Pörtner. Die archäologischen Bestseller der fünfziger Jahre als historischer Projektionsraum«, in: Erhard Schütz/Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner 2005 (im Erscheinen).
- 5 Vgl. David Oels: »Wissen und Unterhaltung im Sachbuch, oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte«, in: *Zeitschrift für Germanistik* NF15 (2005), H. 1, S. 8-27.
- 6 Karl Aloys Schenzinger: *Anilin. Roman der deutschen Farbenindustrie* [1936], Berlin: Zeitgeschichte 1938, S. 204.
- 7 C. W. Ceram [d.i. Kurt W. Marek]: *Götter Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie*, Hamburg: Rowohlt 1949, S. 16.
- 8 Vgl. Peter Sloterdijk: *Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1987, S. 117.
- 9 Vgl. Horst Thomé: »Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp«, in: Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt (Hg.): *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*, Tübingen: Niemeyer 2002, S. 338-380.
- 10 Zahlreiche Beispiele sind im Internet zu finden: <http://www.geopolitical-fiction.de> vom 06.01.2006.
- 11 Vgl. Tobias Schneider: »Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933-1944«, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 51 (2004), S. 77-98.
- 12 Margret Boveri: *Weltgeschehen am Mittelmeer. Ein Buch über Inseln und Küsten, Politik und Strategie, Völker und Imperien*, Zürich/Leipzig/Berlin: Atlantis 1936, S. 7.
- 13 Ebd.
- 14 Walter Pahl: *Wetterzonen der Weltpolitik*, Leipzig: Goldmann 1937, S. 6.
- 15 Vgl. Helmut Gollwitzer: *Die gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1962. Ute Mehnert: *Deutschland, Amerika und die »Gelbe Gefahr«*. *Zur Karriere eines Schlagworts in der Großen Politik 1905-1917*, Stuttgart: Franz Steiner 1995.
- 16 Michael Prawdin: *Tschingis-Chan und sein Erbe. Ergänzte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe*, Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1938, S. 259.
- 17 Joachim Barckhausen: *Das gelbe Weltreich. Lebensgeschichte einer Macht*, Berlin: Buch und Tiefdruck 1935, S. 8.
- 18 Hans Dominik: *Die Spur des Dschingis-Khan*, Berlin: Keil 1923, S. 266.

Die Figur des Dritten

Die Figur des Dritten

Einleitung

Am 4. Juni 2005 erschien in der *Süddeutschen Zeitung* ein Artikel mit der Überschrift *Mittler zwischen zwei Welten*, in dem Joachim Käppner die prekäre Stellung der forensischen Psychiatrie darstellt, die vermitteln müsse, zwischen »der kühlen, sachlichen [Welt] der Justiz und der Kunst, das auszuloten, was im Kopf eines Täters vor sich geht und wie sein Verhalten zu beurteilen und vorherzusagen ist.«¹ Ein anderer Zeitungsbericht vom September 2004, ebenfalls in der *Süddeutschen Zeitung*, gibt am Beispiel eines Falls von Pädophilie einen Eindruck davon, wie man sich die Vermittlungsleistung der Gerichtspsychiatrie vorzustellen hat. Das Gutachten des Nervenarztes Karl-Heinz Crumbach habe demnach darüber zu befinden, ob der Angeklagte »schwer seelisch abartig« im Sinne des Strafgesetzbuches« sei.² Tatsächlich taucht diese Formulierung in §20 des StGB auf, der die Gründe bestimmt, die zur juristischen Schuldunfähigkeit einer Person führen. »Schwere andere seelische Abartigkeit«, wie es dort heißt, ist dem Rechtslexikon zufolge »eine Bezeichnung für die schwersten Erscheinungsformen der Psychopathien, Neurosen und persönlichkeitsverändernden Triebstörungen.«³ Angesichts einer in den letzten Jahren wieder neu auflebenden Debatte über den Umgang insbesondere mit so genannten *Sexualstraftätern*, die mit einem Begriffsinventar von *Risiko*, *Gefahr* oder *Schutz der Gesellschaft* öffentlich geführt wird, wovon auch die hier zitierten Zeitungsberichte Zeugnis ablegen, erscheint es notwendig, sich mit den historischen Bedingungen dieses Diskurses erneut vertraut zu machen. Dabei sind in letzter Zeit das Gutachten und die Fallgeschichte als Formen der Aufzeichnung, Bestimmung und Erzeugung von Identität in den Blick-

punkt kulturwissenschaftlicher Forschung getreten. Neben zahlreichen diskursanalytischen Beiträgen zu einer Geschichte der Humanwissenschaften, der Psychiatrie und des Strafens haben sich Theorien der Beobachtung und des Experiments als fruchtbare Analyseinstrumente bewährt und die Literaturwissenschaft leistet derzeit ihren Beitrag zu einer *Poetologie* und zur rhetorischen und narrativen Verfasstheit humanwissenschaftlichen Wissens.

Spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts spielt demnach das psychiatrische Gutachten in der kriminalrechtlichen Untersuchung eine – institutionell zunächst noch wenig festgelegte – Rolle.⁴ Es ist jedoch jene Textsorte, die in der Geschichtswissenschaft seit Foucault für eine Verschiebung von Machtverhältnissen, eine wesentliche Transformation des Wissens und eine neue Ordnung des Diskurses einsteht, auf deren Grundlage nicht zuletzt auch das geschichtswissenschaftliche Narrativ der Individualisierung, die große Erzählung der Verschiebung von der Tat zum Täter, erscheinen konnte. Das Gutachten steht für eine neue Position des Subjekts, es steht für neue Formen der Rede und der Interpretation, es steht für ein neues Wissen und eine neue Ordnung, die sich erst noch durchsetzen, sich Gehör verschaffen und legitimieren muss. Damit einher gehen neue Formen der Speicherung und Verfahren der Aufzeichnung von Identität, ein neues Verständnis von Biographie und Autobiographie und, so die These dieses Buches, bestimmte narrative Verfahren und Erzählweisen, die die Konstitution und die Ordnung humanwissenschaftlichen Wissens bedingen.

Unter der Überschrift *Die Figur des Dritten* schließt diese Sektion an die Diskussionen im gleichnamigen Konstanzer Graduiertenkolleg an. Dabei steht die *Figur des Dritten* hier weniger in ihren mannigfachen theoretischen Ausprägungen zur Disposition, sondern vielmehr als eine Perspektive, die es erlaubt, Strukturen funktionaler Ordnung in den Blick zu nehmen und zu beschreiben. Figuren des Dritten können als Störer, als Unterbrecher auftreten, sie können parasitäre Ordnungen verkörpern, andererseits stehen sie aber auch gerade für die Stabilisierung gesellschaftlicher Ordnung ein. Albrecht Koschorke hat ihre Alternative in die Formel »Irritation oder Institution« gefasst und damit sowohl auf das trennende als auch das konstitutive Potential, sowohl auf die Effekte der Unterbrechung als auch die Stabilisierungsleistungen dieser Figur hingewiesen.⁵ Nimmt man den Figur-Begriff wörtlich, so lassen sich Figuren des Dritten auch personal darstellen, wofür insbesondere die Literatur mit ihren personifizierenden Erzählweisen einsteht. Solchermaßen

personifizierte Figuren des Dritten gehen jedoch nicht vollständig in solcher Reduzierung auf; sie stehen gleichzeitig für komplexe Strukturen, die sie beschreibbar machen: der Bote für die Medientheorie oder der Beobachter für die Systemtheorie sind nur zwei besonders prominente Beispiele.

An diese nur kurz skizzierten Dimensionen der *Figur des Dritten* anschließend, stellt sich im Kontext dieser Sektion die Frage, ob für die Humanwissenschaften ähnliche Figuren und Erzählweisen benannt werden können, Instanzen, die für die Wahrheit des Diskurses und die Konstitution von Wissen sowie Wissensobjekten und -ordnungen eintreten. Bezüglich der Frage nach Narrativen stehen hier insbesondere narrative Instanzen und Verfahren im Mittelpunkt, die sowohl in wissenschaftlichen als auch in institutionellen Kontexten hermeneutische und beglaubigende Funktionen übernehmen.

In den Humanwissenschaften und insbesondere den psychiatrischen, forensischen oder kriminologischen Wissensfeldern finden sich solche personalen Figuren des Dritten, die sich zwar nicht in dem Maße wie der Bote oder der Beobachter zu theoretischen Figuren verdichten lassen, jedoch wie beispielsweise der forensische Gutachter, der Therapeut, der Gefängnisarzt etc. für die Ordnung des Diskurses eintreten. Gerade da, wo das Wissen vom Menschen auch Interventionswissen ist, wo es also vor allem darum geht, eine Praxis auszubilden, wo Zuständigkeiten infrage gestellt werden und infrage stehen, an den Bruchstellen von Diskursen, wo eine neue Ordnung des Wissens eine alte ablöst oder überlagert, treten narrative und rhetorische Repräsentationsweisen und Darstellungsformen in Funktion.

Unter der Perspektive der *Figur des Dritten* geht es also nicht allein um epistemologische Figurationen und Konstituenten, sondern immer auch schon um ihre institutionellen Bedingungen und Realisierungen, um die Formen und Praktiken ihrer Institutionalisierung. *Die Figur des Dritten* operiert hier also gewissermaßen unter der Leitdifferenz Institution/Wissen und ihre Vertreter bilden gerade dadurch, dass sie diese Unterscheidung zum Modus ihres operationalisierten Handelns machen, die formalen und praktischen Voraussetzungen ihres Erfolgs ab. Ihre Vermittlungsleistung besteht hier wesentlich in der Konsistenz einer Darstellung, sowohl als Darstellung von Sinn, als auch als Selbstdarstellung. Als System, das solche institutionellen Entscheidungsfindungen ermöglicht, wie sie für Gesetzgebung, Verwaltung oder im Recht grundlegend sind, hat der frühe Niklas Luhmann das *Verfahren* bestimmt, das selbst

nichts anderes sei, als ein System von Darstellungen.⁶ Das in seinen Abläufen stark formalisierte und auf Darstellung angewiesene Verfahren lässt sich als narrativer Vorgang begreifen, der nach bestimmten narrativen Regeln funktioniert, über die gerade jene Figuren Aufschluss geben können, die aufgrund ihres erhöhten Legitimationsbedarfs ihre Darstellung mit diesen bewusst abstimmen müssen.

Die Vermittlungsleistung des forensischen Gutachters, um auf das anfängliche Beispiel zurückzukommen, besteht also nicht nur in der Verbindung von »Kunst« und »Sachlichkeit«, sondern basiert auf der grundlegenden Fiktion der Vermittlung selbst, als deren darstellungsbedingtes Resultat die Diagnose *seelischer Abartigkeit* nicht mehr entsprechend eines psychiatrischen Wissens, sondern »im Sinne des Strafgesetzbuches« erfolgt.

Die Beiträge dieser Sektion thematisieren diese prekären Momente des Übergangs und Aufeinandertreffens als institutionelles Konstituens humanwissenschaftlichen Wissens einerseits und als Störfall und Ereignis in der Ordnung des Wissens andererseits. Letzteres ist der Fall in Silke Herrmanns Beitrag *Eunuchi Conjugium. Die Capaunen-Heyrath*. Herrmann liest einen frühneuzeitlichen und einzigartig dokumentierten Eherechtsstreit um die Legitimität der Kastratenehe als Fallgeschichte zur Generierung von Wissen über Männlichkeit um 1700, wobei das Moment der Dokumentation und Publikation selbst zum Ereignis eines historischen Narrativs wird. In der Veröffentlichung des Gutachten-Konvoluts werde demnach nicht nur die Liebesgeschichte des Paares lesbar, sondern komme der Rechtsstreit an sich als Verhandlung von Recht und als Diskurs zur Aufführung. Wo in der Publikation einerseits das Recht selbst zum Gegenstand des Wissens und diskursiv verhandelbar wird, tritt andererseits der zur Verhandlung stehende Fall eines Kastraten sowohl als Vorfall im Recht als auch als Störfall geschlechtlicher Identität öffentlich in Erscheinung und wird als solcher zu dem Ort, an dem sich ein Wissen über Normalität und Abweichung konstituiert.

Ein Gutachten steht auch im Zentrum von Brigitta Bernets, an Judith Butlers Projekt einer Konstitutionsgeschichte des Selbst anschließenden, Untersuchung der *Voraussetzungen von Mündigkeit um 1900*. Bernet zeigt anhand der Begriffsgeschichte von Mündigkeit, dass der von Kant geforderte Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf das Medium der Sprache angewiesen ist. Umgekehrt sei Unmündigkeit nun gerade mit Sprachlosigkeit verknüpft, woraus sich der Psychiatrie das Gebiet der

Sprache und Sprachstörungen als neues Untersuchungsfeld eröffnet. Diese enge Verknüpfung von Mündigkeit und Sprache verweise auf eine neue *Ordnung des Selbst*, in der die Fähigkeit, Rede und Antwort zu stehen, zur Voraussetzung der Anerkennung des Subjektstatus wird, die den Zugang zu den sozialen, politischen und rechtlichen Institutionen regelt. Aus der dyadischen Logik von Anrede und Antwort geht das *verantwortliche* und mündige Subjekt gewissermaßen als *Drittes* hervor.

In den Beiträgen von Ulrich Meurer und Arndt Niebisch steht mit der Physiognomik eine der ältesten Menschenwissenschaften zur Untersuchung und mit dem Genie, wie Wilhelm Dilthey schrieb, »keine pathologische Erscheinung, sondern der gesunde, der vollkommene Mensch.«⁷ Ulrich Meurer schreibt am Beispiel Kants die Geschichte der Physiognomik als Mediengeschichte. *Von der biografischen zur fotografischen Konstruktion der Identität Immanuel Kants* nehme die Betonung des empirischen Objektstatus zu, dessen Bedeutung jedoch auf Erzählungen angewiesen bleibt. Am Übergang von biographischer Narrativik zu vermeintlich wissenschaftlich objektiveren Aufzeichnungsverfahren von Identität ändere sich demnach nicht die Repräsentationsweise, allein ihre medialen Bedingungen variieren. Die Anekdote, die als narratives Element der Biographie Erzählung generiert und beglaubigt, kehre in der phrenologischen Fotoskizze im Foto selbst wieder, das in seiner Ausschnitthaftigkeit einer Geschichte bedarf, um als Fragment auf das Ganze verweisen zu können.

Arndt Niebisch untersucht in seinem Aufsatz einen Text des Dadaisten Raoul Hausmann, in dem Einsteins Relativitätstheorie und physiognomische Erkenntnismodelle zu einer zeit- und wissenschaftskritischen Polemik verarbeitet werden. Die Verbindung des Einstein'schen Weltbildes mit Kretschmers Physiognomik funktioniere dabei über den Körper Einsteins, der schon damals als kulturelle Ikone im Mittelpunkt öffentlichen Interesses gestanden habe. Niebisch stellt die Form der Polemik als eine *dritte Position* vor, die gerade dadurch, dass sie sich einem argumentativen Sprechen systematisch verweigert, wissenschaftliche Narrative angreift, ohne zugleich ein neues zu etablieren. Während Narrative die Hybridität ihres Materials systematisch ausblenden würden, gehe es der Polemik nicht um innere Konsistenz.

Den programmatischen Abschluss dieser Sektion, wie auch dieses Buches, macht Marianne Schullers Aufsatz über *Narrative Wendungen in der Psychoanalyse nach Freud*. Programmatisch, weil Schuller ihre Freud-Lektüre mit einem Appell verknüpft, der uns am Ende dieses

Buches zur Bedeutung von Erzählen in den Humanwissenschaften dazu auffordert, weiter nach der generierenden Dynamik und den Unschärferelationen in den Mythen und Fiktionen zu fragen und uns zugleich zur Vorsicht vor allzu selbstgefälligen Antworten gemahnt. Als vom Dritten herkommender Diskurs des Anderen stehen sich Realität und Mythos in der Psychoanalyse nicht mehr als unvereinbare Gegensätze gegenüber. Sie seien vielmehr *ein* Moment der Resonanz des Dritten, dessen schon immer stattgefundenene Ankunft, um mit Derrida zu sprechen, die Geburt der Frage *ist*, die von der unmöglichen Möglichkeit handelt, vom Ereignis zu sprechen.⁸ Der Mythos sei *etwas*, »mit dem wir arbeiten, weil es arbeitet«, nicht Sündenfall der Theorie, nicht alles erklärende Mustererzählung. Am Schicksal des Ödipus-Mythos in der Psychoanalyse, von einer Bedeutung er- und einschließenden Mustererzählung in der *Traumdeutung* zu einem das Prinzip des Erzählens und die Darstellung selbst ausstellenden Narrativ in *Jenseits des Lustprinzips*, folgt Schuller dem Prozess, der das Erzählen und den das Erzählen macht.

Anmerkungen

- 1 Joachim Käppner: »Mittler zwischen zwei Welten«, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 126, 4. Juni 2005, S. 10.
- 2 Stephan Handel: »Mutter schickt Bub zum Kinderschänder« [17. September 2004], in: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/artikel/405/39366/1/> vom 16.01.2006.
- 3 <http://www.rechtswoerterbuch.de/rw/definition.asp?Modus=haeufig&id=314&Begriff=Schwere%20andere%20seelische%20Abartigkeit> vom 16.11.2005.
- 4 Vgl. u.a. Ylva Greve: *Verbrechen und Krankheit. Die Entdeckung der »Criminalpsychologie« im 19. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2004.
- 5 Albrecht Koschorke: »Vermittlung und Unterbrechung. Das Dritte als Institution«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): *Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede, Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004*, Frankfurt/Main: Campus 2005 (in Vorbereitung).
- 6 Vgl. Niklas Luhmann: *Legitimation durch Verfahren*, Frankfurt/Main.: Suhrkamp 1983. Bezüglich der *Figur des Dritten* vgl. insb. den Abschnitt »Darstellungen und Entlastungen« im Kapitel »Gerichtsverfahren«. Aufschlussreich ist hier Fußnote 1 (S. 91), in der es um die zu erbringenden Darstellungsleistungen am Verfahren beteiligter anwesender Personen geht, die als nichtanwesend behandelt werden müssen. Zu denken ist dabei an all jene Figuren, die nahezu unbemerkt die institutionellen Zu- und Abgänge kontrollieren, all das Personal, das als Person selbst ausgeschlossen bleibt, die Vorzimmerdamen, Liftboys, Sekretäre, die – man denkt hier nicht ganz zufällig an Franz Kafka – gerade die Literatur zu ihren Helden erkoren hat.
- 7 Wilhelm Dilthey: »Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn (Rede 1886)«, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6: *Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens*. Zweite Hälfte: Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik. Leipzig/Berlin: Verlag von B. G. Teubner 1924, S. 90-102, S. 94.
- 8 Vgl. Jacques Derrida: *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*, Berlin: Merve Verlag 2003, S. 14f.

Eunuchi Conjugium:
Die Capaunen-Heyrath
Ein Narrativ über das rechte
(Heirats-)Geschlecht, oder wessen
Geschlecht rechtens ist

So sehr Sängerkastraten als Ikonen der Barockoper vergöttert und gefeiert wurden, so wenig ließ man sie den Bund der Ehe schließen. Faszinierte das Publikum auf der Bühne das freie, zuweilen erotische Spiel ihres Stimm- und Geschlechtskörpers, war die »Wahrheit« über ihren Körper nicht mit der Institution der Ehe in Einklang zu bringen. Das Exempel statuiert der Versuch des Sängerkastraten Bartholomeo de Sorlisi, seine Geliebte Dorothea Elisabeth Lichtwer im Jahre 1666 trotz aller Schwierigkeiten im protestantischen Sachsen zu heiraten.

Dieser Versuch ist in erster Instanz gelungen. Zumal das Traueremoniell, das die protestantische Kirche zuvor nicht als Wesen der christlichen Ehe betrachtete, angesichts der sich ändernden Heiratsregelungen zunehmend als rechtlich notwendig angesehen wurde.¹ Doch der Ehestand entzündete eine hitzige Debatte um die Kastratenehen und artete in einen Ehrechtsstreit² aus, der großes Aufsehen erregte und erst mit dem verfrühten Tode Sorlisis im Jahre 1672 ein Ende fand. Einen finalen Entscheid über die Rechtmäßigkeit der bestehenden Ehe hat es jedoch nicht gegeben. Allerdings wurden die gesammelten Prozessdokumente im Jahre 1685 in dem Buch *Eunuchi Conjugium: Die Capaunen-Heyrath* veröffentlicht.³

Bei der Publikation⁴ handelt es sich um verschiedene Schriften und Urteile einiger sehr hoher theologischer Kollegien, die später von Hieronymus Delphinus⁵ gesammelt wurden. Von der Publikation sind immerhin acht weitere Auflagen à vier Ausgaben in einem Zeitraum von ca. einhundert Jahren erschienen. Die Gutachten sind auf Deutsch und Latein geschrieben – vornehmlich auf Latein, wenn es um die rechtliche Präzision, aber auch um die anstößigen medizinischen Details der Angelegenheit geht. Der Herausgeber vermerkt bereits im Vorwort der *Epistola*, dass es sich um einen inzwischen hochberühmten Fall handle, der »bis jetzt in der christlichen Welt unter der Gerichtsbarkeit der Protestanten ganz unerhört und auch bei den Päpstlichen ungewöhnlich [ist] [...] und dies umso mehr, weil eine solche Ehe im göttlichen Recht klar und deutlich weder verboten noch erlaubt zu sein scheint.«⁶

Die Geschichte von Bartholomeo de Sorlisi und Dorothea Elisabeth Lichtwer – Ein Heirats- und Ehe-Narrativ

Als sich der italienische Sängerkastrat Bartholomeo de Sorlisi und Dorothea Elisabeth Lichtwer, die Stieftochter des Kursächsischen Kammer-Procurators, ineinander verlieben, ist Sorlisi längst ein hoch angesehener Musiker und der geheime Kämmerer des sächsischen Kurfürsten Johann Georg II.. Mutter und Stiefvater versprechen ihm die Tochter unter der Bedingung, dass er Erlaubnis von einem geistlichen Richter einhole. Dies geschieht in einer schriftlich formulierten Anfrage an das Konsistorium zu Leipzig, in der Sorlisi um ein Urteil darüber bittet, ob er heiraten dürfe.

Der Sängerkastrat bedient sich jedoch einer Notlüge, fingiert seine eigene Geschichte, indem er die eines Anderen erzählt. Als schwedischer Adliger habe er durch einen Kartätschenschuss im Krieg seine Hoden verloren und seine Zeugungsfähigkeit eingebüßt. Sorlisi verschweigt die delikate Angelegenheit der verbotenen Kastration mit gutem Grund. Der Stiefvater sowie einige Freunde, die der Verheiratung immer noch mit Skepsis entgegensehen, drängen darauf, an das Schreiben Argumente anzuhängen, die das Verbot der Eheschließung diskutieren.

Trotz allem bejaht das Leipziger Konsistorium die Anfrage, was in der Folgezeit nicht verhindert, dass unterschiedlichste Instanzen versuchen zu intervenieren. Schließlich kann die Trauung nur unter der Protektion

und auf Befehl des Kurfürsten stattfinden. Als das Oberkonsistorium zu Dresden von dieser *Mesalliance* erfährt, drängt es bestürzt auf die Annullierung der Ehe. Vage wird vom Dresdner Superintendenten ein Dispens in Aussicht gestellt, wenn das Ehepaar sich zu einer frommen Stiftung bereit erkläre. Sorlisi baut daraufhin eine Lutherische Kirche, zugleich hinterlegt er ein Kapital, von dessen Zinsen der Unterhalt einer Pfarrstelle auf Lebenszeit besoldet wird.

Die nachfolgende Zeit der Eheleute gleicht dennoch einem Spießbrutenlauf. Die geistliche Obrigkeit zu Dresden hält den Anspruch auf Annullierung der Ehe aufrecht, so dass das Ehepaar zu jeder Zeit mit einer Verhaftung rechnen muss. In dieser Situation harren die Eheleute aus, bis der Kurfürst in einem Dekret die Ehe für rechtmäßig erklärt. Er vertritt die Ansicht, dass selbst, wenn man die Eheleute trennen würde, der Verdacht, sie könnten eine heimliche Liebschaft pflegen, bereits der Heiligkeit des Ehestandes Schaden zufügen würde. Er bewilligt die Ehe allerdings nur mit der Einschränkung, dass sich in Zukunft niemand auf den Fall berufen dürfe, da es sich lediglich um eine Ausnahme handle. Gleichzeitig bekräftigen beide Eheleute, dass sie »einander treulich lieben und [...] sich lieber das Leben nehmen, als eins von dem andern sich scheiden lassen wolte«. ⁷ Der anhaltende Widerstand der Liebenden veranlasst das Dresdner Oberkonsistorium, beide vom heiligen Abendmahl und der Beichte auszuschließen.

In dieser zugespitzten Situation fordert Dorotheas Stiefvater erneut ein Gutachten an – dieses Mal von der Theologischen Fakultät zu Jena, aus dem der Großteil der hier erzählten Geschichte rekonstruiert ist. Die Jenaer Theologen lehnen die Ehe ab, woraufhin sich noch mehrere Fakultäten und einzelne Theologen über die Landesgrenzen hinweg zu Wort melden. Die Meinungen eines Konsistoriums gehen teilweise so weit auseinander, dass ein Entscheid eines Superintendenten von den übrigen nicht unterstützt wird. Das Stimmengewirr ist groß und die chronologische Abfolge mangels Datierung häufig kaum zu erkennen.

Am Ende geloben die Eheleute unter dem Druck der Kirchenöffentlichkeit, künftig nur noch wie »Bruder und Schwester« zusammenzuleben. Bevor es doch noch zu einer definitiven Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Ehe hätte kommen können, wird sie durch den frühen Tod Sorlisis geschieden.

Der Widerstreit der Lehrmeinungen

Die Hauptargumente gegen die Ehe aus Sorlisis Anfrage an das Leipziger Konsistorium sind, dass erstens das primäre Eheziel, die Fortpflanzung, nicht gewährleistet und zweitens der priesterliche Segen des »Wachset und Mehret euch« der Verhöhnung preisgegeben würde. »Diese Verbindung auch drittens, den Nebenzweck der Ehe, nämlich Unzucht zu vermeiden und die Lust an Seiten der Lucretia zu löschen, nicht erreichen könnte, also sich die Lucretia in die Gefahr der Hurerei und des Ehebruchs stürzt.«⁸ Darüber hinaus wird in diesem Teil des Gutachtens die Situation so dargestellt, als würde dem Titius/Sorlisi die Ehe allein zur Erfüllung seiner »Geilheit« gestattet. Auch in den Evangelischen Ländern gelte: »Was nicht fähig zum Beischlaf ist, sei unfähig zur Ehe.«⁹ Und selbst nach weltlichem Recht, so der letzte Punkt, sei eine solche Verbindung verboten.

Die Begründungen für die Eheschließung lauten: So könne das Recht, nur weil das Hauptziel der Ehe verfehlt sei, diese längst nicht verbieten, gerade weil es zugleich göttlicher Wille sei, dass ein Mensch einen »treuen Gehülfen« liebe.

14. der Titius zum Geschlechtsverkehr nicht gänzlich untüchtig, sondern dass er anoch die Peniserektion empfinde, [...] auch einem Weibes=Bilde satisfaction thun, und ihre Brunst stillen und löschen könne.¹⁰

Es bestehe daher eher die Gefahr, ein unverheirateter Titius könne sich »unsteter Begierden befleißigen; Dannenhero gleichsam das kleinere Übel von beiden zu erwehlen, und diese Ehe zu verstatten [sei].«¹¹ Weiterhin sei diese Verbindung unter der Voraussetzung erlaubt, dass alle Beteiligten, auch die Eltern, von der Situation des Bräutigams wissen.¹²

In der Fortsetzung dieses Anschreibens wird die Analogie zu Paaren herangezogen, die aus anderen Gründen keine gemeinsamen Kinder haben. Es werden sowohl Paare aus der Heiligen Schrift, wie Abraham und Sara und selbst Joseph und Maria, zitiert als auch ein Fall aus der täglichen Erfahrung: Eine 76-jährige Schuhmacherswitwe ist nämlich zuvor in Hamburg mit einem 20-jährigen Schuhknecht verheiratet worden, die einen Kinderwunsch unmöglich im Sinn hatten.¹³

Das auf den Leipziger Bescheid folgende Jenaer Urteil, das nach den nicht enden wollenden Querelen vom Stiefvater erbeten wurde, ist daraufhin negativ. Die Jenaer Theologen sehen den Hauptzweck der Ehe,

die Fortpflanzung, als unverzichtbares Merkmal einer Ehe. Ihre Argumentation wendet sich besonders scharf gegen die junge Frau, der »eine muthwillige Sünde wider das Gewissen« vorgeworfen wird, die unentschuldig sei, da sie, obwohl sie zur Fortpflanzung tüchtig, aus freien Stücken gegen die Pflicht einer christlichen Ehefrau gehandelt und sich für den zeugungsunfähigen Kastraten entschieden habe.

Zu diesem Zeitpunkt meldet sich die preußische Fakultät von Königsberg zu Wort, die ihre Kollegen tadelt, indem sie die Ausschließung der Eheleute vom Abendmahl zum Ärgernis erklärt und die Kastratenehe verteidigt. Das Gutachten vertritt die Position des Neuen Testaments, welches die Kanalisierung von Sexualität als den Hauptzweck der Ehe vorsieht.

Es ist auch das menschliche Geschlecht gnugsam ausgebreitet, dass man auf Vermehrung desselben nicht groß zu dencken hat [...] Es ist besser freyen den Brunst leiden [...] Dass also der Ehestand heutiges Tages vornehmlich ist ein Heilmittel gegen ungeste Begierde.¹⁴

Überdies erfährt man im Folgenden ganz unaufgeregt und recht ausführlich – im Foucault'schen Sinne einer Diskursivierung des Sexes¹⁵ – technische Details über die verschiedenen Arten der Kastration und ihre Folgen für das Sexuelleben. Besonders wird darauf hingewiesen, dass bei der »weichesten« Kastrationsform, bei der die Keimdrüsen weg geschnitten werden, die Samenstränge aber unverletzt bleiben, auch die Säfte beim Geschlechtsverkehr unvermindert vorhanden seien – allerdings mit der Ausnahme, dass fruchtbare *semen*, zeugungsfähige Spermien fehlen würden. Die Königsberger Theologen befürworten die Verbindung, da Sorlisi zwar untüchtig sei, den zeugenden Akt herbeizuführen, aber nicht untüchtig, die Handlung zu vollziehen, er auch *semen* habe und seine Frau nicht müde werde, die Satisfaktionsleistung ihres Mannes zu bestätigen. Sie »nunmehr aus der erfahrung zeuget, welches alles der bericht meldet«,¹⁶ so wird die Ehe als eine wahrhaftige eingestuft.

Die Lust die außer der Ehe ihnen eine Tod=Sünde were, ist in dem Ehestand [...] ihnen ein lässliches Vergehen [...] Nur allein werden sie, weil die Eunuchi den geschlechtlichen Dingen geneigter seyn, als andere sich mäßigen, und [...] sich von einander enthalten [...], dass sie endlich [...] als Bruder und Schwester [...] bey einander wohnen mögen.¹⁷

Gelehrte der Greifswalder Universität bekräftigten das Urteil aus Königsberg noch, indem sie es mit dem Zusatz versehen, dass die Ehe mit einem Mann der Aussatz, Epilepsie oder andere unheilbare Krankheiten habe, auch anerkannt würde. Innerhalb der Ehe-Argumentation wird an dieser Stelle erstmals eine vorhandene Kategorie für den Kastraten gefunden und angewandt. Sie leistet eine Ausgrenzung des Sängerkastraten als Anormalem Vorschub, normalisiert ihn aber paradoxerweise als kranken Menschen, da er als klassifizierter Kranker in der Tat heiraten dürfte. Das Problem, überhaupt eine richtige Kategorie zu finden, hängt mit dem unausgesprochenen Dilemma der Kastration zusammen. Die Tatsache, dass die am Kastraten meistens unfreiwillig vorgenommene Kastration eine kriminelle Handlung ist, kann ihm zwar nicht angelastet werden, ist aber dennoch bestimmend für seine Identität.

Das Dilemma der Kastration ist daher der von den meisten Theologen unausgesprochene Hauptgrund, weshalb die Gegner die Ehen nicht akzeptieren können: Würde man die Ehe anerkennen, so berichtet ein anonymer Gutachter, würde man die Praxis der Kastration befürworten, die nicht im Sinne des göttlichen Rechts ist. Die Kirche würde sich versündigen, und wer würde dann die Beichte von Kastraten abnehmen? Die Geistlichen müssten eine Sünde im Namen des Herrn vergeben, die sie gegen die Auslegung des göttlichen Worts befürwortet haben.

Ein narrativer Glücks-, ein kirchenrechtlicher Unglücksfall

Dieser Ehrechtsfall ist spektakulär und in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert: Er ist lesbar als spezifische Fallgeschichte, die in Teilen einem Sensationsprozess gleicht, aber auch als Musterbeispiel der Generierung von Wissen über Männlichkeit um 1700 im Allgemeinen und der Kastratenidentität im Besonderen. Der Rechtsfall schildert darüber hinaus die zeitgenössisch ambivalente Beurteilung der Ehe und ihres Status. Die vorliegenden Dokumente schillern in vielerlei Hinsicht. Sie enthalten Aspekte eines Liebesdramas. Die Liebeserklärungen werden aufgrund der Tatsache, dass sie in den Gutachten wiedergegeben werden, zum Argument, als solches bekräftigt und beglaubigt. Das Modell der passionierten Liebe gewinnt an Relevanz.

Wenn Dorothea immer wieder anhebt zu klagen, sie würde, wenn nicht diesen, keinen anderen Mann mehr lieb gewinnen, oder beide drohen,

sie würden sich lieber das Leben nehmen als sich scheiden zu lassen, handelt es sich um dargestellte bzw. vorgelebte *passio* – »Liebe als Passion«¹⁸ als performatives Exemplum. Das Sujet der passionierten Liebe findet Eingang in das Urteilsschreiben und erhält dadurch seinen semantischen Rahmen, seinen Status als Argument. »Liebe entgegen aller Widerstände« wird aber nicht nur vorgeführt, die leidenschaftliche Liebe wird in diesem Fall – und darin liegt sein Präzedenzcharakter – zum teilweise akzeptierten Dispositiv der Ehesemantik.

Im zeitgenössischen Normalfall, und das exponiert diese Fallgeschichte im Gegenzug genauso exemplarisch, wird die passionierte Liebe als Grundlage für die Ehe nicht für das geltende und produktive, schon gar nicht für das einzige Kriterium gehalten. Die Ehe regelt in erster Linie die Reproduktion sowohl von Kindern als auch von Standesidentitäten. Die Leidenschaft des Gefühls steht der ökonomischen Produktivität entgegen. Letztere geht Hand in Hand mit der im Zuge des 17. Jahrhunderts einsetzenden Repression, die mit der allmählichen Entwicklung des Kapitalismus zusammenfällt und deren Ziel die Unterdrückung der Lüste zugunsten einer produktiven Arbeitsordnung ist.¹⁹ Eine Heirat aus passionierter Liebe, wie sie das Paar Sorlisi/Lichtwer einfordert, wird dennoch im Laufe des 18. Jahrhunderts salonfähig, unterliegt aber durchaus definitorischen Regulativen. In der bürgerlichen Ordnung, und noch später speziell in den Ehereformversuchen des 19. Jahrhunderts, trachtet man, den Begriff der Liebe von dem der Leidenschaft zugunsten einer sittlich-reinen Liebessemantik zu scheiden.²⁰

Reproduktionsfähigkeit und Standesidentität definieren zeitgenössisch das perfekte Heiratsgeschlecht und demzufolge kann nicht jeder die Ehe beanspruchen. Infolgedessen wird die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Ehe an der Stelle, an der es um die Verhandlung der Funktionstätigkeit des Kastratengeschlechts geht, zu der nach dem rechtmäßigen Geschlecht. Die Frage der Heiratsfähigkeit des Kastraten wird ganz allgemein zum Modellfall der idealen Männlichkeit um 1700, die das fruchtbare *semen* als das distinktive Merkmal eines perfekten Ehemannes ausstellt. Der Sängerkastrat ist zugleich Stein des Anstoßes, Fokus der Debatte und eine *trading zone* für eine gesellschaftliche Wertediskussion. Die In- oder Exklusion des Kastraten wird zum Zünglein an der Waage, die die soziale Konfiguration von Ehe, aber auch von Männlichkeit und Weiblichkeit austariert. Er wird zum semantischen Relais des Dispositivs von Ehe und Geschlecht.

Die Frage nach der Heiratsfähigkeit des Kastraten wird schließlich präzisiert als Frage nach seiner eigenen männlichen Identität, die sich im Laufe der Begutachtung erst heraus- bzw. herstellt. Der Kastrat, der als Mann seine Männlichkeit haarscharf verfehlt, die sich im Normalfall einzig in der Manifestation eines gezeugten Kindes offenbart, gilt als Grenzfall der bestehenden Definition von Männlichkeit und Ehe. Zugleich produziert er die legitimierte (Heirats-)Identität, denn der Kastrat ist als Stör- und Spezialfall eines Ideals von Männlichkeit gleichzeitig dessen Manifestierung.

Mit der Frage, ob er seine Ehefrau trotz der unfruchtbaren *semen* dennoch befriedigen könne, wird er zum Sonderfall, den es medizinisch zu untersuchen gilt. Damit rückt die Funktionstätigkeit des männlichen Genitals in den Blick, jedoch noch nicht das leibhaftige Organ selbst. Im Gutachten wird das medizinische Wissen anhand von intertextuellen Verweisen, nicht aber anhand des klinischen Blicks sachverständiger Ärzte zusammengetragen.²¹ Es wird nicht vermessen, gewogen und über eine potenzielle Pathologisierung befunden, wie es der medizinisch-juristische Normierungszwang dem Gutachter im 19. Jahrhundert, beispielhaft im Fall Herculine Barbins,²² abverlangt hätte. Die Frage dreht sich nicht um das »wahre Geschlecht« in der Akzentuierung auf das biopolitisch gewünschte, sondern vielmehr um das »rechte« im Sinne des legitimen, des in der Sache vertretbaren Geschlechts.

Der Diskurs von Biologie und Recht wird unvermeidlich in der Diskussion von biologischer Funktionstätigkeit und Gesellschaftsfähigkeit eingeführt; es wird auch eine medizinisch festgelegte Norm vorausgesetzt, die zu erfüllen das Recht auf Heirat zunächst sichert. Doch dient das Wissen über die sexuelle Tüchtigkeit des Kastraten als Vehikel zur Entscheidung, ob er zur Erfüllung eines wichtigen Ehezwecks in der Lage ist oder nicht. Es geht also noch nicht wie im 19. Jahrhundert um das kontrollierte, verwaltete und durchgesetzte Junktim von Biologie und Recht, sondern um die Richtigkeit, die Rechtskraft eines Arguments.

Die Fragen nach der Art der Kastrationspraxis führen zuletzt dazu, dass neues Wissen generiert und verdrängtes wieder geborgen wird. Die bislang nur tolerierte, ansonsten verbotene und nur hinter vorgehaltener Hand besprochene Praktik der Kastration, die in diesem Fall einer Sterilisation gleichkommt, wird aus ihrer gesellschaftlichen Latenz herausgelöst und erhält ihre Narratio von offizieller Seite. Das medizinische Wissen ist in den Gutachten detailliert dokumentiert und wird durch die rechtliche Begutachtung als kulturelle Praktik zum ersten Mal offiziell

verbürgt und beglaubigt. Der Akt der Publikation hebt das Spezialwissen in eine breitere öffentliche Sphäre, klärt auf und stiftet das Wissen der Leserschaft um die Kastrationspraxis, die ihre Ausführung im Dokument, ihre Aufführung gerade mit dem und durch das Moment der Publikation, der Erzählung, findet.

Die Tatsache, dass diese Kastrationspraktik und der dazugehörige sexuelle Komplex als Geheimnis behandelt wurde, war – getreu den Regeln einer »Mechanik des Anreizes«²³ – für die Publikation mit einiger Sicherheit mitverantwortlich. Von Geständnisliteratur kann allerdings keine Rede sein. Es handelt sich eher um die Aufführung *des Sexes*²⁴ als *Diskurs* und um die Tatsache, dass der Sex mit dem rechtlichen Diskurs kurzgeschlossen wird. Dieser Rechtsstreit ist ein Vorfall, der eine Idee davon gibt, wie der Sex später in biopolitischer Weise zugespitzt »zum öffentlichen Einsatz zwischen Staat und Individuum« wird.²⁵

Der Sängerkastrat, der als »Geschlechter-Überschuss« oder »-Ausschuss« – je nach Perspektive – quer zur rigiden Eheordnung steht, bringt jedenfalls das bestehende Dispositiv der Moral-, Heirats- und gar Sexualanordnung kräftig durcheinander. In der Auseinandersetzung über seine Heiratsfähigkeit trägt er zu einer diskursiven Formierung, ja Neuformierung von Argumenten über die Ehe bei und durch ihn wird der Status von Ehe neu verhandelbar.

Der Einzelfall führt im Fall Sorlisi zu einer allgemeinen Diskussion über die Bestimmung der Ehe, in der divergierende Ansichten und Kräfteverhältnisse innerhalb der Experten-Kommunikation zutage gefördert werden. Die Fallgeschichte wird in dieser Perspektive zum Idealfall einer Lektüre, die exemplarisch vom Prozessualen einer Wissensformierung bzw. -konstituierung erzählt.

Das *Setting* selbst erschöpft sich nicht im imaginierten Gerichtssaal, sondern gewinnt eine neue Dimension in der Kommunikation der Urteilschriften. Es wird ein diskursiver Raum geöffnet, innerhalb dessen zu Gericht gesessen, verhandelt, aber auch die Rahmenbedingung für Neuverhandlungen geschaffen wird. Das Gutachten als ein durch eine sachverständige Autorität legitimiertes Beurteilungsmedium schafft in diesem Streitfall kein bleibendes Urteil. Es werden nämlich nicht nur angerufene Instanzen gehört, deren Hierarchien noch nachvollziehbar wären, nein, es mischen sich auch einzelne Theologen unaufgefordert ein.

Die Orte der Rechtsprechungen bzw. Rechtssetzungen vervielfältigen sich und sind heterogen in diesem polyphonen Raum, in dem weder ein-

deutig Recht gesprochen noch das Recht ausgehebelt wird. Zumal die Rechtsprechungen ohnehin in den zuweilen konfligierenden weltlichen und kanonischen Gesetzen mehrfach vorhanden sind. Die Zuständigkeit einer finalen Autorität verliert sich im Stimmengewirr der Sachverständigen, und das Schriftenkonvolut in all seiner materialen Schwere, aber auch in seiner Bestimmung die Diskurslage aufzuzeichnen,²⁶ suspendiert eine finale Rechtsprechung.

Der Sprechakt des Rechts weicht dem Narrativ der Rechtslage und als solches – konsequenter könnte es nicht sein – wird es publiziert. Nicht nur in materialer Hinsicht werden die einzelnen Schriften in der Veröffentlichung als Buch zum fortlaufenden Narrativ, sondern auch als Akten der öffentlichen Verwaltung wandeln sie sich zur individuellen Akte der Liebes- und Rechtsgeschichte von Bartholomeo de Sorlisi und Elisabeth Dorothea Lichtwer.

Die Schließung des Streitfalls, wenn man überhaupt davon sprechen kann, vollzieht sich nicht auf rechtlicher, sondern auf narrativer Ebene. Die Publikation erzählt die Geschichte der Urteilsschriften als gescheiterten Rechtsakt, einer Ehe- und Rechtsordnung, die in diesem spezifischen Fall keine Anwendung findet. Ursprünglich soll zwischen zwei Parteien vermittelt und Recht gesprochen werden, doch der Fall kommt über die Diskussion des Rechts selbst kaum hinaus.

Das publizierte Gutachter-Communiqué beschreibt einen Ort, an dem nicht Recht exekutiert, sondern an die Stelle des Rechts der Diskurs und die Kritik gesetzt und Rechtswissen formiert wird. Die kommunizierten Expertisen erscheinen als dritter Raum, in dem narrativ das Verhältnis der Exekutive und der Legislative in Schwingung versetzt wird, als Raum, der mehr dem Aufschub als dem Urteil Vorschub leistet. Die Gutachten sind Agenten und Effekt des Rechts.²⁷ Die Urteilsschriften erzählen von der Uneindeutigkeit der Heiligen Schrift im Umgang mit Verschnittenen und davon, dass die Kirche im Fall einer Befürwortung der Ehe die Duldung der Kastration – im Gegensatz zur Heiligen Schrift – legitimieren würde. Sie enthüllen folglich das Geheimnis um die Kastration als kultureller Praktik und ihre Duldung von kirchlicher Seite.

Die Gutachten handeln paradoxerweise, indem sie die Rechtsprechung verhindern, und sie sind gleichzeitig die Folge und Enthüllung eines unlöslichen *double-binds* der zeitgenössischen Kirche. Kirchenrechtlich gesehen ein unbedachter und die Kirche kompromittierender Unglücksfall, archivarisches und narrativ gesehen ein Glücksfall, der durch den Einbruch des Rechts eine narrative Produktivität entfaltet und eine

bereits unter der Oberfläche brodelnde Umbruchsstimmung zu Tage fördert und aufzeichnet.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Paul Mikat: »Ehe«, in: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann (Hg.): *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte*, I. Band: Aachen-Haussuchung, Berlin: Erich Schmidt 1971, S. 821f.
- 2 Kirchenrechtlich handelt es sich um einen protestantischen Diskurs, denn in den katholischen Ländern ergeht von Papst Sixtus dem V. im Jahre 1586 ein bis dato gültiges Urteil, jeglichen Geschlechtsverkehr zwischen einem Kastraten und einer Frau strengstens zu untersagen. Vgl. Franz Haböck: *Die Kastraten und ihre Gesangkunst. Eine gesangsphysiologische, kultur- und musikhistorische Studie*, Stuttgart/Berlin/Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt 1927, S. 9. Vgl. Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium: Die Capaunen-Heyrath*, Jena: Bortoletti 1730, S.81f. Vgl. Hubert Ortkemper: *Engel wider Willen. Die Welt der Kastraten*, Berlin: Henschel 1993, S. 200.
- 3 Vgl. Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium: Die Capaunen-Heyrath*, Halle: Oelschlägel 1685, Originalausgabe. Weitere Lektüren der Publikation liegen vor von: Franz Haböck: *Die Kastraten und ihre Gesangkunst*, a.a.O. und Hubert Ortkemper: *Engel wider Willen*, a.a.O.
- 4 Vgl. Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium: Die Capaunen-Heyrath*, Jena: Bortoletti 1730, die mir vorliegende Ausgabe.
- 5 »Hieronymus Delphinus: ein angenommener Name eines unbekanntenen Schriftstellers«, in: Christian Gottlieb Jöcher: *Allgemeines Gelehrten-Lexicon. Fortsetzungen und Ergänzungen von J. C. Adelung*, Bd. 2, 1787.
- 6 »Praeterea novus hic est casus, hactenus in orbe Christiano sub Protestantium ditionibus plane inauditus, & inter Prontificios quoque inconsuetus: Proinde non mirum, in isto dijudicando animos hominum huc vel illuc flexos suisse [...] idque eo magis, cum in sacris conjugium tale expressis verbis neque prohibitum neque concessum videatur«, Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S.2f. Die deutschen Übersetzungen sind auch im fortlaufenden Text von der Verfasserin.
- 7 Ebd., a.a.O., S.40.
- 8 »Dieses conjugium auch 3. den finem secundarium matrimonii, nemlich evitandae fornicationis, & exstinguendae uestionis an Seiten der Lucretiae nicht erreichen könnte, also sich die Lucretia in periculum fornicationis & adulterii praecipitare.«, ebd., S.4.
- 9 »Quod impotens ad copulam sit impotens ad contrahendum matrimonium«, ebd..
- 10 »14. der Titius zu dem Exercitio venereo nicht gänzlich untüchtig, sondern dass er annoch erectionem penis empfinde, [...] auch einem Weibes=Bilde satisfaction thun, und ihre Brunst stillen und exstinguiren könne«, ebd., S. 11.
- 11 »Vagas libidines befeißigen; Dannenhero gleichsam ex duobus malis minimum zu erwähnen, und dieses conjugium zu verstaten.«, ebd., S. 12.
- 12 Die Tatsache, dass er seine Zeugungsunfähigkeit seiner Ehefrau in spe nicht verschweigt, schließt von vornherein die Annullierung der Ehe wegen Betrugs aus.
- 13 Vgl. Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S. 8.
- 14 »Dass also der Ehestand heutiges Tages vornehmlich ist ein remedium contra vagas libidines.« Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S. 53.
- 15 Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*, Bd. I, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998, v.a. S. 9-50.
- 16 Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S. 83. Vgl. auch ganz allgemein zur Problematik der prozessrechtlichen Stellung von Frauen: Ute Gerhard (Hg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, München: Beck 1997.

- 17 »Die Lust die außer der Ehe ihnen eine Tod=Sünde were, ist in dem Estand [...] ihnen ein peccatum veniale [...] Nur allein werden sie, weil die Eunuchi propensiores in venerem seyn, als andere sich mäßigen, und bißweilen [...] sich von einander enthalten [...], dass sie endlich [...] als Frater und Soror [...] bey einander wohnen mögen« Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S. 83f.
- 18 Die Liebesemantisierungen von Luhmann sollen an dieser Stelle nicht berücksichtigt werden. Das Buch sei genannt: Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994.
- 19 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, a.a.O., S. 14f.
- 20 Vgl. Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Wilhelm Fink, 1999, 15ff. Vgl. Stephan Buchholz: *Eherecht zwischen Staat und Kirche. Preußische Reformversuche in den Jahren 1854 bis 1861*, Frankfurt/Main: Klostermann 1981.
- 21 Bei den Referenzstellen handelt es sich u.a. um: Aristoteles: 3. Buch, *Histor-Animal*, c.1, Deuterimonium XXIII,1 in vulgata lat. Editione und Aristoteles: 1. Buch, *De Generationibus Animalis*, c. 1 und 4. Weitere angeführte Quellen vgl. Hieronymus Delphinus: *Eunuchi Conjugium*, a.a.O., S. 71f.
- 22 Vgl. Michel Foucault (Hg.): *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998.
- 23 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, a.a.O., S. 27ff.
- 24 Ich gebrauche den Begriff des Sexes wie Foucault, der neben dem Betont-Lustvollen und dem Naturhaften, das Allgemein-Selbstverständliche, das Reelle und das Seriöse, das durch Wissenschaft und Gesellschaft garantiert wird, mitmeint. Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, a.a.O., S. 14, FN.
- 25 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, a.a.O., S. 39.
- 26 Vgl. Cornelia Vismann: *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt/Main: Fischer 2001, S. 7f. Vismann macht an dieser Stelle vor allem auf die Materialität der Akten aber auch auf ihre Funktion als *recording-machines* aufmerksam.
- 27 Vgl. ebd., S. 11.

Ordnung des Selbst

Voraussetzungen von Mündigkeit um 1900

Im ersten Brief an die Korinther geht der Apostel Paulus auf das Problem des Zungenredens ein. Das Reden in Zunge (altgr. *en glossa lalein*) galt als die Sprache, welche das Gespräch mit Gott erlaubte. Sie war jedoch den Mitmenschen nur schwer verständlich. Darum erteilte Paulus den Korinthern den Rat, im sozialen Miteinander nicht die Zungenrede, sondern die »prophetische Rede«, die er auch »Rede der Erkenntnis« nannte, zu benutzen und schrieb in diesem Sinne:

Strebt nach der Liebe! Bemüht euch um die Gaben des Geistes, am meisten aber um die Gabe der prophetischen Rede! Denn wer in Zungen redet, der redet nicht für Menschen, sondern für Gott; denn niemand versteht ihn, vielmehr redet er im Geist von Geheimnissen.¹

Das Bildmotiv dieser Konferenz – eine herausgestreckte, mit unzusammenhängenden Worten beschriebene Zunge – hat mich stark an diese Passage erinnert. Sie bildet gleichzeitig die Verbindung zum Thema meines Beitrags, zur Mündigkeit.² Im *fin de siècle* nämlich scheinen »Gabe des Geistes« und »Gabe der verständlichen Rede« auf eine besondere, im Folgenden näher zu bestimmende Art und Weise wieder miteinander verknüpft worden zu sein.

Der heute nahe liegende Konnex von Mündigkeit und Mündlichkeit war noch in den 1850er Jahren einigermaßen neu und daher erstaunlich. So bekundete das *Deutsche Wörterbuch* der Gebrüder Grimm im Jahr 1860 eine gewisse Verwunderung über den »neuerdings« viel »freieren« Gebrauch des Begriffs der Mündigkeit und konstatierte etwas ratlos: »man denkt bei mündig an einen zusammenhang mit mund *os*, und

braucht es demgemäsz.«³ Zu breiterer Resonanz scheint die Koppelung von Mündigkeit und Sprachfähigkeit erst wenige Dekaden zuvor, im Kontext von 1848, gekommen zu sein, als Forderungen nach politischer Mit-Sprache und allgemeinem Wahl- und Stimmrecht laut wurden.⁴ In einer relativen »Artikulationsexplosion« hatte eine bis dahin schweigsame Bevölkerungsschicht begonnen, sich gegenüber der bürgerlichen Öffentlichkeit zu Wort zu melden.⁵ Parallel zur einsetzenden Ausbildung neuer Mitsprachemöglichkeiten im politischen Feld öffnete sich – gegenläufig zur ersten Entwicklung – ein neues psychiatrisches Untersuchungsfeld: das Gebiet der Sprache und der Sprachstörungen.⁶ Hier tauchte um 1900 neben Aphasien, Logorrhöen, Stereotypien und Echolalien das Phänomen der unverständlichen Zungenrede, der so genannten »Glossolie« wieder auf. In der Zürcher Psychiatrie, auf die ich im Folgenden näher eingehen werde, kann für die Zeit um 1900 von einem eigentlichen *linguistic turn* gesprochen werden, in dessen Verlauf die Kommunikation der Geisteskranken insgesamt und das Phänomen der »Glossolie« im Speziellen ins Zentrum des Interesses rückten.⁷

Mein Beitrag geht von der These aus, dass diese Hinwendung zur Sprache auf etwas Grundsätzliches verweist: auf eine Veränderung in der Subjektivationsart, also in der Weise, wie das mündige Individuum um 1900 (*an*)geordnet worden ist. Ich unterstelle, dass Ende des 19. Jahrhunderts eine neue »Ordnung des Selbst«⁸ gesellschaftlich verbindlich wurde, die das Individuum *in und durch die Sprache* definierte. Ihr zufolge hatte das mündige Subjekt sich durch eine bestimmte Art des Sprechens auszuzeichnen. Diese Verhaftung in der Sprache ist es, wovon das Sprachinteresse der Psychiatrie *ex negativo* Zeugnis ablegt. Im Folgenden werde ich mich den so verstandenen Voraussetzungen von Mündigkeit um 1900 zuwenden.

Mündigkeit – Stationen einer Begriffsgeschichte

Die begriffliche Verbindung von Mündigkeit und Mündlichkeit ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Etymologisch gesehen wurzelt der Begriff in einem ganz anderen Wortstamm, nämlich im althochdeutschen *Munt*, das mit dem lateinischen *manus* – die Hand – verwandt ist. In der frühen Neuzeit war *Munt* gleichbedeutend mit Gewalt, im Sinne von »jemanden in der Hand haben«, und zugleich mit Schutz – so wie es in der Wendung der »schützenden Hand« anklingt. Die Begriffsgeschichte der

Mündigkeit schließt daher an diejenige der Metapher von der machtvollen Hand Gottes oder der starken Hand des Herrschers an.⁹ Später sprach man von »Munt-Gewalt«, die im germanischen Sippenrecht die Herrschaft des Patriarchen über alles, was sich im Haus befand, bezeichnete und die Figur des Vaters als *Vor-Munt* einsetzte. Mündigkeit oder »Selbmündigkeit« bezeichnete dagegen einen Zustand der Emanzipation aus der Gewalt des Hausvaters. Sie war an die Gründung eines eigenen Haushaltes, also an die Erlangung wirtschaftlicher Unabhängigkeit gebunden.¹⁰ Da diese ökonomischen Möglichkeiten allein Männern vorbehalten blieben, war es für Frauen unmöglich, den Status der »Selbmündigkeit« zu erlangen. Sie wechselten, wenn sie heirateten, nur den Vormund.¹¹ Mit dem Zerfall der Sippe begann sich der Staat für die »richtige« Ausübung der Vormundschaft zu interessieren, und zwar vorwiegend aus materiellen Gründen: Einerseits galt es, die Versteuerung des Vermögens der Gesellschaftsmitglieder generell zu garantieren, andererseits speziell das Vermögen des Mündels, um dieses vor der Verarmung zu schützen. Im Zuge der Aufklärung wurde die patriarchale Munt-Gewalt des Sippenrechts erst flankiert und dann zunehmend vom »Schutz und Schirm« der Gesetze abgelöst und personell weitgehend durch staatlich eingesetzte Amtsvormünder verdrängt.¹²

Zur gleichen Zeit kam es im Begriff der Mündigkeit zu Bedeutungsverschiebungen. Schon im Zeichen der Naturphilosophie war das Mündigkeitskriterium naturalisiert und am Kriterium der Geschlechtsreife, der »Volljährigkeit«, ausgerichtet worden. Im Kanton Zürich wurde diese sexuelle Mündigkeit im Jahr 1841 für beide Geschlechter auf das Alter von 16 Jahren erhöht.¹³ Dagegen konnte die politische Mündigkeit, an der nach 1848 immer mehr Männer teilhatten, erst im Alter von 20 oder mehr Jahren erreicht werden.¹⁴ In dieser Differenzierung und Hierarchisierung mehrerer Mündigkeiten klingt eine Denkfigur der Aufklärungsphilosophie an: Da ihr die Unabhängigkeit des Verstandes als wertvollstes Ziel des bürgerlichen Mannes galt, markierte geistige Mündigkeit den erfolgreichen Abschluss einer bürgerlichen Sozialisation. In deren Verlauf hatte das Subjekt mehrere, durch ein Stufenschema miteinander verbundene Mündigkeiten zu durchlaufen. Sie reichten von der Ehe-Mündigkeit über die Volljährigkeit zur Straf-Mündigkeit und Eides-Mündigkeit über die Religions-Mündigkeit und Wehr-Mündigkeit bis hin zur politischen und geistigen Mündigkeit. Eine diesbezügliche Leitidee stammte von Immanuel Kant, der um 1800 das Diktum vom »Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit« ge-

prägt hatte.¹⁵ Vorgestellt war dieses Selbstverschulden als ein Verhaftetbleiben im Schoße einer »ersten Natur«, die primitiv, kindlich und weiblich konnotiert war. Diese »erste Natur« sollte – von bürgerlichen Männern – zugunsten einer »zweiten« sozialen, kulturellen und damit »bürgerlichen« Natur überwunden werden.¹⁶

Die so imaginierte Befreiung »aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit«¹⁷ war jedoch auf ein spezifisches Medium angewiesen, nämlich auf die Sprache. Erst auf diesem Weg konnte der Mensch sich über seine »erste Natur« erheben und sich im Reich der Kultur neu und selbst entwerfen. Diese im 18. Jahrhundert entwickelte bürgerliche Denkföigur wurde im Umfeld der Forderungen von 1848 über politische und pädagogische Schriften popularisiert, universalisiert und schließlich auch von unterbürgerlichen Schichten angeeignet. Ludwig Feuerbach, der das Sprechenkönnen als Grundlage von politischer und geistiger Freiheit erachtete, brachte es 1841 auf die prägnante Formel: »Das Wort macht den Menschen frei. Wer sich nicht äussern kann, ist ein Sklave.«¹⁸ Gerade die »niedere Volksklasse« müsse daher lernen, so der in Zürich weilende Radikal-Demokrat Julius Fröbel, »wie sie sich mündig machen [kann], nämlich ganz einfach durch den Gebrauch ihres Mundes.«¹⁹

Angesichts der Bedeutungsverschiebung, welche das Mündigkeitskonzept im 19. Jahrhundert quasi von der Hand in den Mund erfuhr, ist es wenig erstaunlich, dass Unmündigkeit nun nicht einzig mehr Schutzlosigkeit und Ohnmacht bedeutete, sondern zunehmend mit Sprachlosigkeit, politischer Stimmlosigkeit und gesellschaftlicher Handlungsunfähigkeit assoziiert war. Umgekehrt waren es denn auch »Sprachhandlungen«, die einer Person durch den Akt einer Entmündigung versagt wurden, so z.B. das verbindliche Ja-Wort der Eheschließung, der Eid vor Gericht, die rechtsgültige Vertragsunterschrift oder das Stimm- und Wahlrecht. Im skizzierten Zusammenschluss von Mündigkeit und Sprachkompetenz ist daher eine bestimmte Art der Ermächtigung angelegt, die zugleich eine Verpflichtung ist. Während dem Individuum auf der einen Seite die Sprache verliehen, das gesellschaftlich verbindliche Wort gegeben und damit ein neues Feld sozialer Möglichkeiten zugesprochen wurde, nötigte es die soziale Verbindlichkeit der Sprache andererseits auch dazu, die eigenen Sprachhandlungen einem kollektiv verbindlichen Normensystem zu unterwerfen: Man musste Wort halten und sich in die Verantwortung nehmen lassen. Eine Voraussetzung dieser versprachlichten Mündigkeit lag in der Verantwortung gegenüber diesem Normensystem, also primär gegenüber dem Gesetz, und in der An-

sprechbarkeit darauf. Was als Fluchtpunkt dieser verpflichtenden Ermächtigung in den Blick kommt, ist die Herausbildung eines bestimmten Subjektivitätstypus, nämlich des Subjekts der Vertragsgesellschaft.

Subjektivation und Sprache des Gesetzes

Seit Michel Foucaults wegweisenden Arbeiten wird betont, dass das autonome Subjekt kein unhintergebares oder gar natürliches *a priori* der Geschichte bildet, sondern als Produkt von vorgängigen und historisch kontingenten Setzungen beschrieben werden muss. Es scheint daher sinnvoll, auch das Konzept der Mündigkeit als einen so verstandenen »Subjektivitätstypus«, als eine »Ordnung des Selbst« zu fassen, und auf seine Voraussetzungen hin zu befragen. Um den Blick auf dieses Gebiet frei zu legen, ist es nötig, die legalistische Verwendungsweise des Begriffs zu überschreiten, ihn aus der psychiatrischen und juristischen Praxis herauszulösen und in den erweiterten, kulturhistorischen Kontext einer »Konstitutionsgeschichte des Selbst« zu stellen.²⁰ Die Konstitution eines Subjekts setzt dessen Unterordnung unter soziale Normen und kulturelle Ordnungsvorstellungen voraus. Gleichzeitig bringt diese Unterordnung das Subjekt als handlungsfähiges und »geordnetes Selbst« aber auch erst hervor. Daher muss Mündigkeit als Effekt dieser Gründungsunterordnung und mit Bezug auf das Referenzsystem, von dem her diese verpflichtende Ermächtigung symbolisch organisiert wird, beschrieben werden.

Wie die Begriffsgeschichte der Mündigkeit zeigt, wird im 19. Jahrhundert eine neue Referenzmatrix sozial verbindlich, nämlich die *Sprache*. In diesem Medium kann und soll dem Menschen der Sprung von der »ersten« in die »zweite« Natur gelingen. Und es ist – Louis Althusser folgend – die »Stimme des Gesetzes«, die das Subjekt in seiner »zweiten Natur« anruft, ihm darin eine Identität gibt, im Austausch dafür aber die Erfüllung bestimmter Pflichten und die Zurechenbarkeit von Schuld verlangt. Althusser hat diese »Anrufung« des Gesetzes mit dem Ritual der Taufe verglichen. Durch sie wird eine Person ins Dasein als gläubige gerufen und geht gleichzeitig die Verpflichtung ein, bestimmte Aufgaben – den Kirchenbesuch, das Beichten, die Kommunion etc. – regelmäßig zu erfüllen. Althusser spielt mit den Begriffspaaren Anrufung und Verantwortung, Anspruch und Versprechen, also mit der dyadischen Logik von Anrede und Antwort. Denn die Anrufung, die Anrede oder

der Anspruch setzt die Fähigkeit des Hörens, eine bestimmte Art des Gehorsams voraus, und übergibt dem Subjekt zugleich die Pflicht zur Verantwortung und Zurechnungsfähigkeit. In der gleichen Logik denkt Althusser die Erhebung einer Person in den Stand des Rechtssubjekts. Die Anrufung erfolgt hier nicht über den Priester, sondern durch den Ruf des Polizisten zum Passanten: »He, Sie da...!« Und nun kommt es zur allegorischen »Umwendung« des so Angesprochenen zum Gesetz – »Hier bin ich.«²¹ Judith Butler hat diese Umwendung als Eintritt in die Sprachlogik des Gesetzes gedeutet: Der Passant wird identifiziert, er erhält eine Identität und nimmt diese gleichzeitig als die seine an. Was diese Szene versinnbildlicht, ist die »ursprüngliche Komplizenschaft« mit dem Gesetz, ohne die kein Subjekt entstehen kann.²² Die Reproduktion des modernen Rechtssubjekts läuft nicht über Gebet und Beichte, sondern über den Ausweis einer bestimmten Art des Sprechens, die Althusser »bien parler« nennt. Somit stellt sich die Frage: Was heißt *bien parler* um 1900?

Die Vertragsgesellschaft und die Unverträglichen

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in verschiedenen europäischen Ländern Gesetzesbücher entworfen, welche die Direktiven und Instanzen der Subjektkonstitution neu festlegten. Gerade hinsichtlich der Definition der »Handlungsfähigkeit«, die zivilrechtlich gesehen neben der »Rechtsfähigkeit« das wichtigste Kriterium der Mündigkeit darstellte, schienen die alten Gesetze Lücken aufzuweisen. Unter anderem fehlte ihnen, so beschrieb es der Schweizer Jurist Eugen Huber, die Rücksicht auf »jene Klasse von Personen«, die »nicht im Stande seien, sich der Sprache ordnungsgemäss zu bedienen, oder zu schreiben oder zu lesen, die aphasischen, alektischen, agraphischen Personen.«²³ Mündige Rechtspersonen müssten dagegen »die Fähigkeit besitzen, aktiv und passiv Subjekt zu sein und selber oder vertretungsweise im Rechtsverkehr aufzutreten.« Dieser Rechtsverkehr war Ende des 19. Jahrhunderts indes nicht nur weitgehend versprachlicht, sondern auch stark geprägt von einem unternehmerischen Handelsbürgertum, das Verträge abschließen und die Verbindlichkeit des gegebenen Wortes zivil- und strafrechtlich gesichert sehen wollte. Eine handlungs- und zurechnungsfähige Person musste daher *verlässlich* sein. Sie sollte Sprechen, Lesen und Schreiben können und sich ihre Sprachhandlungen zurechnen lassen. Wer dagegen

Anlass zur Vermutung gab, in seiner oder ihrer Sprachkompetenz eingeschränkt zu sein, geriet nun unter den Verdacht des *Unverträglichen*. Oder, um die Aufzählung von A-Phasie, A-Lexie und A-Graphie zu Ende zu führen, unter den Verdacht des A-Normalen und somit in den Kompetenzbereich der Psychiatrie. Dieser war es nämlich gelungen, sich parallel zur Ausarbeitung und Festsetzung neuer Normen im Rechtsverkehr als Expertin für die Kehrseiten des Normalen zu konstituieren. Als Gutachterinstanz in »juristisch-psychiatrischen Grenzfragen« der Handlungs-, Urteils- und Zurechnungsfähigkeit definierte und verhandelte sie die Kriterien von Mündigkeit und sanktionierte nicht konformes Rollenverhalten. Vor dem skizzierten Hintergrund wird es nicht erstaunen, dass die Fähigkeit des »geordneten Sprechens« und die Abweichungen davon auch hier an Bedeutung gewannen. Dieser *linguistic turn* der Psychiatrie soll nun anhand eines Quellenbeispiels – eines strafrechtlichen Gutachtens – illustriert werden.

Gutachten über Rudolf B.

Im Januar des Jahres 1892 erging von der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich die Anfrage an die psychiatrische Klinik Burghölzli, den wegen Brandstiftung verhafteten und in Untersuchung stehenden Rudolf B. der irrenärztlichen Exploration zu unterstellen und über seinen Geisteszustand ein Gutachten abzugeben. Die Direktion zeigte sich bereit, Rudolf B. während fünf Wochen in der Anstalt zu beobachten. Wie das Gutachten wiedergibt, stand der 20-jährige Hausierer und Knecht unter Verdacht, in der Nacht vom 20. Januar 1892 die Scheune seines Vaters in Brand gesetzt, diese Tat aber vorerst verheimlicht zu haben. Da Rudolf B. aussagte, er sei am Abend vor dem Brand nicht in der Scheune gewesen, fiel der Verdacht zuerst auf seinen Bruder. Als dieser in Untersuchungshaft saß, gestand Rudolf B. der Mutter, vielleicht sei doch er es gewesen, der unabsichtlich Feuer gelegt habe. Am späten Abend sei er noch kurz mit der Laterne in die Scheune gegangen, weil er dort ein Geräusch gehört habe. Es sei ihm jedoch nicht bewusst gewesen, dass hierbei vielleicht ein Funken ins Heu gesprungen sei. Diese widersprüchlichen Aussagen gaben seitens der Staatsanwaltschaft den Ausschlag, am Geisteszustand von Rudolf B. zu zweifeln. Da es im Verlaufe des Prozesses nicht allein um die Schuldfrage, sondern auch um die Zurechnungs- und Urteilsfähigkeit des Täters ging, bat das Gericht um eine allgemeine Begutachtung des Geisteszustandes von Rudolf B. Besonders bemerkenswert im Zusammenhang der Frage nach dem *bien parler* sind

die ausführlichen und prominent behandelten Bemerkungen zur Sprache, die das Gutachten wie folgt protokolliert:

[Der Explorand] redet fast nur dann, wenn er muss, d.h. wenn er gefragt wird. Auf die Fragen des Arztes schaut er diesen zuerst fragend, stumpfsinnig an, besinnt sich geraume Zeit bis er die Antwort gibt, fragt oft zwei-, dreimal nach der Frage. Irgendwie komplizierte Fragen kann er gar nicht fassen, man muss sie ihm in die elementarsten Teile zerlegen und diese für sich beantworten lassen. Man hat bei der Unterhaltung mit ihm das Gefühl als ob er mühsam den Sinn der Worte aus seinem Gedächtnis zusammensuchen müsste um Antworten zu können, dabei ist er absolut nicht schwerhörig; er hört leis gesprochen ganz gut. Sehr auffallend ist die Art, wie er spricht. Das Sprechen fällt ihm ausserordentlich schwer. Zuerst setzt er an, atmet tief ein, fast hörbar, spricht ein paar Worte mit kolossaler Luftverschwendung, dann geht ihm Mitten im Satz, sehr oft zwischen zwei dem Sinn nach eng zusammengehörigen Worten der Atem aus, er muss inne halten und wieder Luft schöpfen. Dann stösst er wieder unter enormer Luftvergeudung den zweiten respective dritten Teil des Satzes aus. Sogar bei den einfachsten: Ja, Nein, setzt er an, atmet tief ein und zwingt dann das Wort heraus. Die feinen Automatismen des Sprechens, die beim normalen Menschen so glatt ablaufen, sind bei ihm nur mangelhaft ausgebildet. Es braucht eine sichtliche Anstrengung seinerseits, damit er überhaupt nur das Einfachste sagen kann. Er hat nicht gelernt Atem- und Sprachbewegungen miteinander in Einklang zu bringen und so stören sich diese stets gegenseitig auf die unangenehmste Weise. Dabei ist die Sprache höchst monoton, keine Betonung des Wichtigen, keine Accentuation. Monoton ist sie nicht nur mit Bezug auf die Accentuation, sondern auch in Bezug auf die Ausdrucksform. Er braucht stets die nämlichen, einfachen Wendungen und Ausdrücke; sein Wortschatz ist ein minimaler. Sein Ideengang bewegt sich in sehr engen Grenzen. Hier in der Anstalt nahm er alles hin, ohne darnach zu fragen, ohne selbst sich Rechenschaft zu geben, warum er eigentlich hier sei. Denn als man ihn dies fragte, gab er zu Antwort: er wisse es nicht, bezeugte aber absolut kein Interesse daran, es zu erfahren.²⁴

August Forel und sein Assistenzarzt Josef Nötzli, die als Verfasser des 33-seitigen handschriftlichen Gutachtens zeichneten, hielten unter der Rubrik »Vorgeschichte« mit weiteren prägnanten Charakterisierungen nicht zurück. Die Anamnese, für die der Lehrer, ein Bruder und der Dorfpfarrer herangezogen wurden, berichtet, dass Rudolf B. in »ärmlichen, fast verkommenen« Verhältnissen aufgewachsen sei, geistig eingeschränkt, aber, wie der Bruder betonte, »hinsichtlich der Gemütsart« ein »gutmütiger Mensch« war. Arbeit, so wusste der Pfarrer, habe er nur auf ständigen externen Antrieb verübt, sei dabei »linkisch und läppisch«

gewesen. Nach der Schule habe er dann, wie schon sein Vater, in der Umgebung mit Waren hausiert und sei dabei offenbar ein »ganz schlauer Kerl« gewesen. Einem »egoistischen Hang« folgend, habe er nämlich auf den Preis ein paar Rappen »draufgeschlagen« und für sich behalten. Von »geringer Arbeitsmoral« berichten auch Forel und Nötzli. Es sei auffällig, wie ungeschickt Rudolf B. sich bei der Flechtarbeit angestellt habe, ferner sei er eher faul gewesen und habe sich zudem »keinen Begriff vom Wert solcher Arbeit machen« können. Eine genaue Leibesuntersuchung hätte keine körperlichen Abnormalitäten zu Tage gefördert. Aber schon mit den einfachsten Schulkenntnissen stehe es »börs«. Obwohl im Rechnen nicht schlecht, habe er mit Lesen die größte Mühe. Danach gefragt, wie viele Regierungsräte seine Heimatgemeinde zähle, habe er richtig Antwort gegeben und auch gewusst, dass Lehrer und Pfarrer ihren Lohn vom Staat erhielten. Kaum aber, dass die Fragen sich vom Konkreten gelöst und abstraktere Gebiete berührt hätten, endete nicht nur die Kenntnis, sondern auch das Interesse Rudolf B.s »schlagartig«, und er habe dann einen »stumpfen und gleichgültigen« Ausdruck angenommen. An diesem Desinteresse für »ideale Güter« liege es, so folgert die Expertise, dass ihm nur wichtig sei, was ihn speziell angehe. Im eigentlichen Gutachtenteil kamen Forel und Nötzli zum Schluss, Rudolf B. leide infolge einer mangelhaften Hirnentwicklung an »hochgradigem intellectuellem und starkem moralischen Schwachsinn«. Im letzten Teil begründeten sie dies wie folgt:

Seine Vorstellungskraft, sein Denk- und Begriffsvermögen waren gar nicht vorhanden oder nur sehr minimal, so dass er die Eindrücke, die er von aussen bekam, entweder gar nicht oder nur sehr unvollständig verwerten konnte. Seine Vorstellungen behalten auch jetzt noch ihre concreten Formen und es ist dem Expl. unmöglich, dieselben zu abstracten Begriffen zu erweitern. So ist der Begriff Staat für ihn nur ein Schlagwort, das er oft von andern hört, das er aber nicht versteht, er meint, es sei der geographische Canton Zürich. Charakteristisch in hohem Masse ist, dass er, wie ein kleines Kind noch, die Polizei so sehr fürchtet und glaubt, sie sei nur dazu da um einen einzusperrern, wie er es jetzt gerade erlebt habe; ferner glaubt er, der Regierungsrat sei nur deshalb eingesetzt, um solch arme Teufel, wie er einer ist, zu verhören. [...] Er spricht nur in einfachen Sätzen, gebraucht stets die nämlichen Wendungen, hat nur Interesse für das, was ihn speziell angeht. [...] Durch diese Beschränktheit seines Gesichtskreises gewinnen die Interessen für seine Person eine sehr grosse Wichtigkeit. Nur das, was das eigene liebe »Ich« angeht, hat bei ihm Bedeutung; alles anderer ist nebensächlich oder verschwindet ganz. Es fehlt bei ihm all und jeder Sinn für das Gute und

Schöne. Alle höheren ethischen und ästhetischen Gefühle fehlen zum grössten Teil. Die egoistischen Regungen beherrschen ungehemmt von ethischen und ästhetischen Gefühlen das Gemütsleben des Exploranden; er ist daher hochgradig inadäquat. Rudolf B. leidet an hochgradigem intellektuellen Schwachsinn mit erheblichen ethischen und moralischen Defekten.²⁵

Die Expertise kommt zum Schluss, dass Rudolf B. nicht urteilsfähig sei und der Fähigkeit zur Selbstbestimmung gänzlich entbehre. Ferner sei er »unfähig, in bürgerlicher Selbstständigkeit weiter leben zu können« und müsse daher auch im Falle eines Freispruches bevormundet werden. Über den Ausgang des Prozesses ist nichts bekannt. Mit Bezug auf die Frage der Mündigkeit und im Hinblick auf das *bien parler* möchte ich in diesem Gutachten zwei Dinge hervorheben:

Erstens: Das Ringen um Sprache, das Forel und Nötzli im Gutachten vorführen, kann als Szenario der Überwindung einer »ersten« Natur interpretiert werden. Diese scheitert jedoch. Am deutlichsten wird der Widerstreit zwischen den Erfordernissen der »ersten Natur« mit den Erfordernissen der »zweiten Natur« an der Stelle, wo es Rudolf B. offenbar nicht gelingt, Worte sinnvoll zusammenzuhalten. Stattdessen geht ihm mitten in einem kulturell verbindlichen Sinnkontinuum die Luft aus. Die Gutachter führen den Triumph der primitiven »ersten Natur« über die Anforderungen der hohen Kultur in fast schon gleichnisartiger Weise vor. In ähnliche Richtung weist die Erwähnung des eingeschränkten Wortschatzes von Rudolf B. oder der Vergleich des Exploranden mit einem Kind, wodurch er auf der evolutionären Stufenleiter der Mündigkeitsstadien auf die unterste Sprosse gestellt wird. So erscheint es nur folgerichtig, Rudolf B. die Fähigkeit der Selbstbestimmung, oder, so der Wortlaut, die »bürgerliche Selbstständigkeit«, abzuspochen.

Zweitens: Auch in Bezug zu Althusser's Interpellationstheorie ist die Quelle ergiebig. Anrufung, so wurde bemerkt, erfordert Ansprechbarkeit. Was Forel und Nötzli jedoch vorführen, ist das Scheitern dieser Anrufung: Rudolf B. ist weder bereit, auf die Fragen des Gutachters zu antworten und diesem Rechenschaft abzulegen, noch will er »sich selbst Rechenschaft geben.« Man könnte daher von einer gescheiterten Subjektivation Rudolf B.s als verantwortlichem Rechtssubjekt sprechen, die das Gutachten durch die Erwähnung seines »betrügerischen Charakters« in der Anamnese noch zusätzlich unterstreicht. Denn diejenige Ich-Position, die Rudolf B. aus Sicht der Psychiater einnimmt, das »eigene liebe ›Ich«, dem »alles andere nebensächlich« ist, ist mit Forels und

Nötzlis Vorstellung eines »normalen« Subjektentwurfs offensichtlich nicht kompatibel. Interessant ist auch, dass der Interpellationsversuch seitens der Gutachter im Namen der Repräsentativ- und Ordnungsinstanzen der bürgerlichen Gesellschaft geschieht, im Namen von Regierungsrat und Polizei. *Bien parler* in diesem Gutachten hieße, die Anrufung durch das Gesetz oder dessen Repräsentanten anzunehmen und in »geordneter« Weise Antwort zu geben. Von diesem dialogischen, reziproken Verhältnis sah Rudolf B. jedoch ab und erwies sich daher, so könnte man es zuspitzen, als *unverträglich*.

Schluss: Das sich versprechende Subjekt

In der zweiten Abhandlung seiner »Genealogie der Moral« schreibt ein prägnanter Beobachter jenes Zeitgeistes, dem das Gutachten über Rudolf B. entsprang, Friedrich Nietzsche:

Ein Tier heranzüchten, das versprechen darf – [...] Was setzt das aber Alles voraus! Wie muss der Mensch, um dermassen über die Zukunft voraus zu verfügen, erst gelernt haben, das notwendige vom zufälligen Geschehen scheiden, kausal denken, das Ferne wie gegenwärtig sehn und vorwegnehmen, was Zweck ist, was Mittel dazu ist, mit Sicherheit ansetzen, überhaupt rechnen, berechnen können – wie muss dazu der Mensch selbst vorerst berechenbar, regelmässig, notwendig geworden sein, auch sich selbst für seine eigne Vorstellung, um endlich dergestalt, wie es ein Versprechender tut, für sich als Zukunft *gut sagen* zu können!²⁶

Ich habe dieses Nietzsche-Zitat an den Schluss gestellt, weil es in eindrücklicher Weise das Problem der Voraussetzungen von Mündigkeit formuliert und diese mit dem *bien dire*, dem *Gut-Sagen* in Verbindung bringt. In meinem Beitrag ging es darum, etwas von diesen kulturellen Logiken ans Licht zu holen, die im Fundament der modernen Identität verankert – vorausgesetzt – sind.

In den Phänomenen, die sie verwirft, drückt eine Gesellschaft sich meist auch positiv aus. Insofern lässt das Interesse, das die Psychiatrie Ende des 19. Jahrhunderts Glossolie und Sprachstörungen entgegenbrachte, auf den erhöhten Stellenwert schließen, den die bürgerliche Gesellschaft der Sprache als verbindendem und verbindlichem Medium zuwies. Dabei stand sie der Sprache, wie jedem Machtmittel, ambivalent gegenüber. In der Verbindlichkeit, die dem geschriebenen und gesprochenen Wort in der Vertragsgesellschaft zukam und das im 19. Jahrhundert im-

mer mehr Gesellschaftsmitglieder miteinander verband, lag gleichzeitig auch eine neue Verletzbarkeit im Falle eines Wortbruchs. Daher musste die Macht des Wortes kontrolliert und geordnet, das Subjekt zu einer bestimmten Art des Sprechens, des *Gut-Sagens* gebracht werden. Von dieser Sorge um das sich versprechende Selbst legen die Gesetzesbücher positiv und das Sprachinteresse der Psychiatrie *ex negativo* Zeugnis ab. *Bien dire* hieß aus dieser Sicht, die Ermächtigung durch die Sprache mit einer gleichzeitigen Verpflichtung ihren Regeln gegenüber zu verbinden. Das Recht, um 1900 als »geordnetes Selbst« anerkannt zu werden, war daher an die Pflicht des »geordneten Sprechens« und damit an eine bestimmte, sprachlich verfasste »Ordnung des Selbst« geknüpft. In dieser Betrachtung erscheint eine doppelte Subjektivation, durch die das Selbst sich dem Gesetz der Sprache unterwirft und in der Sprache des Gesetzes neu entwirft, als Voraussetzung der Mündigkeit. Im *fin de siècle* verfestigte sich diese vorerst bürgerliche Denkfigur zu einem sozial verbindlichen Subjekttypus, der naturalisiert, universalisiert und auch für unterbürgerliche Schichten verbindlich wurde. Es scheint daher, dass die Vertragsgesellschaft mit den Unverträglichen einige Voraussetzungen teilt. Ihr gemeinsamer Fluchtpunkt liegt in der Referenz, die beide dem »verträglichen Selbst«, dem »Vertragssubjekt«, erweisen.

Anmerkungen

- 1 »Der 1. Brief des Paulus an die Korinther«, 14, 1-2. Vgl.: *Die Bibel. Luther Übersetzung*. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 1999.
- 2 Der vorliegende Beitrag entstand mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds und im Rahmen des 51. Forschungsschwerpunktes zu »Integration und Ausschluss« (NFP 51). Für ihre kritische Lektüre danke ich Koni Weber, Xenia Goslicka, Jakob Tanner und Urs Germann.
- 3 Vgl. *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, Bd. 6, Leipzig: S. Hirzel 1860, S. 2688.
- 4 Vgl. Ursula Krattinger: *Mündigkeit. Ein Fragekomplex in der schweizerischen Diskussion im 19. Jahrhundert, vor allem zur Zeit der Armennot von 1840-1860*, Frankfurt/Main: Peter Lang 1972.
- 5 Vgl. Ulla Pruss-Kaddatz: *Wortergreifung. Zur Entstehung einer Arbeiterkultur in Frankreich*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982, S. 14.
- 6 Als Beispiel: E. Martini: »Veränderung der Ausdrucksweisen bei Irren«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 13 (1856), S. 605-614.
- 7 Von der »Zürcher Schule« forschten Alphonse Maeder, C.G. Jung und Oskar Pfister zur Glossalalie.
- 8 Vgl. Anne Waldschmidt: »Subjekt und Macht. Die Humangenetik als eine Ordnung des Selbst«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 1 (1999), S. 45-64.

- 9 Manfred Sommer: »Mündigkeit: Begriff und Metapher«, in: Ders.: *Identität im Übergang: Kant*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 117-139, hier S. 137.
- 10 Ebd., S. 117.
- 11 Manfred Sommer: »Mündigkeit«, in: Joachim Ritter/ Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Basel/Stuttgart: Schwabe 1984, S. 225-235, hier S. 225.
- 12 Vgl. Oskar Theiler: *Das Vormundschaftsrecht nach den zürcherischen Rechtsquellen. Ein Beitrag zur Zürcherischen Rechtsgeschichte* (Diss. iur.), Zürich: Genossenschaft Grütli-Buchdruckerei 1926, S. 17f.
- 13 Privatrechtliches Gesetzbuch für den Kanton Zürich (1887), das hier dem Gesetz von 1841 entspricht.
- 14 Auf nationaler Ebene geschah diese Festlegung im Handlungsfähigkeitsgesetz von 1881.
- 15 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« [1786], in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 8 (Akademie-Ausgabe), Berlin: de Gruyter 1969, S. 35.
- 16 Vgl. Norbert Rath: *Zweite Natur. Konzepte einer Vermittlung von Natur und Kultur in Anthropologie und Ästhetik um 1800*, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann 1996.
- 17 Immanuel Kant: »Mutmasslicher Anfang der Menschheitsgeschichte« [1786], in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 8 (Akademie-Ausgabe), Berlin: de Gruyter 1969, S. 116.
- 18 Ludwig Feuerbach: *Das Wesen des Christentums*, Bd.1, Berlin: Akademie-Verlag 1956, S. 145.
- 19 Julius Fröbel: *Zwei Reden über die Erhebung der niederen Volksklassen*, Zürich/Winterthur 1843, S. VI.
- 20 Vgl. Judith Butler: *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001, S. 7-34.
- 21 Vgl. Louis Althusser: *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*, Hamburg /Westberlin: VSA 1977, S. 108-153.
- 22 Judith Butler: *Psyche der Macht*, a.a.O., S. 101f.
- 23 Eugen Huber: *Erläuterungen zum Vorentwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches* [1902], Bd. 1, Bern: Buchdruckerei Bähler&Co 1914, S. 53.
- 24 Staatsarchiv Zürich, PUK-GA, Buch 1, 5.5.1890-16.2.1892, S. 462-495 (18.2.1892).
- 25 Ebd.
- 26 Friedrich Nietzsche: *Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift*, München/Berlin/New York: dtv/de Gruyter (KSA 5) 1988, S. 45f. (Hervorhebung von mir).

Die ausgezeichnete Stirne zeigt den tiefen Denker

Von der biografischen zur fotografischen Konstruktion der Identität Immanuel Kants

»Weder in der Nacht, noch bey Tage transpirirte Kant«;¹ so verrät der Königsberger Diakon Ehregott Wasianski – Sekretär und Testamentsvollstrecker des Philosophen – in seinen Aufzeichnungen über dessen letzte Lebensjahre. Dieser Hinweis besitzt vor allem eine Funktion: er unterstreicht die intime Kenntnis des Biografen von seinem Gegenstand und dient der Beglaubigung. Bereits in der Vorrede seiner Schrift betont Wasianski, dass der »Charakter eines Menschen [...] nur durch sorgfältiges, unpartheyisches, am sichersten aber durch tägliches Beobachten seiner verschiedenen Launen und kleinsten Gewohnheiten entziffert werden [kann]«.² Und getreu dieser Richtlinie empirischer Objektivität berichtet er daraufhin von Kants schlechter Verdauung oder mangelnder Reinlichkeit. Wasianski selbst nennt das eine Darstellung des großen Mannes »ohne alle Schminke und entkleidet von allem Prunk, gleichsam nur in seinem Neglige«³ – Giorgio Manganelli hingegen sieht hier die Augenzeugenschaft von verblüffender Indiskretion und Hinterhältigkeit getönt.⁴

Jene »Infamie« Wasianskis, der man ebenso in den Kant-Biografien seiner Königsberger Zeitgenossen Reinhold Jachmann und Ludwig Ernst Borowski begegnet, offenbart zugleich das grundsätzliche Dilemma, dem sich Texte mit derlei faktischem Anspruch ausgesetzt sehen: Die direkte Teilhabe aller drei Autoren am Leben Kants soll einerseits das in

ihren Texten konstruierte Gesamtbild stützen, andererseits dient sie als Quelle beweisfähiger Details; sie ist Anlass sowohl für Komposition als auch Dekomposition,⁵ indem sich das Indiskret-Anekdotische (als narratives Element) in das *Allgemeine* der Erzählung einzufügen und (als isolierte Tatsache) eine *Besonderheit* zu belegen hat – zwei kaum vereinbare Obliegenheiten. Denn zum einen besitzt die Anekdote stets die Tendenz, sich in sich selbst abzuschließen, Geschichte zu atomisieren und das singuläre Ereignis von der Totalität eines Lebens abzutrennen,⁶ so dass sich die Biografie unweigerlich darum bemühen muss, diese distinkten Momente ohne signifikativen Zusammenhang in einer erzählerischen Syntax zu vereinen und eine Geschichte erst herzustellen. Zum anderen ist die Anekdote nichtsdestoweniger selbst Erzählung (und steigt im 18. Jahrhundert zum eigenen künstlerischen Genre auf). Sie weist also in zwei entgegengesetzte Richtungen: sie stellt sich quer zur Narration und folgt ihr zugleich.

Dieser Zwiespalt des Anekdotischen lässt die Texte Wasianskis, Jachmanns und Borowskis folgerichtig zwischen chronologischer Fabula und dem konkreten *petit fait vrai* oszillieren. Während Struktur und Duktus die Befangenheit in einer (zuweilen sogar literarischen) Erzähltradition aufzeigen – Jachmann etwa verfasst seine Biografie als eine Sammlung von achtzehn Briefen an einen fiktiven Freund –, verwenden jene Berichte die Anekdote ungeachtet ihrer inhärenten Narrativität desgleichen häufig als zusammenhanglose Momentaufnahme, als eine Art »verbale Fotografie«, die weniger auf Kants Persönlichkeit als vielmehr auf sich selbst deutet und gerade durch den fehlenden Kontext Wirklichkeit assoziiert. Sie will *typischer* Teil der ganzen erzählten Existenz sein und paradoxerweise ebenso die *Einmaligkeit* der jeweils bezeugten Begebenheit garantieren.

Mehr als zwanzig Jahre später ist es Thomas De Quincey, der Wasianskis Schrift einer gleichsam dekonstruktiven Lektüre unterzieht und ihre diskursive Kluft zwischen biografischem Erzählen und (empirischer) Wissenschaftlichkeit offenlegt. Zunächst mag er freilich in der Textvorlage die eigene Haltung gegenüber Immanuel Kant gespiegelt sehen: Auch wenn De Quinceys Verständnis der Transzendental-Philosophie eher fragmentarisch und oberflächlich bleibt, spricht er doch von einem »deep and abiding influence« Kants auf sein Leben und versteht sich als einen der ersten Propheten des Philosophen in England.⁷ Darüber hinaus benennt etwa John Jordan den Zwillingssimpuls von Verteidigung und Angriff als einen Grundzug aller biografischen Ar-

beiten De Quinceys,⁸ so dass dieser in Wasianskis Bewunderung und verhohlener Bloßstellung Kants – wie auch im anekdotisch-digressiven Charakter jener Aufzeichnungen – einen dem seinen durchaus verwandten Schreibgestus vorzufinden scheint.

So ist Thomas De Quinceys Essay *The Last Days of Immanuel Kant* (1827), oberflächlich betrachtet, kein selbständiger Text, sondern über weite Strecken eine wörtliche Übersetzung der Biografie Wasianskis. Allerdings verfährt jene »Übersetzung« gleichzeitig kritisch mit der darin vorgefundenen Dialektik von narrativer Strategie und dem Anspruch auf wissenschaftliche, das heißt psychologische und biografische Objektivität. Einerseits strafft der Autor den Textkörper, streicht unmotivierte Analepsen, Wiederholungen und viele der Reflexionen Wasianskis. Was De Quincey *literature of knowledge* nennt, verliert durch derlei redaktionelle Eingriffe zusehends an Informationsgehalt, gewinnt stattdessen an Emphase, narrativer Stringenz und erhält einen Spannungsbogen, der den Erzählmechanismen fiktionaler Literatur entlehnt ist. Dieser erzählerischen Dominante des Essays steht jedoch eine Hypertrophie aller Beglaubigungs- und Faktizitätselemente gegenüber: Zuerst ruft er seine Quelle in der Formel des *Wasianski loquitur* auf; sogleich aber dient besonders der umfangreiche Fußnotenapparat dazu, Wasianski unter Berufung auf ungenannte (und fraglos fiktive) Quellen immer häufiger zu korrigieren. Wenn Éric Dayre bereits Wasianskis Stimme als ironisch interpretiert, ohne dass diese Stimme verstehe, was sie ironisiere,⁹ so fällt die Gewähr der Zeugenschaft bei De Quincey einer diesmal absichtsvollen Ironie zum Opfer. Der Essay lässt die Mechanik textlicher Wissenschaftlichkeit heiß laufen, indem der abwägende Einwand, die Aufzählung arbiträrer Details, der gelehrte Verweis auf Autoritäten wie d’Alembert, Lord Chesterfield und Archimedes, allein der Seitenumfang der Anmerkungen, der zum Haupttext in einem Verhältnis von eins zu drei steht und wie ein zweiter konkurrierender Text die Biographie überdeterminiert,¹⁰ nur dazu angetan sind, das Faktische im eigenen Übermaß zu ersticken und alle Tatsächlichkeit ins Ludistische zu verschieben. Oft ist es die lediglich minimale Abweichung, die Einführung weniger exogener Elemente in das biografische Material (ohne dass dieses dabei denaturiert), die hier eine fundamentale Erschütterung hervorrufen: Unversehens liegt die ganze Distanz zwischen Narration und epistemischer Absicht offen. De Quincey entblößt die ungelenke Apparatur des Belegens in der Schrift und weist damit gleichsam auf Roland Barthes voraus, der das Übel (oder die Wonne) der

Sprache in dem Umstand begründet sieht, »daß sie für sich selbst nicht bürgen kann. [...] [Die] Sprache ist ihrem Wesen nach Erfindung; will man sie zur Wiedergabe von Tatsächlichkeit befähigen, so bedarf es eines enormen Aufwands: wir bemühen die Logik oder, wenn es daran mangelt, den Schwur«. ¹¹

Allerdings kennzeichnet die diversen Berichte vom Leben und Sterben Kants nicht nur der Widerstreit zwischen narrativen (oder anekdotischen) Formalia und dem wissenschaftlichen Indiz. Genauso geben sie sich als »Geschichten« zu erkennen, die »Geschichte« bekunden. Die biografischen Texte versichern sich immer auch eines historischen Subtexts; sie betten das vermeintlich reine Faktum in überkommene Theorien von Identität ein, ohne jedoch dabei diese Geschichtlichkeit explizit zu markieren: Wie etwa Wasianski bemerkt, dass Kant nicht schwitzte, setzt auch De Quincey an entsprechender Stelle eine Fußnote, in der er Johann Friedrich Reichardt den Ausruf zuschreibt: »Kant war trockener als Staub, sowohl physisch als auch psychisch«, um vorgeblich am Beispiel des Philosophen zu widerlegen, dass jene körperliche Eigenart mit einer Neigung zum Wahnsinn einhergehe. ¹² Dies zeigt paradigmatisch, wie sich in den Darstellungen Kants die Anwesenheit älterer Diskurse abdrückt – in diesem Falle diejenige der *Humorallehre*.

Denn führt man die häufig betonte »Trockenheit« Kants, bei dem auch auf dem Sterbebett »nicht die mindeste Spur von einem Todesschweiß zu entdecken war«, ¹³ auf die »kalte und trockene oder [...] heiße und trockene Disposition« ¹⁴ der Säfte zurück, wie sie Robert Burton in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beschreibt, so erweist sie sich als ein Merkmal der Melancholie. Die Trockenheit ist daher weniger eine Eigenart der Person, sondern entspringt einer Typisierung, die auf die wissenschaftliche Doxa seit der Antike zurückgeht. Auch Jachmanns Hinweis auf den schwachen Körperbau und die Flachbrüstigkeit Kants oder Wasianskis Beschreibung seiner Verdauungsbeschwerden – der Druck auf dem Magenmund, die Erhöhung des rechten Unterbauchs, »von einigen Zollen im Durchmesser der Fläche, die sich sehr verhärtet anfühlen ließ«, ¹⁵ die Angstträume, die Kant heimsuchen und in denen er sich von einem namenlosen Mörder verfolgt fühlt – all dies entspricht der Symptomatik des Melancholikers nach Hippokrates, dem zufolge der Betroffene (zumeist ein Gelehrter von scharfem Verstand) mager, welk und unansehnlich wirke, unter Blähungen, Bauchgrimmen, einem harten Leib und darüber hinaus unter Schlaflosigkeit und Alldrücken leide. ¹⁶

Die Lehre von den Humoren ist dabei nur ein Bereich im Feld der allgemeinen Physiognomik, die als tradiertes wissenschaftliches Endoskelett zur Identitätserfassung Kants immer wieder herangezogen wird. Ausnahmslos verschränken so die biographischen Skizzen die Schilderung der äußeren Erscheinung Kants mit seinen prominenten Charaktereigenschaften.¹⁷ Nicht selten etwa folgt dem vergleichsweise sachlichen Hinweis auf Kants ungewöhnlich großen Kopf eine Bemerkung über seine angenehme Gesichtsbildung oder die Augen, die – laut Jachmann – »wie vom himmlischen Aether gebildet [sind], aus welchem der tiefe Geistesblick [...] sichtbar hervorleuchtete«. ¹⁸ Borowski versichert: »Auf der Stelle fand man beim Anblick der ausgezeichneten Stirne und im Auge, dort den tiefen Denker, hier einen sehr gutmüthigen Mann«. ¹⁹

Kupferstich-Illustration aus Johann Kaspar Spurzheims *Das physiognomische System* (1815), die Kants Fähigkeit zum kausalen Denken anhand der Stirnwölbung darstellt.²⁰



Und schließlich ist es Wasianski, der die Phrenologie als das angemessene Verfahren zur Identitätsbestimmung benennt, wenn er über die Vorbereitungen für die Aufbahrung Kants berichtet:

Sein Haupt wurde beschoren, und dadurch zum Gipsabguß, den Herr Prof. Knorr übernahm, vorbereitet. Der Bau seines Schädels war nach allgemeinem Urtheil derer, die in Galls Geheimnisse der Natur nicht eingeweiht waren, besonders regelmäßig gebaut. Nicht bloß seine Larve, sondern sein ganzer Kopf wurde geformt, damit vielleicht gelegentlich D. Galls Schädelsammlung durch einen Abguß dieses Schädels vermehrt werden könnte.²¹

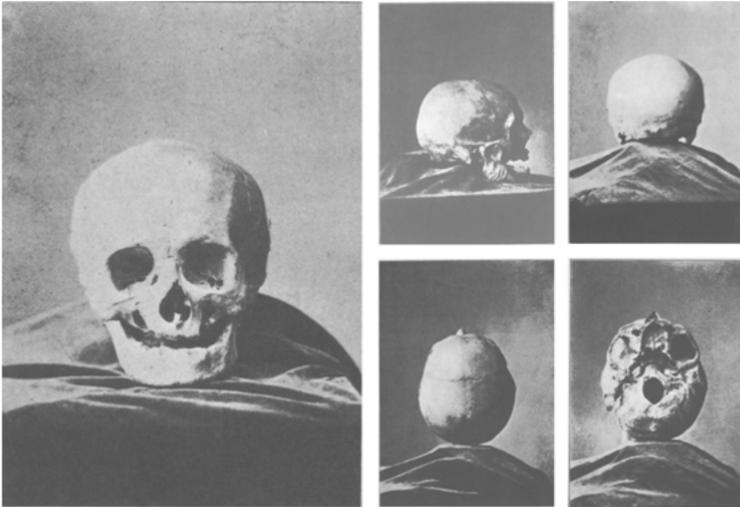
Jener Abguss Knorres leitet die intensive und dauerhafte Beschäftigung mit dem Schädel Kants ein. Hat sich die Biografie bisher an das Erzählen und den letzten Endes subjektiven Eindruck halten müssen, um dahinter ein Individuum ausfindig zu machen, so scheint nun ein vermess-

bares Objekt vorzuliegen, dem die Wahrheit über die Person unzweifelhaft abzugewinnen ist. Noch vor der Grablegung des Philosophen macht sich zudem Wilhelm Gottlieb Kelch an die Abtastung des Kopfes der Leiche, um anhand solcher »bisher unbekannt gewesenen Hilfsmittel zur Ausspähung des Inneren des Menschen«²² eine endgültige Wesensbestimmung Kants vorzunehmen. Das bedeutet, dass der Kopf nunmehr als Ensemble von Zeichen verwendet wird, die direkt auf eine gemeinte Realität verweisen. Hierin aber, im Zeichen, vielmehr im *Symptom*,²³ das eine Verbindung zum Referenten logisch voraussetzt, offenbart sich neuerlich eine signifikative Struktur, deren andere Seite die erzählbare Identität ist. Zwar mögen der Kopf und sein Gipsabdruck als Indizien einen realen Immanuel Kant bestätigen. Doch wird sich mit der Ausdeutung des Indizes erweisen, dass sich das daran abgelesene Wissen über das Individuum Kant wiederum auf vorwissenschaftliche Bereiche bezieht – »vorwissenschaftlich« aus der Sicht der epistemischen Neuordnung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert –, die das empirische Resultat sowohl aus einer Geschichte hervorgehen lassen als auch an der Herstellung eines eigenen Narrativs beteiligt sind.

Vom biografischen Text zur phrenologischen Untersuchung nimmt demnach der Stellenwert des empirischen Objektes zu, während es zugleich doch immer wieder in Erzählung aufgeht. So legt Foucault in der *Ordnung der Dinge* dar, dass der Mensch »unter der Wirkung eines drängenden Rationalismus, eines nicht gelösten wissenschaftlichen Problems, eines bestimmten praktischen Interesses [...] auf die Seite der wissenschaftlichen Gegenstände« gerückt wird (wenn die Humanwissenschaften – denen die Phrenologie oder Kranioskopie als Derivate der Anatomie, Philosophie und Erfahrungsseelenkunde wohl zuzurechnen sind –, auch nicht ursächlich in diesem Prozess gründen, sondern ihn umgekehrt nach sich ziehen).²⁴ Aber jener wachsende Handlungsbedarf zeitigt zwei diametrale Impulse in der Praxis der Episteme: zum einen gilt es, angesichts »eines Hindernisses theoretischer oder praktischer Ordnung«²⁵ neues empirisches Belegmaterial zu sammeln, das einer *mathesis* oder Taxonomie unterworfen werden kann. Zum anderen aber ist die Wissenschaft angesichts ihres bisher gänzlich unbekanntem Forschungsgegenstands – des Menschen – darauf angewiesen, diesen Gegenstand und ebenso die eigene Methode in das Feld schon bereitstehender Ordnungen und Erzählungen einzupassen.

Nachdem also Wilhelm Kelch hat feststellen können, dass Kants Schädel kaum fühlbare Erhabenheiten im Bereich der Organe des »metaphy-

sischen Scharfsinns« oder der »philosophischen Speculation« aufweist, alle Anzeichen für die Organe des Geschlechtstriebes vermissen lässt, diejenigen der »Gutmüthigkeit« hingegen deutlich zu ertasten sind, verlangt die Wissenschaft eben jenes *neue empirische Belegmaterial*, anhand dessen solche Ergebnisse zu verifizieren wären. Und da die physiognomischen Fragestellungen besonders durch die Erfindung der Fotografie einen massiven Szientifizierungsschub erhalten,²⁶ wird die Öffnung der Kant'schen Gruft im Jahr 1880 dazu genutzt, den von allem Gewebe befreiten Schädel für phrenologische Zwecke abzulichten.²⁷ So entsteht eine Serie von fünf Fotografien – die Ansicht des linken Profils bleibt ausgespart, vermutlich da die Phrenologie von einer unterschiedslosen und spiegelgleichen Anordnung der Seelen- und Persönlichkeitsorgane in beiden Schädelhemisphären ausgeht (erst die zweite, ein Jahr später veröffentlichte Fotoreihe zeigt alle sechs Seiten des Kopfes und im Unterkiefer auch den zu diesem Zweck eingeleimten rechten Eckzahn Kants).²⁸



Fotoserie von P. Rosenow, veröffentlicht in Carl Kupffer/Fritz Bessel Hagen: *Immanuel Kants Schädel. Fünf photographische Blätter mit erläuternden Bemerkungen* (1880).²⁹

Neben den Gipsabgüssen auch des Schädels sind es nun vor allem jene Fotografien, auf die sich das sachverständige Urteil über Kants geistig-seelische Eigenschaften stützt.

Mit der Funktionalisierung eines Mediums, das – als physikalisch-chemisches Abbildverfahren – ohne eine konkrete vorgehende Realität keinerlei Form ausbilden kann und jene Realität mithin stets rein experimentell und niemals logisch bestätigt,³⁰ müsste nun alles Erzählen gebannt sein und Kants Schädel als bloßes Faktum zutage treten. Wiederum jedoch stellt sich einiges gegen die Faktizität der Fotografien: die Geschichte der fotografischen Darstellung, die Natur des Mediums und schließlich die Geschichtlichkeit und Ästhetik der darin ausgebildeten Formen, die unweigerlich dem Einfluss traditioneller Muster der Bildkomposition und -wahrnehmung ausgesetzt sind.

Unter den historischen Vorläufern des Lichtbilds spielt die Silhouette eine entscheidende Rolle. Wenn auch mechanisch hergestellt, ist sie doch wesenhaft eine »Schattenspur«, in der die Konturen eines Gegenstands möglichst exakt abgebildet, gleichsam von ihm *abgelichtet* werden (bemerkenswerterweise beginnt auch Philippe Collins' Spielfilm *Les Derniers Jours d'Emmanuel Kant*, eine Adaption von De Quinceys Essay, mit einer Sequenz, in der ein Künstler den Schattenriss des hinter durchscheinendem Papier verborgenen Philosophen abnimmt – eine autoreflexive Geste, welche Silhouette und Fotogramm in Beziehung setzt und das unumgänglich Mediale jedes Porträts und jeder Konstruktion von Identität unterstreicht). Wie eng Silhouette und Foto technisch verwandt sind, gibt zudem Walter Benjamin zu bedenken, wenn die Fragmente zur Fotografie seines *Passagen-Werks* beide Abbildmethoden über den so genannten »Physionotrace« miteinander verbinden, der seit 1786 mit Hilfe einer dem Pantografen entlehnten Vorrichtung das Silhouettenschneiden einer Mechanisierung unterwirft. In diesem Apparat, dessen »Aufnahmedauer« für einen Schattenriss nur eine Minute beträgt, liegen Benjamin zufolge die Anfänge der Technisierung des Porträts vor. Und ganz im Sinne der Humanwissenschaft liefert er, ähnlich den Abbildungen des Kant'schen Schädels, eine »ressemblance sans expression«.³¹

Daher dient die Silhouette – wie später auch die Fotografie – der Physiognomik oftmals als Forschungsmaterial und Demonstrationsobjekt; sie ist dazu angetan, den Schematismus des physiognomischen Denkens im 18. Jahrhundert grundlegend zu befördern. Phrenologen wie Johann Kaspar Spurzheim oder Georges Combe lassen sich selbst gerne als Schattenriss darstellen, nicht nur da es der Mode entspricht, sondern um gleichsam als Beleg der eigenen Lehre aufzutreten, und auch Lavater nutzt ihn ausgiebig und regt eine Maschine zum bequemen Verfertigen

solcher Umrissbilder an. Doch gerade Lavater, der die von ihm wissenschaftlich begründete Schädelkunde als eine mathematische Disziplin versteht, notiert nach der Aufzählung der neun Hauptabschnitte der Silhouette vom Scheitelbogen bis zum Nacken: »Jeder einzelne Theil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Sylbe, oft ein Wort, oft eine ganze Rede – der Wahrheit redenden Natur«. ³² Dies ist nicht nur die sorglose Metaphorisierung eines motivierten Ikons als arbiträres Symbol; vielmehr offenbart das Zitat, wie das zu vermessende Schema unerwartet auch Sprache ist und eine Lektüre hervorruft. Das exakte Abbild unterliegt bereits im Betrachten der literalen Vermittlung. Es ist nicht nur das Leben, das nach Lavater die bloßen Anlagen, die sich im Schattenriss kundtun, noch ausfüllen muss – es ist ebenso der Physiognom, der als Intuitionist zwischen Sprache und Bild die Silhouette mit der Erzählung von ihren charakterlichen Eigenschaften zu füllen hat. ³³

Als Nachfahre der Silhouette und aufgrund ihrer spezifischen medialen Natur ist die Fotografie hiervon ebenso betroffen. Die Wirklichkeit fällt ihr zu, und sie gibt sie folgerichtig als »Zufall« wieder; in ihr findet sich das Objekt (zumindest bezüglich seiner reinen Existenz) zweifelsfrei beglaubigt. Aber indem sie darin eben weder Kunst noch Kommunikation, sondern lediglich prinzipielle Referenz ist, ³⁴ indem sie grundsätzlich alle Erklärung verweigert, *verlangt* sie auch nach Erklärung. In gewisser Hinsicht gleicht sie dem Wasianskischen *petit fait vrai*, der besonderen Begebenheit, die sich gegen die Erzählung stellt und zugleich Erzählung generiert. Nicht zufällig bezeichnet Susan Sontag das Foto, das die Welt fragmentiert und atomisiert, als »Anekdote«, die erst innerhalb eines narrativen Kontextes Signifikanz erhält (und auch erst dort zum Element einer Biografie werden kann); alleine für sich ist die Fotografie nicht nur *an-ekdoton*, das *Nicht-Ausgegebene* und Geheime, sondern das, *was nichts hergibt*:

Through photographs, the world becomes a series of unrelated freestanding particles; and history, past and present, a set of anecdotes [...]. Photographs, which cannot themselves explain anything, are inexhaustible invitations to deduction, speculation and fantasy. [...] Strictly speaking, one never understands anything from a photograph. [...] Only that which narrates can make us understand. ³⁵

Das Foto verfügt also über eine Geschichte, die es mit der Silhouette verbindet. Über diese geschichtliche Verbindung setzen sich in ihm auch die Erzählungen fort, die am Schattenriss abzulesen sind. Zudem motiviert das fotografische Abbild durch seine ganz eigene Lakonik die Nar-

ration, auch und gerade als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Und schließlich ist jedes Foto durchdrungen von einem inszenierenden Bewusstsein, einer Entscheidung oder einem Geschmack, die unweigerlich zu seiner Form und Erzählhaltung beitragen. Es erfüllt stets eine *Anschauung* – etwa diejenige von Licht, Textur und Geometrie oder auch von weniger sinnfälligen Kategorien wie Würde und Melancholie.³⁶ Dies bekunden auch Rosenows Ablichtungen des Kant'schen Schädels: Die Beleuchtung mutet eher dramatisch an; sie legt kaum Oberflächenstrukturen frei, sondern scheint stets einem Chiaroscuro anheim zu fallen. Über dem Schädel bleibt ein gutes Stück des ideal gestirnten Himmels zu sehen; nichts in den Bildern konzentriert sich auf das Detail, alles will befriedigende und universelle Gänze sein. Und dem Fundus barocker Ästhetik entliehen, zeugt das drapierte Tuch von einer Ehrfurcht, die es verbietet, den Kopf nackt auszustellen; es ist zugleich theatrales als auch sakrales Ruhekit, in dessen absichtsvoll gelegten Falten der Wunsch nach einer empirisch gesicherten Entschlüsselung dessen, was die Episteme nunmehr den Menschen nennen, auf das *memento mori* trifft.

An den Biografien seit Ehregott Wasianski, am Gipsabguss des Schädels, an der kranioskopischen Untersuchung und der phrenologischen Fotoserie (nicht zuletzt auch an der hier versuchten Kontextualisierung all dieser Elemente aus zweihundertjährigem Abstand) lässt sich ablesen, in welchem Maße Narrative an der Konstruktion der Identität Kants – und an derjenigen der Humanwissenschaften und ihrer historischen und epistemologischen Betrachtung – beteiligt sind. Ganz unabhängig von den »fiktionalen« oder »tatsächlichen« Anteilen solcher Erzählungen, scheint das Erzählen an sich dabei sogar unumgänglich, denn Kant selbst weist darauf hin, dass, ungeachtet all ihrer zeitlichen Veränderungen, die Identität der Person zwar im »eigenen Bewußtsein unausbleiblich anzutreffen« sei. »Wenn ich mich aber aus dem Gesichtspunkte eines andern (als Gegenstand seiner äußeren Anschauung) betrachte, so erwägt dieser äußere Beobachter mich allererst *in der Zeit*«. ³⁷ Und eben diese Zeitlichkeit ist die Voraussetzung und der Grund für die Narrative, in die das Individuum eingeht und aus denen es hervorgeht.

Anmerkungen

- 1 Ehregott Andreas Christoph Wasianski: *Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Charakters und häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm*, Königsberg: Nicolovius 1804, S. 36.
- 2 Ebd., S. 6.
- 3 Ebd., S. 10.
- 4 Vgl. Giorgio Manganelli: »Der letzte Montag des Philosophen Kant. De Quincey beschreibt den Tod eines Unsterblichen«, in: Thomas De Quincey: *Die letzten Tage des Immanuel Kant*, hg. von Cornelia Langendorf, mit Beiträgen von Fleur Jaeggy, Giorgio Manganelli und Albert Caraco sowie einem Anhang, München: Mathes & Seitz 1991, S. 7-13, S. 11.
- 5 Kombination und Analyse, die Zusammenfügung von Ganzheiten aus Teilen und die gleichzeitige Aufteilung von Ganzem in Teile nennt Nelson Goodman einen Grundsatz der Welterzeugung, so dass etwa »zeitlich verschiedene Ereignisse [...] »eine Person konstituieren« können. Vgl. Nelson Goodman: »Weisen der Welterzeugung«, in: Dieter Mersch (Hg.): *Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Peirce bis Eco und Derrida*, München: dtv 1998, S. 248-258, S. 248.
- 6 Vgl. Robert Dion/Frances Fortier: »Pécultat biographique et enchevêtrement générique: Les Derniers Jours d'Emmanuel Kant«, in: *Protée. Théories et pratiques sémiotiques*, 31/1 (2003), S. 51-64, S. 59.
- 7 Vgl. Ernest Bernbaum: *Guide Through the Romantic Movement. A Companion Volume to the Anthology of Romanticism*, New York: Ronald Press Company 1949, S. 279.
- 8 Vgl. John E. Jordan: »Introduction«, in: Thomas De Quincey: *The English Mail-Coach and Other Essays*, London: J. M. Dent 1961, S. V-XI, S. VIII.
- 9 Vgl. Éric Dayre: *Les Proses du temps. Thomas de Quincey et la philosophie kantienne*, Paris: Honoré Champion 2000, S. 336.
- 10 Vgl. Robert Dion/Frances Fortier: »Pécultat biographique«, a.a.O., S. 56.
- 11 Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1989, S. 96.
- 12 Vgl. Thomas De Quincey: *Die letzten Tage des Immanuel Kant*, hg. von Cornelia Langendorf, mit Beiträgen von Fleur Jaeggy, Giorgio Manganelli und Albert Caraco sowie einem Anhang, München: Mathes & Seitz 1991, S. 82f.
- 13 Ehregott Wasianski: *Immanuel Kant*, a.a.O., S. 216.
- 14 Robert Burton: *Anatomie der Melancholie*, München: dtv 1991, S. 307.
- 15 Ehregott Wasianski: *Immanuel Kant*, a.a.O., S. 123.
- 16 Vgl. Robert Burton: *Melancholie*, a.a.O., S. 248 bzw. 307.
- 17 Insofern erklärt Walter Benjamin den Band *Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen*, der die Biographien Wasianskis, Jachmanns und Borowskis enthält, zu einer »Fundgrube nicht nur für den Kant-Leser, sondern vor allem für den Physiognomiker«. [Walter Benjamin: »Miszellen (Unbekannte Anekdoten von Kant)«, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, IV, 2, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1972, S. 808-815, S. 808.
- 18 Reinhold Bernhard Jachmann: *Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund*, Königsberg: Nicolovius 1804, S. 155.
- 19 Ludwig Ernst Borowski: *Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's*, Königsberg: Nicolovius 1804, S. 110.
- 20 aus: John van Wyhe: *The History of Phrenology on the Web*, http://pages.britishlibrary.net/phrenology3/phren_plates.html (Stand: 29. 09. 2005).
- 21 Ehregott Wasianski: *Immanuel Kant*, a.a.O., S. 219.
- 22 Wilhelm Gottlieb Kelch: *Immanuel Kants Schädel. Ein Beytrag zu Galls Hirn- und Schädellehre*, Königsberg 1924, S. 7.
- 23 Zum Symptom, einem als Zeichen behandelten Naturphänomen, siehe u.a. Umberto Eco: *Einführung in die Semiotik*, München: Fink 1985, S. 30.
- 24 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, S. 413f.
- 25 Ebd., S. 414.
- 26 Vgl. Claudia Schmölders: *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik*, Berlin: Akademie Verlag 1995, S. 31.

- 27 »Die Photographie hat im übrigen, historisch gesehen, als Kunst der Person begonnen: ihrer Identität [...], dessen, was man, in jeder Bedeutung des Worts, das *An-und-für-Sich* des Körpers nennen könnte« [Roland Barthes: *Helle Kammer*, a.a.O., S. 89].
- 28 Vgl. Heinrich Lange: »Abguß von Kants Schädel in Berlin. Forschungsobjekt der Hirn- und Schädellehre des 19. Jahrhunderts«, in: <http://www.berlinische-monatschrift.de/bms/bmstxt99/9909prob.htm> vom 8. Juni 2005.
- 29 aus: Thomas De Quincey: *Die letzten Tage des Immanuel Kant*, a.a.O., S. 139-143.
- 30 Vgl. Roland Barthes: *Helle Kammer*, S. 90.
- 31 Vgl. Walter Benjamin: »Das Passagen-Werk. Aufzeichnungen und Materialien (Die Photographie)«, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, V, 2, herausgegeben von Rolf Tiedemann, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982, S. 824-846, S. 829f.
- 32 Lavater, zitiert nach Claudia Schmölders: *Vorurteil im Leibe*, a.a.O., S. 127.
- 33 Vgl. ebd., S. 129.
- 34 Vgl. Roland Barthes: *Helle Kammer*, a.a.O., S. 87.
- 35 Susan Sontag: *On Photography*, London/New York: Penguin 1977, S. 23.
- 36 Vgl. ebd., S. 6.
- 37 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg: Felix Meiner 1998, S. 480 (A 362).

Polemik des Wissens

Raoul Hausmann liest Albert Einstein

Dem aufmerksamen Zeitungsleser, Fernsehzuschauer und Internetnutzer kann es gegenwärtig kaum entgehen: 1905, im so genannten *annus mirabilis*, legte Albert Einstein eine Reihe von Arbeiten vor, die die moderne Physik von Grund auf veränderten. Die Geschichte des Wunderjahres wird derzeit etwa so erzählt: Weitgehend vom fachwissenschaftlichen Diskurs abgeschnitten, arbeitete Albert Einstein als unbedeutender Patentbeamter in Bern. Nur regelmäßige Treffen mit den Freunden Paul Habicht und Maurice Solovine gaben ihm Anlass physikalische Fragen zu diskutieren. Trotz dieser eingeschränkten Forschungsmöglichkeiten gelang Einstein der Durchbruch auf verschiedenen Feldern der physikalischen Grundlagenforschung. Weltruhm brachten ihm sein Artikel zum photoelektrischen Effekt, für den er 1922 den Nobelpreis erhielt, seine Dissertation *Über eine neue Bestimmung der Moleküldimension*, eine Arbeit über Brown'sche Bewegung, die einen indirekten Beweis für die Existenz von Atomen vorlegte, schließlich der Text *Zur Elektrodynamik bewegter Körper* in dem er die Grundlage zu seiner Relativitätstheorie formulierte und in einem Nachtrag die berühmte Formel $E=mc^2$ ableitete.

Das »Wunderjahr« und die daraus hervorgegangenen Entdeckungen rücken Einstein bis heute in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und Bundeskanzler Gerhard Schröder feiert den Wissenschaftler im Jubiläumsjahr 2005 als Sinnbild für wissenschaftliche Kreativität und Erneuerung. Diese massenmediale Präsenz, die Einstein und sein Werk momentan genießen, ist kein neues Phänomen. Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts erkannte man Einstein nicht

nur in Fachkreisen, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit als revolutionären Wissenschaftler. Diese Popularität half jedoch nur begrenzt der Verbreitung der Einstein'schen Theorien, vielmehr trug sie zur Stilisierung seiner Person als einer popkulturellen Ikone bei. Kritik an einer solchen massenmedialen Verbreitung, die Einsteins Theorien als eine sensationelle Weltweisheitslehre ausstellt und eigentlich nur den Körper des Physikers und nicht seine wissenschaftlichen Entdeckungen reproduziert, formulierte der Berliner Dadaist Raoul Hausmann 1931.

Trommelfeuer der Wissenschaft

In *Trommelfeuer der Wissenschaft. Herr Einstein! Womit heizen Sie die Sonne?*¹ polemisiert Hausmann stark gegen den Physiker. Er greift sowohl die Relativitätstheorie als auch ihre Verbreitung durch das Feuilleton an, was darauf verweist, dass die dadaistische Auseinandersetzung mit Einstein nicht nur durch sozio-politische Motive bedingt ist, sondern auch einen wissenschaftlichen Kern besitzt. Neben seinen künstlerischen Arbeiten und dadaistischen Aktionen rezipierte Hausmann seit den frühen zwanziger Jahren intensiv physikalische Theorien, wobei sein besonderes Interesse der Elektrotechnik und kosmologischen Modellen galt. In Texten wie *Présentismus*² oder *Optophonetik*³ entwickelte er ein Weltbild, das sich stark von dem der Relativitätstheorie absetzte.⁴ Der *Trommelfeuer*-Text bleibt dementsprechend nicht nur bei einer gesellschaftspolitischen Satire stehen, sondern polemisiert auch gegen die Relativitätstheorie.⁵

Der dadaistische Angriff auf Einstein und die Weimarer Republik lässt sich jedoch nicht auf eine Diskussion ein, die sich mit der Gültigkeit von Aussagen auseinandersetzt, sondern bedient sich einer polemischen Sprechweise, die in personalisierten Attacken, den Wissenschaftler und sein Theoriegebäude angreift.⁶ Die Adressierung Einsteins, bereits im Titel, markiert diesen Ton. Auch die Struktur des Textes – eine Aneinanderreihung von Textfragmenten – reflektiert das Bestreben, sich nicht auf eine diskursive Auseinandersetzung einzulassen, sondern schlaglichtartig die Position des Gegners auszustellen.

Hausmann inszeniert seine Polemik durch eine kunstvolle Collage verschiedener wissenschaftlicher Texte. Versatzstücke des Einstein'schen Weltbildes werden grob nebeneinander gesetzt. Eine ausführliche Explication dieses Materials fehlt, vielmehr illustriert ein fiktiver Leser, Herr

Lehmann, in äußerster Kürze ein allgemeines Verständnis bzw. das Fehlen eines solchen für die erörterten physikalischen Probleme. Durch Einschalten dieser fiktiven Figur werden nicht so sehr die einzelnen Texte erläutert, Hausmann simuliert vielmehr den allgegenwärtigen öffentlichen Diskurs, der sich mit Einsteins Theorie in der späten Weimarer Republik befasst. Er beginnt seine Montage von lexikalischen, feuilletonistischen und wissenschaftlichen Texten mit einem Auszug aus dem Standardwerk für alle enzyklopädischen Nachforschungen: dem *Brockhaus*. Durch Zitieren des Eintrags »Relativitätstheorie, Einstein'sche« findet eine erste Annäherung an die physikalischen Probleme statt. Darauf folgen Texte von Einstein und anderen Autoren, die sich mit komplexeren Fragen wie der nichteuklidischen Metrik des Raumes oder dem Verhältnis von Geometrie und Welterfahrung auseinandersetzen. Lehmann kommentiert diese Theorien in lakonischer Kürze: »hm, das wüßte man also«; »Nun, [...], davon habe ich zwar nicht viel verstanden, aber es scheint doch sehr einfach zu sein.«⁷ Hausmann kritisiert, dass die Relativitätstheorie nur ein einfacher Kartenspielertrick sei, der sich hinter dem komplizierten Vokabular einer modernen Physik verberge.⁸ Diese Anklage greift Einsteins Theorie in ihrer wissenschaftlichen und sozialen Bedeutung an: auf der einen Seite konstatiert Hausmann eine wissenschaftliche Unzulänglichkeit; er behauptet, dass die Relativitätstheorie ein bloßes Jargongebäude und auf einem groben Rechenfehler gebaut sei. Auf der anderen Seite polemisiert er gegen das deutsche Bürgertum, das sich von einem Scheinkonstrukt täuschen lasse. Der *Trommelfeuer*-Text verdeutlicht, dass das Verhältnis zwischen moderner Physik und Dadaismus keineswegs so harmonisch ist, wie in der Avantgarde-Forschung oft angenommen wird. Dadaistische Montagen oder synästhetische Arbeiten können nur bedingt als eine künstlerische Realisation der Einstein'schen Relativitätstheorie betrachtet werden. Bereits 1921 grenzt Hausmann den dadaistischen vom Einstein'schen Relativitätsbegriff ab.⁹ Diese Ablehnung bedeutet jedoch nicht, dass Einstein kein Motiv für dadaistische Arbeiten abgibt. Ein Bild des Physikers wird beispielsweise in Hanah Höchs Collage *Schnitt mit dem Küchenmesser Dada durch die letzte Weimarer Bierbauchkulturepoche Deutschlands* verarbeitet.¹⁰ Einstein wird hier jedoch nicht zum Wissenschaftshelden stilisiert, sondern als massenreproduzierte Ikone in die Collage aufgenommen. Die Collage formuliert dabei Hausmanns Kritik auf einer visuellen Ebene, der Körper des Nobelpreisträgers und nicht seine Theorie wird durch seine massenmediale Präsenz in der Presse zu

einer ikonographischen Repräsentation eines neuen Weltbildes, das wenig verstanden, aber weit akzeptiert wird.

Hausmann und Kretschmer

Die Omnipräsenz Einsteins in den Boulevardblättern der Zeit rückt die Körperlichkeit des Physikers in den Mittelpunkt des dadaistischen Interesses, und Hausmann konstatiert eine Verbindung zwischen gesellschaftlichem Weltbild und Physiognomie des Genies: »Ebenso sicher aber ist das vom ›führenden Kopf‹ einer Zeit erfassbare Weltbild so gewachsen, mit den gleichen Organmängeln behaftet, wie dieser Mensch selbst – also entweder kurzsichtig, hinkend, magenkrank, leberleidend, seelenlos, blutarm.«¹¹ Infolge dessen verbindet Hausmann Wissenschaft mit Einsteins körperlicher Erscheinung:

Auch die verstiegenste Mathematik muß einen somatischen Ausdruck, eine körpergestaltete Grundlage besitzen. Nach den Behauptungen etwa von Kretschmar (sic!) müßte Einstein als Mathematiker dem asthenischen, schizothymen Typus angehören [...] Falsch. Der Mann ist glatt, in sich beharrend. [...] Er ist, oh Fiasko der Kretschmarschen Theorien über Körperbau und Charakter: ein pyknischer Astheniker. Fröhlicher Kammerspeck, in dem eine ängstliche Spitzmaus das Gesicht vorstellt. Und vielleicht ist er darum das Idol unserer Zeit, weil er plasmatisch-reziprok der beste Ausdruck des schlauen, verschlagenen, rücksichtslosen, persönlich harmlosen, bescheidenen, scheinbar weltungewandten Menschen unserer Tage darstellt, der mit der tieferen Lebenswirklichkeit nichts, mit der Fixigkeit und Tüchtigkeit alles zu tun hat.¹²

Hausmann bedient sich hier der Unterscheidung zwischen den Körpertypen des Asthenikers bzw. Leptosoms, des Athleten und des Pyknikers, die der Psychiater Ernst Kretschmer einführte. Kretschmer ordnete diesen Typen, in Anlehnung an die antike Temperamentenlehre, bestimmte psychologische Verhaltensmuster zu,¹³ wobei er den Zyklouthymiker (manisch Depressiven) mit dem pyknischen und den Schizophrenen mit dem asthenischen und athletischen Körperbau in Verbindung setzte.¹⁴

Diese Einteilung und die damit verbundene Zuordnung zu den drei Körpertypen, die Kretschmer unter Verwendung von empirisch-klinischen Erhebungen konstruierte, ist weit bekannt. Allerdings galt Kretschmers Interesse nicht nur der Untersuchung von pathologisch-klinischen Fällen, sondern auch des Genies.¹⁵ Bereits in seinem Buch von 1922, *Körperbau und Charakter*, diskutierte er das Verhältnis von Physiognomie

und Psychologie des Genialen. In *Geniale Menschen*,¹⁶ das 1929 – also nur zwei Jahre vor Hausmanns Text – erschien, ging er detaillierter auf die Physiognomie des Genies ein. Das *Genie*-Buch bildet den zeitgeschichtlichen Hintergrund, vor dem Hausmann eine »physiognomische« Diagnose Einsteins erstellen kann. Er spielt die charakterologischen Befunde gegeneinander aus. Zunächst ordnet er Einstein dem Typ des asthenischen Schizothymikers zu, da das mathematische Genie sich laut der charakterologischen Untersuchungen meist aus diesem Körperbautypus bzw. dieser Temperamentlage rekrutiere.

Kretschmer bestimmte die Zuordnung von Genie zu den psychologischen Hauptgruppen folgendermaßen:

Spezialbegabungen

| | Zyklothymiker | Schizothymiker |
|----------|---|---|
| Dichter | Realisten Humoristen | Pathetiker Romantiker Formkünstler |
| Forscher | Anschaulich beschreibende Empiriker | Exakte Logiker Systematiker Metaphysiker |
| Führer | Derbe Draufgänger Flotte Organisatoren Verständige Vermittler | Reine Idealisten Despoten und Fanatiker Kalte Rechner |

Tabelle aus Kretschmer: *Körperbau*, S. 193

Das Genie, das mit dem empirisch Gegebenen der Welt arbeitet, wird als Zyklothymiker identifiziert,¹⁷ während dasjenige, das sich mit abstrakten Problemen auseinandersetzt, der schizothymischen Gruppe zugeordnet werden kann.¹⁸ Der Typus des Schizothymikers bildet also die Gruppe, der die »kalten Rechner« und »exakten Logiker« angehören.¹⁹ Einstein entspricht keineswegs dem Körperbild des Asthenikers, sondern ist eher pyknisch gebaut. Wenn Hausmann Einstein als »pyknischer Astheniker« erkennt, verursacht das einen Kurzschluss in der Kretschmer'schen Charakterologie. Während der Pykniker zur Fettleibigkeit neige, sei der Astheniker hager und dürr.²⁰ Hausmann kann jedoch aus Kretschmers Genietheorie den Befund ableiten, bei Einstein handele es sich um einen asthenischen Pykniker. Sein Werk als komplexes mathematisches System korrespondiert dabei dem Verhalten und Denken des Asthenikers,

sein unersetzter Körper dem Körper des Pyknikers. Hausmann weist nicht nur auf diesen charakterologischen Widerspruch hin, sondern geht darüber hinaus auf einen volkpsychologischen Befund ein. In *Geniale Menschen* kommt Kretschmer zu dem Schluss, dass es eine Beziehung zwischen genetischer Vermischung und Genie gäbe:

Zeichnen wir uns auf einer Karte Europas die Heimatsorte der wichtigsten genialen Köpfe in *Kunst und Wissenschaft* und ferner die Standorte der wichtigsten kulturellen Dauerdenkmale (z.B. der Baukunst) ein, und legen wir diese »Kulturkarte« auf die Rassenkarte, so tritt die ganz überwältigende Bedeutung der nordisch-alpinen Vermischungszone für die neuere europäische Kultur schlagend hervor.²¹

In Regionen, in denen sich mehrere Volksrassen, und das bedeutet auch Körperbautypen, mischen, gäbe es eine höhere »Genierate«. Hausmann spielt auf diese These an, wenn er in seinem Text behauptet: »und als ihr [der Welt] Gleichnis hat für primitive Gemüter der geniale Mensch gegolten, der, rassengemischt, die gegensätzlichsten Erbmassen in sich vereinigt.«²²

Im *Trommelfeuer*-Text wird der Befund dieser Volkpsychologie zweckentfremdet, um die bereits erwähnte Verbindung von Volk und Physiognomie des Genies zu motivieren. Der polemische Befund, der aus dieser Verkettung von Physiognomik und Volkpsychologie abgeleitet wird, bleibt in seiner Komplexität weit hinter dem collagenhaften Verfahren zurück. Hausmann bedient sich einer ausgefeilten Montagetechnik, die verschiedene Diskurse miteinander verbindet und gegeneinander ausspielt. Diese Polemik wird von Hausmann jedoch nur eingesetzt, um das triviale Urteil abzuleiten, dass die Weimarer Gesellschaft ähnlich ruhig und gemütlich sei, wie es die Kretschmer'sche Physiognomie vom Pykniker behauptet.

Polemik und Narrativ

Hausmanns Text konstituiert ein dichtes Netz von Verweisen, das nur schwer in seiner Gesamtheit zu dechiffrieren ist; beispielsweise habe ich die Auseinandersetzung mit Hans Hörbigers Welteislehre bei Seite gelassen, auf die im Untertitel *Womit heizen Sie die Sonne?* angespielt wird. Die polemischen Angriffe auf die Einstein'sche wie die Kretschmer'sche Theorie bleiben jedoch zentral für Hausmanns Text. Diese Angriffe finden nicht in einem konsensfähigen Feld statt, der Dadaist

lässt sich in seiner Polemik nicht auf ein argumentatives Sprechen ein. Die Polemik hat nichts gemein mit einer Auseinandersetzung, in der es um die Kritik eines Konzepts und die Etablierung einer alternativen Lösung geht; sie bedient sich vielmehr »scharfer, oft persönlicher Angriffe ohne sachliche Argumente«²³ und lässt sich auf keinen objektivierenden Disput um die Sache selbst ein. Wie Ludwig Rohner in seinem Buch *Die literarische Streitschrift* betont, ist »Polemik [...] stets auf Vernichtung aus.«²⁴ Rohner konstatiert, dass die Polemik letztlich den Unterschied zwischen Sachdiskussion und persönlicher Anklage auflöst: »Für ihn, den wirklichen Polemiker, gibt es zwischen Persönlichem und Sachlichem gar keine Grenze.«²⁵

Der *Trommelfeuer*-Text operiert mit dieser Entgrenzung von Person und Sache, die den Unterschied zwischen Mensch und Theorie/Werk aufhebt. Die Tatsache, dass Hausmann Wissenschaftskritik mit Physiognomie verbindet, macht den personalisierten Charakter seiner Polemik evident. Die persönlichen Angriffe konzentrieren sich auf den von Einsteins Theorie am weitesten entfernten Bestandteil seiner Persönlichkeit, seinen Körper. Die Adaptation von Kretschmers Typologie ist somit nicht nur eine weitere Kritik an einem anderen wissenschaftlichen Narrativ, sondern funktioniert als eine inhärent polemische Strategie, die den argumentativen Horizont von der Wissenschaft abrückt und in den aktuellen massenmedial vermittelten Diskurs um Einstein einschreibt – ein Diskurs, der nicht so sehr die Theorie, sondern das körperliche Erscheinungsbild des Physikers massenmedial reproduziert.

Hausmanns Verweis auf Kretschmer trägt diesem Umstand Rechnung. Nicht Einsteins Theorien, sondern seine körperliche Erscheinung bilden die Grundlage dafür, dass ein neues physikalisches Weltbild eingeführt werden kann. Kretschmer selbst macht auf die Verbindung zwischen gesellschaftlichem Wissen und Physiognomik in den ersten Zeilen von *Körperbau und Charakter* aufmerksam:

Der Teufel des gemeinen Volkes ist zumeist hager und hat einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn, während die Dickteufel einen Einschlag von gutmütiger Dummheit haben. [...] Kurz und gut: Die Tugend und der Teufel müssen eine spitze Nase haben und der Humor ein dicke. Was sagen wir dazu? Zunächst nur soviel: es könnte sein, daß Dinge, die die Phantasie der Völker in jahrhundertlangen Traditionen auskristallisiert, objektive völkerpsychologische Dokumente wären, Niederschläge von Massenbeobachtungen, auf die vielleicht auch für den Forscher ein kleiner Seitenblick sich verlohnt.²⁶

Kretschmer schließt hier Narrativ und Wissenschaft miteinander kurz. Wissenschaft wird im Folgenden von Kretschmer lediglich als ein präziseres Instrument aufgefasst, das Weltbeobachtung zuverlässiger objektivieren und konsolidieren kann als eine Volksmythologie.²⁷ Diese Verbindung von Volksmythologie und Kretschmers Forschung macht die Charakterologie für Hausmann zur Lektürehilfe, um den massenmedial aufbereiteten Diskurs um Einstein zu verstehen. Kretschmers Studien sagen etwas über komplexe Zusammenhänge wie die menschliche Psyche basierend auf der Betrachtung des Körpers aus. Dies ist auch die Operation, die Hausmann für die Rezeption Einsteins durch die Presse ausmacht: nicht die Theorie, sondern das Äußere des Physikers werde in den Mittelpunkt gestellt. Für den Dadaisten Hausmann kann dies nur bedeuten, dass hier wenig über Einstein, als vielmehr über eine Gesellschaft verraten wird, die sich einer solchen Beobachtungsmethode bedient. Hausmann akzeptiert somit zunächst Kretschmers physiognomische Lektürepraxis, wenn er sie auch nur benutzt, um einen volkpsychologischen Befund durch Einsteins Physiognomie hindurch anzustellen. Er weist jedoch auch auf die problematische Heuristik der Charakterologie hin und nutzt sie, um den polemischen Angriff über Einstein hinaus auf das Bürgertum der späten Weimarer Republik auszuweiten. Die Kritik, die Hausmann gegen Einsteins Physik und Kretschmers psychiatrische Forschungen vorbringt, ist, dass beide Paradigmen ihre mangelnde heuristische Gültigkeit hinter narrativen Zusammenhängen wie Volksglaube oder »Rechenfehlern« verbergen. »Narrative« bemühen sich, heterogenes Material in einen konsistenten Plot einzugliedern, so dass alle Informationen innerhalb einer Erzählung sich gegenseitig bedingen. Nicht nur journalistische und literarische Ausdrucksformen bedienen sich narrativer – also synthetisierender Verfahren – auch Wissenschaften benutzen Narrative, um ein geschlossenes heuristisches System zu konstituieren. Hausmann greift jene Narrative an, die ein System oder Weltbild generieren wollen. Sein Text eröffnet einen Spielraum, in dem, in der Art der dadaistischen Montage, heterogenes Material verschnitten wird. Dieser Spielraum befindet sich zwischen den Narrativen der Wissenschaften, die ein bestimmtes Weltbild feststellen wollen, und einem alltäglichen Diskurs, der auf der Straße, aber auch in der Presse prozessiert wird, um eine konsensuelle Zufriedenheit zu erzielen. Der Text gibt in einer collagenhaften Synopse einen streiflichtartigen Abriss der aktuellen Gesellschaft. Diese Strategie, in der aktuelles Material grob nebeneinander gesetzt wird, entspricht sowohl der Praxis der dadaistischen

Kunst als auch der der Polemik. Rohner betont, die Polemik sei auf den gegenwärtigen Moment ausgerichtet, sie wolle den Gegner im Jetzt an die Wand stellen, ihn demontieren und zerstören.²⁸ Die dadaistische Montage operiert exakt auf dieser Ebene. Sie konzentriert heterogenes Material aus aktuellen Diskursen, um durch diese unmittelbare Verwendung von Material den Gegner möglichst schnell anzuklagen. Die dadaistische Collage sowie die Polemik sind nicht konstruiert, um als Kunstwerke oder wissenschaftliches Weltsysteme die Jahrhunderte zu überdauern, sondern sollen eine aktuelle pragmatische Auseinandersetzung und Kritik inszenieren.

Während Narrative die Hybridität ihres Materials ausblenden wollen, geht es bei Collage und Polemik nicht um innere Konsistenz. Die Polemik, sowie die dadaistische Montage, sind nicht auf Konsens ausgerichtet, sie wehren sich dagegen, in ein Weltbild integriert zu werden. Sie bleiben inkommensurabel und versuchen, die angegriffenen Narrative mit dieser Heterogenität zu infizieren.

Anmerkungen

- 1 Raoul Hausmann: »Trommelfeuer der Wissenschaft. Herr Einstein! Womit heizen Sie die Sonne?«, in: Ders.: *Sieg, Triumph, Tabak mit Bohnen*, Bd. 2, hg. von Michael Erlhoff, München: Edition Text + Kritik 1982, S. 156-161.
- 2 Raoul Hausmann: »Präsentismus«, in: Ders.: *Sieg, Triumph, Tabak mit Bohnen*, Bd. 2, hg. von Michael Erlhoff, München: Edition Text + Kritik 1982, S. 24-30.
- 3 Raoul Hausmann: »Optophonetik«, in: Ders.: *Sieg, Triumph, Tabak mit Bohnen*, Bd. 2, hg. von Michael Erlhoff, München: Edition Text + Kritik 1982, S. 51-57.
- 4 Die Bedeutung dieser physikalischen Forschungen für Hausmann wird durch die zahllosen Skizzen und Exzerpte zu kosmologischen und anderen physikalischen Untersuchungen deutlich, die in seinem Nachlass zu finden sind. Im Raoul Hausmann Archiv in der Berlinischen Galerie befinden sich neben Texten zur so genannten *Weltelehre* zwei unveröffentlichte Notizbücher, in denen Hausmann die Ansätze zu einer eigenen Kosmologie ausführt. (BG-RHA 1757, BG-RHA 1758) Diese Texte sind Ansätze zu einem Buchprojekt, das Hausmann nie zu Ende brachte. (Vgl. Raoul Hausmann: *Scharfrichter der bürgerlichen Seele. Raoul Hausmann in Berlin*, hg. von Eva Züchner, Berlin: Hatje 1998, S. 219)
- 5 »Man kann das geistige Weltbild der metaphysisch orientierten, rein kausal dabei fundierten Wissenschaft der neusten westlichen Periode betrachten an einem Menschen, einem typischen Vertreter, unverständlich, aber unerhört populär (er muß demnach allgemeine Sehnsüchte erfüllen), an Albert Einstein«. (Raoul Hausmann: »Trommelfeuer«, a.a.O., S. 156-157.)
- 6 Sigurd Scheichl weist in dem Eintrag »Polemik« im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* darauf hin, dass, obwohl die »Polemik« in verschiedener Form auftritt und nur schwer zu systematisieren ist, sie sich als aggressiv formulierter Text mit dem Ziel eines meist personalisierten Streits bestimmen lässt. (Vgl. Sigurd Paul Scheichl: »Polemik«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. III, hg. von Klaus Weimar, Berlin: de Gruyter 2003, S. 117-120.)
- 7 Raoul Hausmann: »Trommelfeuer«, a.a.O., S. 159.

- 8 Eine ähnliche Kritik ist im Jahr 1996 von dem Physiker Allan Sokal gegen poststrukturalistische Theoretiker vorgebracht worden. Sokal behauptete, dass der Poststrukturalismus ein mehr oder weniger leeres Gedankengebäude sei, das seine Aussagenlosigkeit hinter einem undurchsichtigen Jargon verstecke. Um dies nachzuweisen, schrieb Sokal einen Text über »hermeneutische Quantentheorie«, der sich einer Vielzahl von poststrukturalistischen Begriffen und Redewendungen bediente. Nach Sokals eigenen Aussagen war der Inhalt dieses Aufsatzes Unsinn. Sokal konnte diesen Text jedoch in einer sozialwissenschaftlichen und poststrukturalistisch orientierten Fachzeitschrift publizieren. Sokals Aktion löste im Folgenden eine Kontroverse um den Stand der poststrukturalistischen Schule aus. Als Randnotiz sei hier bemerkt, dass Hausmann in seinem Text auf einen Fall verweist, der sehr viele Ähnlichkeiten mit der »Social Text« Affäre hat. Hausmann berichtet seinerseits von zwei Physikern in den zwanziger Jahren, die einen im Einstein'schen Jargon geschriebenen, jedoch unsinnigen Artikel in einer anerkannten Fachzeitschrift für Physik publizieren konnten und so ihrerseits auf die Zweifelhaftigkeit der Relativitätstheorie als reinem Jargongebäude hinwiesen. (Raoul Hausmann: »Trommelfeuer«, a.a.O., S. 160)
- 9 Der Dadaist greift bereits früh Einsteins Vorstellung von Relativität an (Vgl. Hanne Bergius: »Dada Triumphs!« *Dada Berlin 1917-1923. Artistry of Polarities. Montage – Metamechanics – Manifestations* (Crisis and the Arts. The History of Dada, Bd 5, hg. von Stephen C. Foster) New York: G.K. Hall 2003, S. 336 [Anmerkung 69]) und betont schon 1921 in einem unveröffentlichten Typoskript, dass der dadaistische Relativitätsbegriff bei weitem pragmatischer und politischer sei als der Einstein'sche. (Vgl. Raoul Hausmann: *Scharfrichter der bürgerlichen Seele*, S. 119.) Vgl. Hanne Bergius: *Dada Berlin*, a.a.O., S. 144. Vgl. Jaques Donguy: »Machine Head. Raoul Hausmann and the Optophone«, in: *Leonardo* 34/3 (2001), S. 217-220.
- 10 Hanne Bergius legt eine ausführliche Analyse von Höchs Collage vor, in der sie auch auf die Rolle von Einstein eingeht. (Vgl. Hanne Bergius: »Dada Triumphs!«, S. 142-146.)
- 11 Raoul Hausmann: »Trommelfeuer«, a.a.O., S. 156.
- 12 Ebd., S. 157.
- 13 Vgl. Ernst Kretschmer: *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin: Julius Springer 1922, S. 1-2.
- 14 Ein tabellarischer Überblick der Zuordnung von Körperbau und Psychosen findet sich in Ernst Kretschmer: *Körperbau und Charakter*, a.a.O., S. 192.
- 15 Kretschmer weist darauf hin, dass die Untersuchung von Genies als extremen Einzelfällen sich von der Untersuchung großer Gruppen klinischer Fälle unterscheidet. Die Auseinandersetzung mit Einzelfällen sei dennoch von großem wissenschaftlichem Interesse. (Ernst Kretschmer: *Körperbau und Charakter*, a.a.O., S. 160.)
- 16 Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen*, Berlin: Julius Springer 1929.
- 17 Vgl. Ernst Kretschmer: *Körperbau und Charakter*, a.a.O., S. 162.
- 18 Vgl. ebd., S. 176.
- 19 Ebd.
- 20 Vgl. ebd., S. 16 und S. 23.
- 21 Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen*, a.a.O., S. 86-87.
- 22 Raoul Hausmann: »Trommelfeuer«, a.a.O., S. 156.
- 23 *Duden: Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache in 10 Bänden*, Mannheim u.a.: Dudenverlag 1999-2004.
- 24 Ludwig Rohner: *Die literarische Streitschrift. Themen, Motive, Formen*, Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1987, S. 26.
- 25 Ebd., S. 220.
- 26 Ernst Kretschmer: *Körperbau und Charakter*, a.a.O., S. 1.
- 27 Vgl. ebd.
- 28 Vgl. Ludwig Rohner: *Streitschrift*, a.a.O., S. 222.

Erzählen Machen

Narrative Wendungen in der Psychoanalyse nach Freud

Von Anfang an ist die Darstellung der Psychoanalyse von erzählerischen Verfahren und Genres durchzogen. So bemerkt Freud in den 1895 veröffentlichten *Studien über Hysterie*:

[E]s berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe[.]¹

Nicht ohne ein gewisses Staunen sieht Freud eine Darstellung am Werke, wie man sie nicht vom Wissenschaftler, sondern »wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist.«² Erscheint damit die Wissenschaftlichkeit der sich gerade zu Wort meldenden Psychoanalyse bedroht, so spendet einzig der Umstand, dass die Natur des Gegenstandes selbst das literarische Verfahren erfordert habe, ein wenig Trost. Liest man jedoch in dieser Bemerkung nicht nur die legitimatorische Rhetorik eines »bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik« erzogenen Wissenschaftlers, so kündigt sich eine neue Fragestellung an: Mit der Reflexion darauf, dass eine bislang der Literatur vorbehaltene Darstellungsweise in den wissenschaftlichen Diskurs einzieht, wird das, was unter dem Titel der »Realität« verhandelt wird,³ innerhalb und mit der Psychoanalyse problematisch.

So war Freud zunächst geradezu besessen von der Idee, die hysterischen Symptome auf eine wirklich stattgefundene sexuelle Verführung durch den Vater zurückzuführen. Im Laufe der analytischen Arbeit jedoch, die Breuers Patientin Anna O. auf den Namen *talking cure* getauft hat, erwies sich die Annahme einer solchen, sich wirklich begeben habenden »Urszene« als Irrtum. In einem Brief vom 21. September 1897 an Wilhelm Fließ heißt es: »Und nun will ich Dir sofort das große Geheimnis anvertrauen, das mir in den letzten Monaten langsam gedämmert ist. Ich glaube an meine Neurotica nicht mehr.«⁴ Motiviert zu dem »Unglauben« sieht sich Freud »durch die fortgesetzten Enttäuschungen bei den Versuchen, eine Analyse zum wirklichen Abschluß zu bringen«, durch »die Überraschung, daß in sämtlichen Fällen der Vater als pervers beschuldigt werden mußte, mein eigener nicht ausgeschlossen«, und schließlich durch

die sichere Einsicht, daß es im Unbewußten ein Realitätszeichen nicht gibt, so daß man die Wahrheit und die mit Affekt besetzte Fiktion nicht unterscheiden kann. (Demnach blieb die Lösung übrig, daß die sexuelle Phantasie sich regelmäßig des Themas der Eltern bemächtigt.)⁵

Wenn Freud die Aufgabe des »Realwertes«⁶ der Verführungsthese in einem heiteren Ton vorträgt, so kündigt sich nicht zuletzt darin die Öffnung auf eine neue Erkenntnis an. In den Worten Jutta Prasses: »Es geht nämlich um nichts Geringeres als um die Wahrheit der Fiktion.«⁷ Wenn es im Unbewussten ein Realitätszeichen nicht gibt, wenn eine leidenschaftlich er- oder verwünschte unbewusste Phantasievorstellung dieselben psychischen Effekte zeitigt wie die vergessene oder verdrängte Erinnerung an einen tatsächlichen Vorfall, dann lassen sich Realität und Phantasie nicht länger als Alternative auffassen. Vielmehr muss ein *non liquet* in Anschlag gebracht werden: Es ist weder klar das eine, noch klar das andere.⁸ Entsprechend heißt es in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*:

Man empfängt keinen anderen Eindruck, als daß solche Kinderbegebenheiten [die traumatischen Urszenen] irgendwie notwendig verlangt werden, zum eisernen Bestand der Neurose gehören. Sind sie in der Realität enthalten, dann ist es gut; hat sie die Realität verweigert, so werden sie aus Andeutungen hergestellt und durch die Phantasie ergänzt. Das Ergebnis ist das gleiche, und es ist uns bis heute nicht gelungen, einen Unterschied in den Folgen nachzuweisen, wenn die Phantasie oder die Realität den größeren Anteil an diesen Kinderbegebenheiten hat.⁹

Mit der Rede von der »Wahrheit der Fiktion« ist nicht nur ein Thema, sondern ein Verfahren der Psychoanalyse angesprochen. Es beginnt sich abzuzeichnen, indem Freud die Klagen und wirren Reden der Hysterikerinnen nicht zu entkräften, sondern zu hören versucht: Zu hören als Verbalisierung, in der das Subjekt das traumatische Ereignis zu Wort kommen zu lassen sucht; zu hören als ein Epos, in dem das Subjekt gegenwärtig, also in unhintergebar Nachträglichkeit, von den Ursprüngen seiner Person erzählt. Weder wahr noch falsch, sind diese Reden von Freud gehört worden als das, was die Geburt der Wahrheit des Subjekts im Sprechen hervorbringt. In dem Maße, wie sich das traumatische Ereignis unter dem Namen »Urszene« erst in der Gegenwärtigkeit des Sprechens darstellt, wird es in einen Prozess der Umstrukturierungen als Effekt der narrativen Performanz verstrickt.¹⁰ Anders gewendet: Das Erzählen des Traumas, das nicht erzählt werden kann, wird sich als ein »Vorbeierzählen« hervorbringen,¹¹ das eben deswegen zur wiederholenden Rückkehr des Erzählens treibt und so – ein Leben lang – die Geschichte des Subjekts macht.

Wenn Freud in den *Studien zur Hysterie* seine Fallgeschichten mit Novellen in Verbindung bringt, ist die »Wahrheit der Fiktion« nicht nur als ein Thema der Psychoanalyse, sondern als ein Moment ihres eigenen Verfahrens inauguriert. Wird das Textcorpus der Psychoanalyse Freuds eine Vielzahl von Erzählungen wie Fallgeschichten, Mythen oder Träume versammeln, so zeichnet sich in dem durch die Genrebezeichnung »Novelle« hergestellten Bezug zu Goethe ein entscheidender Zug der narrativen Funktion ab. In den von Johann Peter Eckermann aufgezeichneten *Gesprächen mit Goethe* findet sich das berühmte gattungstheoretische *Aperçu*, das die Novelle als eine »sich ereignete unerhörte Begebenheit« definiert.¹² Die Pointe dieser Minimal-Definition liegt nicht zuletzt darin, dass die »unerhörte Begebenheit« sich erst durch die Darstellung ereignet oder begeben haben wird. Wodurch aber wird die Begebenheit unerhört? Dadurch, dass die Darstellung das Unerhörte als Unerhörtes im Gehörten erschließt und bewahrt. Wie das »Un« im Unerhörten, so ist auch das »Vorbei« im Vorbeierzählen kein Unfall, kein Makel, sondern das, was Erzählen macht: es hervorruft und ausmacht. Wenn nun der theoretische Diskurs Freuds Narrationen im Modus von Zitation und Selbsterfindung aufnimmt und transportiert, so stellen sie weder das illustrative oder ornamentale Außen der Theorie, noch deren »Vorstufe« oder, umgekehrt, deren Repräsentanz dar. Als etwas, das wir nie ganz begreifen, dem wir aber antworten, konstituiert sich der

Freud'sche Diskurs als Resonanz¹³ dieses mit der Narration gegebenen »Un« oder »Vorbei«: Er zeigt sich von dem punktiert, was ihn als seine Heimsuchung mit hervorbringt. Dieser Prozess, der das Erzählen und den das Erzählen macht, ist nicht zuletzt an dem Schicksal ablesbar, das der Ödipus-Mythos in der Aufnahme durch die Psychoanalyse erfährt: Von einer »Mustererzählung« (Felman), sofern sich darin die theoretische Konstruktion des unter der Herrschaft des Lustprinzips stehenden Unbewussten ausspricht, wird der Weg zu einem *Jenseits des Lustprinzips* führen, das, wie zu zeigen, die Frage nach dem Erzählen neu stellt und organisiert.

Im Zuge der Selbstanalyse war Freud auf ein Wunschgeschehen gestoßen, das er in der Darstellung der Sophokleischen Tragödie vom König Ödipus als seine Erfahrung aufnehmen konnte: Die Erfahrung von der Ambivalenz der unbewussten Triebwünsche und des Rätsels des Geschlechtsunterschieds. In einem Brief an Wilhelm Fließ vom 15. Oktober 1897 heißt es:

Meine Selbstanalyse ist in der Tat das Wesentlichste, was ich jetzt habe, und verspricht von höchstem Wert für mich zu werden, wenn sie bis zu Ende geht. [...] Ganz ehrlich mit sich zu sein ist eine gute Übung. Ein einziger Gedanke von allgemeinem Wert ist mir aufgegangen. Ich habe die Verliebtheit in die Mutter und die Eifersucht gegen den Vater auch bei mir gefunden und halte sie jetzt für ein allgemeines Ereignis früherer Kindheit, wenn auch nicht immer so früh wie bei den hysterisch gemachten Kindern. (Ähnlich wie den Ankunftsroman der Paranoia – Heroen, Religionsstifter.) Wenn das so ist, so versteht man die packende Macht des Königs Ödipus trotz aller Einwendungen, die der Verstand gegen die Fatumsvoraussetzung erhebt, und versteht, warum das spätere Schicksalsdrama so elend scheitern mußte. Gegen jeden willkürlichen Einzelzwang, wie er in der Ahnfrau etc. Voraussetzung ist, bäumt sich unsere Empfindung, aber die griechische Sage greift einen Zwang auf, den jeder anerkennt, weil er dessen Existenz in sich verspürt hat. Jeder der Hörer war einmal im Keime und in der Phantasie ein solcher Ödipus, und vor der hier in die Realität gezogenen Traumerfüllung schaudert jeder zurück mit dem ganzen Betrag von Verdrängung, der seinen infantilen Zustand von seinem heutigen trennt.¹⁴

Nach der brieflichen Mitteilung geht die (spätere) theoretische Konstruktion des Ödipuskomplexes aus der Erzählung hervor, auf welche sie zugleich bestätigend referiert. Wird in dieser Ineinanderblendung von Theorie und Erzählung der Ödipus-Mythos zu einer Mustererzählung der Psychoanalyse,¹⁵ so erscheint der Mythos in dieser Funktion auch in der *Traumdeutung*. Nicht nur wird Freud den Mythos ausführlich pa-

raphrasieren,¹⁶ sondern er wird zum *Schlüssel* der psychoanalytischen Erkenntnis vom Traum als einer Wunscherfüllung. Die dynamisch temporale Bewegung der Geschichte ist in das statisch räumliche Schema einer Struktur überführt, wenn es klipp und klar im Hinblick auf die Deutung des initialen Traums von *Irmis Injektion* heißt:

Ich habe nun die Traumdeutung vollendet. [...] Der Traum stellt einen gewissen Sachverhalt so dar, wie ich ihn wünschen möchte; *sein Inhalt ist also eine Wunscherfüllung, sein Motiv ein Wunsch.*¹⁷

Wenn der erste Satz dieses Resümées die Vollendung der Traumdeutung anzeigt, so fügt Freud eine Fußnote hinzu, die besagt: »Wenn ich auch, wie begreiflich, nicht alles mitgeteilt habe, was mir zur Deutungsarbeit eingefallen ist.«¹⁸ Während Freud die Deutungsarbeit für vollendet erklärt, macht er zugleich darauf aufmerksam, dass sie durch Lücken, Verschweigungen, und Auslassungen gekennzeichnet ist. Nimmt man diese Gegenläufigkeit in den Blick, wird man mit Shoshana Felman einer gewissen Ironie inne:¹⁹ Die subtile Selbstironie hat den Effekt, dass die eigenen Annahmen, die eigenen Gewissheiten, dass das eigene Bewusstsein in Zweifel gezogen und in Frage gestellt werden. Wird auf der Ebene der konstativen Aussage das Rätsel des Traums als gelöst erklärt, so wird diese Aussage in ironischen Sprechgesten zugleich unterlaufen. Was aber bedeutet diese Spannung zwischen der theoretischen Aussage – der Traum ist eine Wunscherfüllung – und den ironischen Gesten sowie den immer wieder angesetzten Traumerzählungen? Es ist nicht zuletzt diese Spannung, die eine auch theoretisch weit reichende Verschiebung erzeugt: Die mit der Rede von der Wunscherfüllung transportierte Vorstellung von der Realisierbarkeit des unbewussten Wunsches verwandelt sich in die Frage nach dem, was ein Wunsch ist. Der Traum als ein krisenhafter Text, der sich über Lücken und Selbstwidersprüche fortsetzt, sagt nicht: das ist dein Wunsch; vielmehr fragt der Traum: Wo ist mein wirklicher Wunsch in all diesen Komplikationen? Was will ich wirklich? Im Falle des Freuds der *Traumdeutung*: Was will ich wirklich als Arzt, als ein zukünftiger Vater und, last not least, als der zukünftige Schöpfer und Stifter der Psychoanalyse?²⁰

Anders gesagt: Liest man die ironischen Unterwanderungen der theoretischen Aussage, liest man die vielen Erzählungen, die eingeflochtenen Witze und Mythen im Text der *Traumdeutung* mit, dann wird der Wunsch das, was nicht unmittelbar gefühlt, gewusst und nicht konstativ ausgesagt werden kann. Entstellt und deplatziert in Erzählungen, wird er

das, was eine Deutung erfordert. Nach dem Text der *Traumdeutung* ist das Erzählen nicht länger das Außen der Theorie, sondern etwas, das – weil es nicht ganz begreifbar und greifbar ist – theoretisches Prozessieren macht. Wenn in der *Traumdeutung* der Mythos von Ödipus auch als »Mustererzählung« eingeführt ist, das heißt als *Antwort* auf die Frage nach den unbewussten Triebwünschen des Menschenkinde, so spricht die durch weitere Erzählungen herbeigeführte Krisenhaftigkeit des Textes davon, dass die Antwort im Sinne einer resümierenden Aussage nicht identisch ist mit dem, was wir suchen.

Ein viel späterer Text – es handelt sich um *Jenseits des Lustprinzips* – wird das Geschenk der durch den Ödipus-Mythos als Mustererzählung gegebenen *Antwort* aufschnüren und zerlegen. Dabei wird sich eine unvorhergesehene *Frage* abzeichnen: die Frage nach einem *Jenseits* des Lustprinzips, das bislang als beherrschender Organisator des unbewussten Triebwunsches galt. Die Öffnung auf diese Frage hin geht einher mit der Aufgabe des Mythos vom König Ödipus als einer Mustererzählung, die sich im Namen »Ödipuskomplex« kondensiert. Wenn dem Text *Jenseits des Lustprinzips* ein *Jenseits* des Mythos vom König Ödipus korrespondiert, so zeichnet sich kein Ende, sondern ein anderer Einsatz des Erzählens innerhalb der Psychoanalyse ab. Weit entfernt von einer Mustererzählung, welche die Bedeutung der theoretischen Konstruktion enthält, stellen sich die Erzählungen als narrative Performanzen dar, die – selbst nicht von der Ordnung des Inhalts – diesen erst machen: aufrufen und erzeugen.²¹ Wie vielleicht nur noch vergleichbar mit dem ganz späten Text *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939), stellt die Schrift *Jenseits des Lustprinzips* die in der *Traumdeutung* entworfene »Rücksicht auf Darstellbarkeit« aus, die es zu lesen gilt.

1920 publiziert Freud die Schrift *Jenseits des Lustprinzips*, jenen Text, der eine grundlegende Revision der im Zeichen des Lustprinzips und der Theorie der Wunscherfüllung stehenden Psychoanalyse vornimmt. Das Lustprinzip wird nicht außer Kraft gesetzt, sondern ihm wird, ausgehend von der Konstruktion des Wiederholungszwanges, eine neue mythische Figur beigegeben: die des durch ein Paradox ausgezeichneten Todestriebes. Während seine Strebung auf den als ursprünglich spekulierten Zustand des Anorganischen geht, wird er durch Störungen von außen von seinem Ziel der Rückkehr abgelenkt und diese sein Ziel aufschiebende Ablenkung ist es, die das Leben ausmacht. Erweist sich das Leben als Störung und Aufschub des Todes, so heißt es bündig: »Das Ziel alles Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: Das Leblose war früher da als

das Lebende.«²² Wenn mit der Figur des Aufschubs das Leben nicht länger als Gegensatz, sondern als Abkömmling des Todes gefasst ist,²³ so stellt sich die Frage nach dem Textverfahren, in dem sich diese grundlegende Verschiebung in der Konzeption der Psychoanalyse vollzieht.

Wie nach der Bibel die Schöpfung der Welt in sieben Tagen erfolgte, so setzt sich auch der Text, der dem Todestrieb eine Statt gibt, aus sieben Kapiteln zusammen. Sind diese heterogen nach Inhalt und Ausdehnung, so tritt der Todestrieb, wenn auch noch nicht unter diesem seinem Namen, erst spät, erst im fünften Kapitel auf. Vorher findet sich eine Art Resümee der psychoanalytischen Konzeption des Lustprinzips, finden sich Überlegungen zur traumatischen Neurose, wird ein Kinderspiel erzählt und im Hinblick auf die Einführung der Konstruktion des Wiederholungszwangs gedeutet, dem dann, im vierten Kapitel, die große spekulative Erzählung von der Entstehung des Lebens und des psychischen Apparates folgt. Ist damit die Szene für den Auftritt des Todestriebes im fünften Kapitel geschaffen, so hängt Freud im sechsten Kapitel biologische Theoreme ebenso wie einen Ausschnitt aus dem platonischen *Symposium* an, der, in der Erzählung des Komödienschreibers Aristophanes, die Entstehung der Sexualtriebe als die Wirkung eines Zerreißen des Kugelmenschen fingiert. Während am Kugelmenschen alles doppelt war, hat sich Zeus bewegen lassen,

jeden Menschen in zwei Teile zu teilen, »wie man Quitten zum Einmachen durchschneidet [...] Weil nun das ganze Wesen entzweigeschnitten war, trieb die Sehnsucht die beiden Hälften zusammen: sie umschlangen sich mit den Händen, verflochten sich ineinander *im Verlangen, zusammenzuwachsen.*«²⁴

Das kurze siebte Kapitel, das sich zunächst mit der Bindung von Erregungsvorgängen durch den psychischen Apparat befasst, läuft auf ein Wort Rückerts als Emblem des beschwerlichen Gangs des wissenschaftlichen Fortschreitens hinaus. Wie im Text des Öfteren vom Teufel die Rede ist, so wird man auch im Hinken des Zitats einen Abkömmling jenes Geistes vermuten, der bekanntlich stets verneint.

Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.

.....

Die Schrift sagt, es ist keine Sünde zu hinken.²⁵

Der Überblick verdeutlicht, dass der Text nach Sujet und Darstellung höchst unterschiedliche heterogene Stücke versammelt. Dabei wird das Bruchstückhafte des Verfahrens keineswegs verleugnet, sondern gerade-

zu ausgestellt. So erscheint etwa die Fuge zwischen dem Sujet der traumatischen Neurose und dem kindlichen Fort/Da-Spiel nicht ohne Willkürlichkeit hergestellt:

Ich mache nun den Vorschlag, das dunkle und düstere Thema der traumatischen Neurose zu verlassen und die Arbeitsweise des seelischen Apparates an einer seiner frühesten normalen Betätigungen zu studieren. Ich meine das Kinderspiel.²⁶

Ebenso wird die Deutung des ohnehin höchst reduktionistisch vorgetragenen Bezugs auf Platons *Symposion*, welcher die im Text aufgeführten großen Sujets noch einmal Revue passieren lässt, abrupt beendet:

Sollen wir, dem Wink des Dichterphilosophen [Platon] folgend, die Annahme wagen, daß die lebende Substanz bei ihrer Belebung in kleine Partikel zerrissen wurde, die seither durch die Sexualtriebe ihre Wiedervereinigung anstreben? Daß diese Triebe, in denen sich die chemische Affinität der unbelebten Materie fortsetzt, durch das Reich der Protisten hindurch allmählich die Schwierigkeiten überwinden, welche eine mit lebensgefährlichen Reizen geladene Umgebung diesem Streben entgegengesetzt, die sie zur Bildung einer schützenden Rindenschicht nötig? Daß diese zersprengten Teilchen lebender Substanz so die Vielzelligkeit erreichen und endlich den Keimzellen den Trieb zur Wiedervereinigung in höchster Konzentration übertragen? Ich glaube, es ist hier die Stelle, abzubrechen.²⁷

Der Text also zeichnet sich dadurch aus, dass er heterogene Bruchstücke, die als zerrissene und herausgerissene markiert sind, versammelt. Dieses auffallende Verfahren gewinnt eine theoretische Aussagekraft insofern, als es sich als eine Wiederholung darstellt: Als Wiederholung eines Zugs, der nach Freud für das von ihm beobachtete und erzählte Kinderspiel seines (ungenannt bleibenden) Enkels Ernst Halberstadt konstitutiv ist. Unter dem Namen »Fort/Da-Spiel« immer wieder in theoretische Überlegungen verwickelt, scheint sich dieses Kinderspiel als Allegorie des narrativen Textverfahrens von *Jenseits des Lustprinzips* selbst zu bewähren.

Die von Freud erzählte Mini-Szene des Fort/Da-Spiels besteht aus mehreren Akten,²⁸ denen eine Art »Vorspiel« vorausgeht. Wird darin eine sich einstellende unangenehme Gewohnheit des ansonsten durch seinen »anständigen« Charakter« ausgezeichneten Menschleins namhaft gemacht, so ist der erste Akt durch das Auftauchen einer Lautfolge gebildet:

Dieses brave Kind zeigte nun die gelegentlich störende Gewohnheit, alle kleinen Gegenstände, deren es habhaft wurde, weit weg von sich zu schleudern, so daß das Zusammensuchen seines Spielzeuges keine leichte Arbeit war. Dabei brachte es mit dem Ausdruck von Interesse und Befriedigung ein lautes, langgezogenes *o-o-o-o* hervor, das nach dem übereinstimmenden Urteil der Mutter und des Beobachters keine Interjektion war, sondern »Fort« bedeutete. Ich merkte endlich, dass das ein Spiel sei, und dass das Kind alle seine Spielsachen nur dazu benützte, mit ihnen »fortsein« zu spielen.²⁹

Das Tun des Kindes besteht darin, Gegenstände aus ihrem Zusammenhang zu reißen und wegzuworfen. Dieses Tun wird durch einen anderen wahrgenommen und beantwortet: durch Freud als Großvater. Die Antwort durch den anderen besteht darin, dass dieser die entrissenen und verstreuten Gegenstände, die *disiecta membra*, wieder zusammen sucht, sie wieder versammelt. Dieses Tun des anderen wird auf der Ebene des Erzählens eine Veränderung bewirkt haben: Ist zunächst von *Gegenständen* die Rede, so sind diese transformiert in ein symbolisches Objekt: in *Spielzeug*. In diesem Sinne stellt die Mini-Szene die als Arbeit gekennzeichnete Transformation ins Symbolische dar. Ist diese einerseits durch das Herausreißen, Wegwerfen, Zerstreuen bestimmt, so andererseits durch eine diese Zerstreuerung umwendende Antwort, die vom anderen kommt. Ohne die Verschränktheit dieser gegenläufigen Strebungen, die den anderen erfordern, würde das Spiel nicht zustande kommen: das Tun verlief ins Leere, ins Tote. Wenn das Kind das Spiel schließlich *selbst* oder alleine spielt, ist die Figur des anderen nicht verschwunden, sondern durch ein weiteres symbolisches Objekt ersetzt. Die Bindung der komplexen Anordnung zu einem symbolisch konsistenten Zusammenhang geht einher mit der Artikulation einer differentiellen Lautfolge, die ihrerseits vom anderen als ein Sprechen aufgenommen und insofern beantwortet wird:

Eines Tages machte ich dann die Beobachtung, die meine Auffassung bestätigte. Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuziehen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so dass sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles *o-o-o-o* und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen »Da«. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon man zumeist nur den

ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.³⁰

Zwischen der Erzählung des Kinderspiels und dem Textverfahren von *Jenseits des Lustprinzips* scheinen strukturelle Ähnlichkeiten auf. Wie dieses konstituiert sich der Text, indem *disiecta membra* – Bruchstücke aus theoretischen, wissenschaftlichen, mythologischen, philosophischen, psychoanalytischen Text-Corpora – ausgeworfen, verstreut und, von Fall zu Fall, in einer nicht immer leichten Arbeit wie der einer deutenden Beschreibung oder theoretischen Reflexion wieder herangeholt und versammelt werden.

Mit dem Spiel des Enkels teilt der Text Freuds auch eine gewisse Asymmetrie in der Verteilung der Akte: Während der erste Akt dominant durch das Losreißen und Auswerfen immer neuer Sujets ausgezeichnet ist, wird der zweite Akt, in dem sich das lustvolle *Da* als Effekt einer die Objekte bindenden Versammlung ereignet, wieder und wieder aufgeschoben. Lustvoll ist dieser Akt deswegen, weil die Bindung Kontinuität und Konsistenz herstellt und insofern dem zerstreuenden Trieb, dem der Todestrieb korreliert werden kann, entgegen wirkt. Aus diesem Zug der Darstellung folgt: Das Lustprinzip *selber* ist auf ein Jenseits angewiesen, von dem es sich, um in Erscheinung treten zu können, losgerissen haben muss. Anders gewendet: Das *Jenseits* ist nie anders als in seinen Wirkungen *da*. Das *Da* des Symbolischen, dem die Lust anhängt, bewahrt und birgt das, wodurch es heimgesucht wird – den Tod: »Das erste Symbol, in dem wir Humanität in ihren Überresten erkennen, ist das Begräbnis, und die Vermittlung des Todes ist in jeder Beziehung zu erkennen, in der der Mensch zum Leben seiner Geschichte gelangt.«³¹ Obwohl Freud in dem Versuch einer scharfen Abgrenzung gegenüber Jungs Monismus seine Konstruktion immer wieder als dualistisch markiert,³² erweist sich der *Todestrieb* nicht als Gegensatz, sondern als das, was das Lustprinzip hervor treibt, indem es sich durch seine aufschiebende Bindungskraft vor dem, was es als sein Jenseits heimsucht, schützt.

Unter der Maßgabe eines Jenseits des Lustprinzips kommt den diversen Erzählungen, die den Text durchziehen, eine konstitutive Bedeutung zu: Sie sind notwendig, indem sie eine Bindung herstellen, durch die der Mensch zum Leben seiner Geschichte gelangt: Sie sind notwendig, indem sie die Not des Zerfalls, des Todes, wenden. In dem Maße, wie der Todestrieb, dessen Auftritt im Text immer wieder aufgeschoben wird,

selbst nicht zur Darstellung kommen kann, weil er die Darstellung ankommen lässt, ist er in der narrativen Symbolisierung verschoben wirksam: In jedem *Da* narrativer Kontextbildung ein Jenseits des Lustprinzips, das jedes Erzählen macht und als *Vorbeierzählen* konstituiert.

Welcher Art nun sind die Erzählungen? Wie das Fort/Da-Spiel als kleine, vom Großvater vorgebrachte Märchenerzählung durchgehen könnte (*Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte eine unangenehme Gewohnheit ...*), so folgt auch die ins Große gesteigerte, mythische Erzählung von der Entstehung des Lebens, welcher die Geschichte von der Entstehung des psychischen Apparates an die Seite gestellt werden könnte,³³ diesem Muster:

Irgend einmal wurden in unbelebter Materie durch eine noch ganz unvorstellbare Krafteinwirkung die Eigenschaften des Lebenden erweckt. Vielleicht war es ein Vorgang, vorbildlich ähnlich jenem anderen, der in einer gewissen Schicht der lebenden Materie später das Bewußtsein entstehen ließ. Die damals entstandene Spannung in dem vorhin unbelebten Stoff trachtete danach, sich abzugleichen; es war der erste Trieb gegeben, der, zum Leblosen zurückzukehren. Die damals lebende Substanz hatte das Sterben noch leicht, es war wahrscheinlich nur ein kurzer Lebensweg zu durchlaufen, dessen Richtung durch die chemische Struktur des jungen Lebens bestimmt war. Eine lange Zeit hindurch mag so die lebende Substanz immer wieder neu geschaffen worden und leicht gestorben sein, bis sich maßgebende äußere Einflüsse so änderten, daß sie die noch überlebende Substanz zu immer größeren Ablenkungen vom ursprünglichen Lebensweg und zu immer komplizierteren Umwegen bis zur Erreichung des Todeszieles nötigten. Diese Umwege zum Tode, von den konservativen Trieben getreulich festgehalten, böten uns heute das Bild der Lebenserscheinungen. [...] Es ist wie ein Zauderrhythmus im Leben der Organismen; die eine Triebgruppe stürmt nach vorwärts, um das Endziel des Lebens möglichst bald zu erreichen, die andere schnell an einer gewissen Stelle dieses Weges zurück, um ihn von einem bestimmten Punkt an nochmals zu machen und so die Dauer des Weges zu verlängern.³⁴

Ist das Ende des Weges, der Tod, zwar als theoretische Notwendigkeit zu erschließen, so ist er doch, gemäß der Figur des Aufschubs, nicht zu antizipieren:

Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängung aufrecht halten verlegt, und somit bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können.³⁵

Diese Erzählung ist nicht mehr als eine Musterzählung aufgeführt, in der sich die Psychoanalyse repräsentiert und bedeutet finden könnte. Vielmehr stellt sie den ins Mythische verschobenen Prozess dar, der das Erzählen und den das Erzählen im Sinne eines Jenseits des Erzählens macht.

Wenn Freud ein *Jenseits des Lustprinzips* und damit ein Jenseits der Traumdeutung entwirft, so liest Jacques Lacan darin zugleich ein Jenseits des Ödipus.³⁶ Während der Mythos von König Ödipus die Subversion des Imaginären – Ich, König, Besitzer der Königin, meiner Selbst, Ich, Herr im eigenen Haus und im eigenen Reich – durch die Einführung einer Unterbrechung in der Position des Dritten – Vater, Gesetz, Sprache, Tod – und damit die Enteignung von Ödipus als Resonanz des Dritten dramatisiert, dramatisiert *Ödipus auf Kolonos* die Geburt des Menschen in ein symbolisches, historisches, mythisches Leben. In dem Maße, wie der *Ödipus auf Kolonos* das Erzählen als Konjunktion von Tod und Leben erzählt, korreliert die Sophokleische Tragödie mit Freuds *Jenseits des Lustprinzips*:

Ödipus auf Kolonos, dessen Sein ganz in dem von seinem Schicksal formulierten Wort liegt, vergegenwärtigt die Verbindung von Leben und Tod. [...] Das Leben ist dies – ein Umweg, ein hartnäckiger Umweg, durch sich selbst vorübergehend und hinfällig, und entblößt von Bedeutung. [...] wenn wir vorstoßen zur Wurzel dieses Lebens und hinter das Drama der Übergangs zur Existenz, dann finden wir nichts anderes als das dem Tod vermählte Leben. Dahin führt uns die Freudsche Dialektik.³⁷

Auch hier also vollzieht sich die Reflexion auf den Tod als das, was in keiner Sprache einen Namen hat, im Medium einer mythischen Narration. Wenn der *Ödipus auf Kolonos* die Stelle anzeigt, an der die Worte enden, so kann das nur im Vorbeierzählen mythischer Narration passieren. Erweist sich der Mythos als eine Gabe der Sprache und des Sprechens, so heißt das: Herkommend vom nie ganz begreifbaren Diskurs des Anderen, erzeugt er zugleich eine das Subjekt des Lustprinzips bindende Ordnung. Wenn der analytische Dialog zwischen Analysant und Analytiker als Resonanz einer triangulären, durch den Eintritt des Dritten konstruierten Struktur entworfen ist, stellt sich der Mythos auch als Abkömmling des nie ganz begreifbaren Dritten dar, der uns zur Antwort herausfordert. In dem Maße, wie wir die strukturelle Unzulänglichkeit der Antwort nicht zur Ruhe kommen lassen, in dem Maße, wie der Antwort die Spur einer Frage abgelauscht wird, entspringt der mythischen Ungewissheit und Unschärfe zugleich die Dynamik nach einem *Jenseits*

des Mythos. Das neuerlich zu beobachtende Thema der Wiederkehr der Erzählung in den Humanwissenschaften kann also nur dann produktive Wirkungen zeitigen, wenn es den Impuls zu eben diesem Jenseits des Mythos freisetzt.

Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud/Josef Breuer: »Studien über Hysterie«, in: *Gesammelte Werke*, Bd.1, Frankfurt/M.: S. Fischer 1977, S. 227.
- 2 Ebd.
- 3 Vgl. den Aufsatz von Norbert Haas: »Unter dem Titel der Realität«, in: Jochen Hörisch/Christoph Tholen (Hg): *Eingebildete Texte. Affären zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*, München: Wilhelm Fink 1985, S. 49-63.
- 4 Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ, 1887-1904*, hg. von Jeffrey Moussaieff Masson (deutsche Fassung von Michael Schröter), Frankfurt/M.: S. Fischer 1986, S. 283.
- 5 Ebd., S. 283f.
- 6 Vgl. Sigmund Freud: »Aus der Geschichte einer infantilen Neurose«, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 12, Frankfurt/M.: S. Fischer 1978, S. 90.
- 7 Jutta Prasse: »Was ist wirklich geschehen?«, in: Dies.: *Sprache und Fremdsprache. Psychoanalytische Aufsätze*, hg. von Claus-Dieter Rath, Bielefeld: transcript 2004, S. 183-193, hier: S.190f.
- 8 Sigmund Freud: »Aus der Geschichte einer infantilen Neurose«, a.a.O., S. 90: »Ich gestehe dafür etwas anderes ein: daß ich die Absicht habe, die Diskussion über den Realwert der Urszene diesmal mit einem *non liquet* zu beschließen.« Vgl. Norbert Haas: »Realität«, a.a.O., S. 54.
- 9 Sigmund Freud: »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (23. Vorlesung)«, in: Ders.: *Gesammelte Werke*, Bd.11, Frankfurt/M.: S. Fischer 1969, S. 385.
- 10 Vgl. Jacques Lacan: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«, in: Ders.: *Schriften I*, hg. von Norbert Haas, Olten/Freiburg i.Br.: Walter-Verlag 1973, S. 71-170; hier: S. 95.
- 11 Vgl. Norbert Haas: »Fort/da als Modell«, in: Dieter Hombach (Hg): *Zeta 02/ Mit Lacan*, Berlin: Rotation 1982, S. 29-46; hier: 38-41.
- 12 Vgl. Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe*, hg. von Fritz Bergemann, Leipzig: F.A. Brockhaus 1968, S. 201. Vgl. hierzu Ulrike Oudée Dünkelsbühler: »Hysterie,... sagte ich mir, der Fall könne keine Hysterie sein (Freud)«, in: Karl-Josef Pazzini/Susanne Gottlob (Hg): *Einführungen in die Psychoanalyse I*, Bielefeld: transcript 2005, S. 69-88, hier: S. 73.
- 13 Vgl. zum Begriff »Resonanz« Hans Jörg Rheinberger/Michael Hagner (Hg): *Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950*, Berlin: Akademie-Verlag 1993, S. 12.
- 14 Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ*, a.a.O., S. 293 (Br. 142); vgl. Ders.: »Die Traumdeutung«, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. II/III, Frankfurt/M.: S. Fischer 1968, S. 267-271.
- 15 Vgl. hierzu den für meine Überlegungen wichtigen Text von Shoshana Felman: »Beyond Oedipus: The Specimen Story of Psychoanalysis«, in: Dies.: *Jacques Lacan and the Adventure of Insight. Psychoanalysis in Contemporary Culture*, Cambridge u.a.: Harvard University Press 1987, S. 99 – 160, hier: 100f.
- 16 Vgl. Sigmund Freud, »Die Traumdeutung«, a.a.O., S. 267f.
- 17 Ebd., S. 123.
- 18 Ebd., Anm.1.
- 19 Shoshana Felman: »The Specimen Story of Psychoanalysis«, a.a.O., bes. S. 100.

- 20 Vgl. ebd.
- 21 Vgl. Hinrich Lühmann: »Rücksicht auf Darstellbarkeit – Vorwort«, in: Tanja Jankowik u.a. (Hg): *Von Freud und Lacan aus: Literatur, Medien, Übersetzen. Zur »Rücksicht auf Darstellbarkeit« in der Psychoanalyse*, Bielefeld: transcript 2006, S. 7-12, hier: S. 11.
- 22 Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, in: Ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XIII, Frankfurt/M.: S. Fischer 1955, S. 40.
- 23 Vgl. hierzu Jacques Derrida: »Spekulieren – Über/auf ›Freud‹«, in: Ders.: *Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 2. Lieferung*, Berlin: Brinkmann & Bose 1987.
- 24 Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, a.a.O., S. 62.
- 25 Ebd., S. 69.
- 26 Ebd., S. 11.
- 27 Ebd., S. 63.
- 28 Vgl. zu möglichen Akteinteilungen Norbert Haas: »Fort/da als Modell«, a.a.O., bes. S. 30f.
- 29 Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, a.a.O., S. 12.
- 30 Ebd., S. 12f.
- 31 Jacques Lacan: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«, a.a.O., S. 71-170, hier: S. 166.
- 32 Vgl. Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, a.a.O., S. 56f.
- 33 Vgl. ebd., S. 25f.
- 34 Ebd. S. 40f., 43.
- 35 Ebd. S. 45.
- 36 Vgl. Jacques Lacan: »Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse«, in: Ders.: *Das Seminar*, Buch II (1954-1955), Olten/Freiburg i.Br.: Walter-Verlag 1980, S. 291-296; vgl. dazu grundlegend Shoshana Felman: »Beyond Oedipus«, a.a.O., bes. S. 130f.
- 37 Jacques Lacan: »Das Ich in der Theorie Freuds«, a.a.O., S. 295.

Autorinnen und Autoren

Brigitta Bernet (lic. phil.) ist Kollegiatin im Graduiertenkolleg »Gedächtnis, Körper und Geschlecht« der Universität Zürich. Sie promoviert über die Geschichte der Schizophrenie um 1900.

Benjamin Bühler (Dr. phil.) ist wiss. Assistent an der Universität Basel. Er forscht zum Verhältnis von Literatur und Wissen sowie zur Theorie und Geschichte des literarischen Tiers (17-20. Jh.).

Rüdiger Campe (Dr. phil.) ist Professor und Chair des German Departments der Johns Hopkins University (Baltimore). Er forscht zu Rhetorik und Ästhetik, Literatur und Wissenschaftsgeschichte, Barocktheater etc.

Jörn Etzold (Dipl.-Theaterwissenschaftler) beendet z.Zt. am Graduiertenkolleg »Mediale Historiographien« in Erfurt eine Dissertation zu Guy Debord. Schwerpunkte: Theatralität und Politik/Ökonomie, Zeittheorien.

Michael C. Frank (Dr. des.) ist wiss. Angestellter an der Universität Konstanz. Promotion zur Inszenierung kultureller Grenzen und der Figur des Grenzgängers in der kolonialen Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts.

Andy Hahnemann (M.A.) ist wiss. Mitarbeiter am Forschungsprojekt »Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert« an der HU Berlin und promoviert über »Geopolitik und populäre Literatur in der Zwischenkriegszeit (1919-1939)«.

Silke Herrmann (Dipl. phil.) ist Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Die Figur des Dritten« in Konstanz und promoviert mit einer Arbeit zu Inszenierungen von Sängerkastraten. Sie forscht zu Körper, Stimme und Geschlecht.

Arne Höcker (M.A.) promoviert an der Johns Hopkins University zum Verhältnis von Literatur und Kriminologie. Forschungsschwerpunkte: Fallgeschichte, die Figur des Gefängnisgeistlichen, Kafkas Institutionen.

Marietta Meier (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Collegium Helveticum der Universität und der ETH Zürich und arbeitet an einem Habilitationsprojekt zur Geschichte der Psychochirurgie.

Ulrich Meurer (Dr. phil.) ist freier Mitarbeiter und Lehrbeauftragter der Universität München. Er forscht zu Text-Bild-Beziehungen sowie zu Verfahren der Raumdarstellung in Literatur und visuellen Medien.

Jeannie Moser (M.A.) ist Stipendiatin am Konstanzer Graduiertenkolleg »Die Figur des Dritten« und promoviert mit einer Arbeit zu wissenschaftlichen Drogenexperimenten.

Arndt Niebisch (M.A.) promoviert an der Johns Hopkins University mit einer Arbeit über Geräuschästhetik des Futurismus und Dadaismus. Er forscht zur Avantgardeliteratur und zur Geschichte der Medien.

Michaela Ralsler (Dr. phil.) ist wiss. Assistentin an der Fakultät für Bildungswissenschaften (Innsbruck). Sie lehrt und forscht zur Genealogie des psychosomatischen Krankheitspanoramas 1900-2000 sowie zur Geschlechtergeschichte von Krankheit & Gesundheit.

Marianne Schuller (Dr. phil.) ist Professorin für Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Neben Kerngebieten der Literaturwissenschaft forscht und publiziert sie zum Grenzgebiet von Literatur und Wissen.

Oliver Simons (Dr. phil.) ist Assistant Professor am German Department der Harvard University. Er forscht zu Raumkonzepten in Philosophie und Literatur der Moderne, Kolonialismus und Literaturtheorie.

Sebastian Susteck (M.A.) ist Stipendiat des Graduiertenkollegs »Die Figur des Dritten« der Universität Konstanz und arbeitet an einer Dissertation zur Literatur des deutschsprachigen Realismus.

Philippe Weber (lic. phil) promoviert derzeit bei Philipp Sarasin an der Universität Zürich mit einer Arbeit zu sexualpathologischen Fallgeschichten über Homosexualität um 1900.

Caroline Welsh (Dr. phil.) arbeitet am ZfL Berlin über »Leonardo-Effekte. Zur Trennungsgeschichte von Natur- und Geisteswissenschaften 1800-1900-2000« Publikationen zu Beziehungen zwischen Literatur und Wissenschaft, ästhetischer Theorie und Anthropologie um 1800.

Die Neuerscheinungen dieser Reihe

Simone Dietz,
Timo Skrandies (Hg.)
Mediale Markierungen
Studien zur Anatomie
medienkultureller Praktiken
Juni 2006, 270 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 3-89942-482-4

Ralf Adelmann,
Jan-Otmar Hesse,
Judith Keilbach,
Markus Stauff,
Matthias Thiele (Hg.)
Ökonomien des Medialen
Tausch, Wert und Zirkulation
in den Medien- und Kultur-
wissenschaften
Juni 2006, ca. 300 Seiten,
kart., 19,80 €,
ISBN: 3-89942-499-9

Jens Schröter,
Gregor Schwering,
Urs Stäheli (Hg.)
Media Marx
Ein Handbuch
Juni 2006, ca. 500 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 3-89942-481-6

Helga Lutz,
Jan-Friedrich Mißfelder,
Tilo Renz (Hg.)
Äpfel und Birnen
Illegitimes Vergleichen in den
Kulturwissenschaften
Juni 2006, ca. 250 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 3-89942-498-0

Annett Zinsmeister (Hg.)
welt[stadt]raum
mediale Inszenierungen
Mai 2006, ca. 130 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 16,80 €,
ISBN: 3-89942-419-0

Susanne Regener
Visuelle Gewalt
Menschenbilder aus
der Psychiatrie des
20. Jahrhunderts
April 2006, ca. 220 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 3-89942-420-4

Barbara Becker,
Josef Wehner (Hg.)
Kulturindustrie reviewed
Ansätze zur kritischen
Reflexion der Medien-
gesellschaft
April 2006, ca. 250 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 3-89942-430-1

Annette Runte
Über die Grenze
Zur Kulturpoetik der
Geschlechter in Literatur
und Kunst
April 2006, 380 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 3-89942-422-0

Michael Leicht
**Wie Katie Tingle sich
weigerte, ordentlich zu
posieren und Walker Evans
darüber nicht grollte**
Eine kritische Bildbetrachtung
sozialdokumentarischer
Fotografie
April 2006, ca. 180 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 22,80 €,
ISBN: 3-89942-436-0

Petra Gropp
Szenen der Schrift
Medienästhetische Reflexionen
in der literarischen Avantgarde
nach 1945
April 2006, ca. 420 Seiten,
kart., ca. 32,80 €,
ISBN: 3-89942-404-2

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Die Neuerscheinungen dieser Reihe

Birgit Käufer

Die Obsession der Puppe in der Fotografie

Hans Bellmer, Pierre Molinier,
Cindy Sherman

April 2006, 230 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 3-89942-501-4

Peter Widmer

Metamorphosen des Signifikanten

Zur Bedeutung des Körperbilds
für die Realität des Subjekts

April 2006, ca. 150 Seiten,
kart., ca. 17,80 €,
ISBN: 3-89942-467-0

Heide Volkening

Am Rand der Autobiographie
Ghostwriting – Signatur –
Geschlecht

April 2006, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 27,80 €,
ISBN: 3-89942-375-5

Achim Geisenhanslüke,
Christian Steltz (Hg.)

Unfinished Business

Quentin Tarantinos »Kill Bill«
und die offenen Rechnungen
der Kulturwissenschaften

April 2006, ca. 240 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 3-89942-437-9

Markus Fellner

»psycho movie«

Zur Konstruktion psychischer
Störung im Spielfilm

April 2006, ca. 500 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 3-89942-471-9

Sebastian Gießmann

Netze und Netzwerke

Archäologie einer
Kulturtechnik, 1740-1840

April 2006, 120 Seiten,
kart., ca. 15,80 €,
ISBN: 3-89942-438-7

Meike Becker-Adden
Nahtstellen

Strukturelle Analogien
der »Kreisleriana« von
E.T.A. Hoffmann und
Robert Schumann

März 2006, 290 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-472-7

Jürgen Straub,

Doris Weidemann,

Carlos Kölbl,

Barbara Zielke (eds.)

Pursuit of Meaning

Advances in Cultural and
Cross-Cultural Psychology

März 2006, 518 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 3-89942-234-1

Arne Höcker, Jeannie Moser,

Philippe Weber (Hg.)

Wissen. Erzählen.

Narrative der Human-
wissenschaften

März 2006, 222 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-446-8

Volker Pantenburg

Film als Theorie

Bildforschung bei
Harun Farocki und
Jean-Luc Godard

März 2006, 324 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-440-9

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Die Neuerscheinungen dieser Reihe

Sibylle Peters,
Martin Jörg Schäfer (Hg.)
»Intellektuelle Anschauung«

Figurationen von Evidenz
zwischen Kunst und Wissen

März 2006, 360 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 3-89942-354-2

Andi Schoon
Die Ordnung der Klänge

Das Wechselspiel der Künste
vom Bauhaus zum Black
Mountain College

März 2006, 216 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-450-6

Peter Glotz, Stefan Bertschi,
Chris Locke (Hg.)
Daumenkultur

Das Mobiltelefon in der
Gesellschaft.
Übersetzt von Henning Thies

März 2006, 348 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-473-5

Martin Heller, Lutz Liffers,
Ulrike Osten
Bremer Weltspiel
Stadt und Kultur. Ein Modell

März 2006, 248 Seiten,
kart., 22,80 €,
ISBN: 3-89942-485-9

Ulf Schmidt
Platons Schauspiel der Ideen

Das »geistige Auge« im
Medien-Streit zwischen Schrift
und Theater

Februar 2006, 446 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 3-89942-461-1

Andreas Jahn-Sudmann
**Der Widerspenstigen
Zähmung?**

Zur Politik der Repräsentation
im gegenwärtigen
US-amerikanischen
Independent-Film

Januar 2006, 400 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 31,80 €,
ISBN: 3-89942-401-8

Tanja Jankowiak,
Karl-Josef Pazzini,
Claus-Dieter Rath (Hg.)
**Von Freud und Lacan aus:
Literatur, Medien, Übersetzen**

Zur »Rücksicht auf
Darstellbarkeit« in der
Psychoanalyse

Januar 2006, 286 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-466-2

Bernard Robben
Der Computer als Medium
Eine transdisziplinäre Theorie

Januar 2006, 316 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-429-8

Heike Piehler (Hg.)
Weißes Rauschen
1. Ästhetik-Festival der
Universität Bielefeld

Januar 2006, 110 Seiten,
kart., zahlr. farb. Abb., 15,80 €,
ISBN: 3-89942-462-X

Christina Bartz,
Jens Ruchatz (Hg.)
**Mit Telemann durch die
deutsche Fernsehgeschichte**
Kommentare und Glossen
des Fernsehkritikers
Martin Morlock

Januar 2006, 260 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-327-5

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**